General Fadejew über Russlands Kriegsmacht und ...

Rostislav Fadi︠e︡ev

Russlands

Kriegsmacht und Kriegspolitik.

General Fadejew

über

Russlands Kriegsmacht und Kriegspolitik.

Uebersetzung aus dem Russischen.

Mit einem Vorwort

von

Julius Eckardt.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1870.

Vorwort des deutschen Herausgebers.

Das Jahr 1866 hat unsern Welttheil in ein Kriegslager verwandelt, wie es seit Jahrhunderten kein zweites gegeben hat. Die schwere Last der unerschwinglichen Militairbudgets, welche auf den Völkern ruhte, war den Betheiligten bisher durch die Hoffnung erleichtert worden, es handele sich um Ausnahmezustände, die ein Ende haben müssten, sobald der neue deutsche Staat mit Frankreich abgerechnet. Heute, wo diese Abrechnung ihrem Abschluss entgegengeht, ist die Erfüllung der auf dieselbe gesetzten Hoffnungen eine ziemlich zweifelhafte geworden, und die eifrigsten Friedensfreunde können sich der Besorgniss nicht erwehren, dass dem Kriege an der deutschen Westgrenze ein Zusammenstoss im Osten oder Südosten in nicht allzu ferner Zukunft folgen werde. Aus deutscher Initiative sind diese Befürchtungen nicht entsprungen. Die wachsende industrielle Bedeutung unserer Nation ist ein natürlicher Hebel der angeborenen deutschen Friedfertigkeit, und unsere grossen Staats- und Kriegsmänner, dieselben, die die Welt zum zweiten Mal durch unvergleichliche Thaten in Erstaunen und Bewunderung versetzt haben, — sie hassen den Krieg, wie die Quäker. Von den beiden grossen Kriegen, die sie geführt haben, ist

der erste die Folge jahrzehntelanger politischer Versäumnisse und Irrthümer, der zweite das Product thörichter Selbstverblendung und frivoler Ueberhebung eines hochmüthigen Feindes gewesen. Was sollte uns zu einem Kriege mit dem östlichen Nachbarn bewegen, wenn dieser Nachbar ebenso friedlich ist, wie wir es sind? Weder beneiden wir ihm seinen Besitz, noch haben wir jemals Neigung gezeigt uns in seine oder anderer Völker innere Angelegenheiten zu mengen — habeat sibi.

Wenn nichtsdestoweniger der Führung des französischen Krieges ein stetes Gerede von der Unvermeidlichkeit einer Abrechnung mit Russland parallel gelaufen ist, so liegt die Schuld nicht an uns, sondern an den Russen. Seit dem verhängnissvollen 15. Juli 1870 ist kaum ein Tag vergangen, an dem die Zeitungen, welche mit Recht für den Ausdruck der öffentlichen Meinung Russlands gelten, nicht von dem bevorstehenden Kriege mit dem verhassten deutschen Nachbar geredet und dessen Demüthigung für eine blosse Frage der Zeit erklärt hätten. Gleichzeitig ist das Stichwort ausgegeben worden, Russland sei seit den neusten Umwälzungen im Herzen Europas nichts übriggeblieben, als nach dem Beispiel Preussens die ihm verwandten Stämme um sich zu sammeln, für sie und mit ihnen die Pforte und Oesterreich in Trümmer zu schlagen. Ob und inwieweit das ernst gemeint ist, wissen wir zunächst noch nicht. Aber auch wir haben die alte Regel „si vis pacem para bellum“ gelernt und Niemand kann uns verargen, wenn wir trotz unserer Wünsche und Hoffnungen für Begründung und Erhaltung eines dauernden Friedens die Augen offen behalten und keine Gelegenheit zu genauerer Bekanntschaft mit dem Nachbarn unbenutzt lassen, der sich selbst unsern nächsten Gegner genannt hat.

Im Interesse dieser Bekanntschaft ist das vorliegende Werk aus dem Russischen übersetzt worden. Was man bisher über das russische Militairwesen und die Neugestaltung desselben durch den gegenwärtigen Kriegsminister General Miljutin gewusst hat, beschränkte sich auf die verstreuten Angaben einzelner Zeitungen und Journale und auf ein paar kleine Schriften, die — von allem Uebrigen abgesehen — schon ihres mehr oder minder officiösen Ursprungs wegen keine volle Geltung in Anspruch nehmen konnten. Im Wesentlichen sind in Westeuropa noch immer Vorstellungen über die russische Armee gangbar, die sich an die Erlebnisse des Krimkrieges knüpfen, der Wirklichkeit aber schon seit lange nicht mehr entsprechen.

Das vorliegende Werk, das eine zusammenfassende Darstellung des gegenwärtigen militairischen Statusquo in Russland enthält, kommt darum einem wirklichen Bedürfniss und zwar einem Bedürfniss entgegen, das von den weitesten Kreisen getheilt wird und keineswegs auf Deutschland beschränkt ist. Die Nothwendigkeit, sich über die russische Armee zu informiren, wird auch von denen anerkannt, die im übrigen möglichst wenig von Russland zu hören wünschen und ihre mit Furcht gemischte Abneigung gegen diesen Staat am liebsten nach der Methode des Vogel Strauss zum Ausdruck bringen. Die Urtheilsfähigkeit des Verfassers, der sich als politischer Schriftsteller längst bekannt gemacht hat und mit Recht für einen der gebildetsten höheren Officiere seines Vaterlandes gilt, dürfte von keiner Seite her in Zweifel gezogen werden. Sie ist aber nicht die einzige Qualität, die General Fadejew für sein Unternehmen mitgebracht hat. Zu der Fähigkeit, ein unbefangenes und sachkundiges Urtheil über die russischen Militairverhältnisse zu fällen, ist bei dem General Fadejew noch der Wille gekommen, die Wahrheit und

zwar die volle Wahrheit zu sagen. Unser Verfasser macht kein Hehl daraus, dass er in vielen Stücken Gegner des von dem gegenwärtigen russischen Kriegsminister befolgten Systems ist und dass er sich die Fähigkeit zutraut, selbst organisirend einzugreifen. Das vorliegende Buch ist aus einer Reihe kritischer Abhandlungen entstanden, die General Fadejew im Jahre 1867 im Russki Westnik, einer von Katkow in Moskau herausgegebenen Monatsschrift, veröffentlichte, um (wie man allgemein annahm) im Bunde mit dem Feldmarschall Fürsten Bärjatinski eine veränderte Richtung der russischen Militaireinrichtungen herbeizuführen und die Leitung derselben selbst in die Hände zu bekommen. Dieser Umstand hatte nicht nur seinen Blick für die schwachen Seiten des gegenwärtigen Systems geschärft, sondern ihm eine Rücksichtslosigkeit der Meinungsäusserung eigen gemacht, wie sie in Russland nicht eben häufig gefunden wird. Dem westeuropäischen Leser wird dieser Zusammenhang der Dinge wesentlich zu Gute kommen, schon weil er die Bedenken beseitigt, mit denen man sonst an die Darstellungen hochgestellter Militairs herantritt. Dass der Verfasser General ist, verbürgt uns seine Kenntniss der Materie, die er behandelt, dass er zugleich Oppositionsmann ist, die Unabhängigkeit der Urtheile, welche er fällt.

Für endgiltig werden diese Urtheile freilich nicht gelten können. Dass das Buch vor den grossen Ereignissen des Jahres 1870 geschrieben ist und an mancherlei Voreingenommenheiten gegen die preussische und für die französische Armee laborirt, verräth sich schon auf den ersten Seiten. Was der Militair dabei verliert, wird freilich der Politiker gewinnen — zumal wenn er zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Die tiefe Abneigung gegen den preussisch-deutschen Staat und dessen freundschaftliche Stellung zu

Russland, die in fast allen Schichten der russischen Gesellschaft lebt und in den liberalen und nationalen Kreisen der grossen Monarchie des Ostens am deutlichsten und schärfsten ausgeprägt ist, wird von Herrn Fadejew in allen Stücken getheilt. Der Verfasser ist sachkundig und gebildet genug, um den hohen Werth und die unerreichte Organisation der deutschen Armee anzuerkennen und in manchen Stücken seinem Vaterlande als Muster zu empfehlen; aber dieses Lob und diese Anerkennung kommen ihm nicht von Herzen und werden immer wieder von dem Bestreben begleitet, die angeblichen oder wirklichen Vorzüge der französischen Einrichtungen in ein möglichst helles Licht zu stellen. Nicht nur dass der eigenthümliche Geist unserer nationalen Institutionen den russischen Schriftsteller antipathisch berührt, der Verfasser hat ein Bewusstsein davon, dass die Ueberlegenheit des verhassten Nachbars sich nicht wegläugnen lasse und dereinst auf Unkosten Russlands zur Geltung kommen könne. Und der General Fadejew hat doppelten Grund zu dieser Befürchtung: nicht nur, dass er als russischer Demokrat Gegner alles deutschen Wesens und Anhänger jener russisch-französischen Alliance ist, an welcher seine Parteigenossen jahrelang vergeblich gearbeitet haben — Fadejew ist zugleich Panslawist. Ausserhalb Russlands ist sein Name zuerst durch Broschüren und Zeitungsartikel bekannt geworden, die gegen Oesterreich gerichtet waren und die Nothwendigkeit einer Sammlung aller slawischen Elemente unter die russische Fahne und eines gesammt-slawischen Völkersturms auf die Pforte im Einzelnen entwickelten. Dass er diesen schon vor Jahren geäusserten Gedanken treu geblieben, hat der General neuerdings durch die That zu beweisen Gelegenheit gehabt: ein paar in der St.-Petersburger Börsenzeitung veröffentlichte Nachträge zu seinen früheren Publicationen

über Oesterreich und die orientalische Frage machten in Pesth und Wien so grosses und so nachhaltiges Aufsehen, dass die Petersburger Regierung sich veranlasst sah, den allzu kühnen Publicisten zu quiesciren.

Seinen Anschauungen über Russlands Aufgaben im südöstlichen Europa hat der Verfasser auch in der vorliegenden Schrift wiederholten und deutlichen Ausdruck gegeben. Er sagt seinen Lesern nicht nur, wie Russland seine künftigen Kriege zu führen habe, sondern fügt zugleich hinzu, welchen Zwecken und welchen Gegnern diese Kriege gelten sollen. Der vorliegenden Schrift kommt dieses Uebermass von Offenheit zweifellos zu Gute. Sie bietet militairischen wie nichtmilitairischen Zeitgenossen die Gelegenheit zu einer Bekanntschaft mit russischen Zuständen und Stimmungen, wie sie nur selten dagewesen ist. Unwillkührlich werden wir an die Rolle gemahnt, welche dem Buch Trochu's über die französische Armee während der Jahre beschieden war, die zwischen dem Frieden von Nikolsburg und den Vorbereitungen zu dem gegenwärtigen Kriege lagen. Dass Fadejew, wenn er mit seiner tiefen Abneigung und seinem Misstrauen gegen den neuen deutschen Staat und die Ereignisse von 1866 offen hervortritt, nicht nur in seinem, sondern zugleich im Namen seines Volks gesprochen hat, haben die neusten Ereignisse reichlich bestätigt. Die Tage, in denen diese Blätter erscheinen, haben ihre eigene Sorge und sind zu Betrachtungen über die Zukunft wenig geeignet — wenn sie ruhigeren Zeiten und Stimmungen Platz gemacht haben, wird man davon Act nehmen, dass sie in Russland eine Stimmung gezeitigt haben, die den französischen Klagen über das bei Sadowa verloren gegangene Prestige verzweifelt ähnlich sieht und an der die freundschaftliche und loyale Neutralität der Regierung Alexanders II. Nichts zu ändern vermocht hat.

Was Fadejew bei Abfassung der vorliegenden Schrift als seine persönliche Meinung aussprach, ist inzwischen längst russisches Allgemeingut geworden und wird von Petersburger und Moskauer Journalen der verschiedensten Richtungen täglich deutlicher und mit sehr viel entschiedenerer Anwendung auf uns gesagt, denen die slawischen Seher längst eine Stellung an der Seite Oesterreichs und Englands angewiesen haben und die sie als die gefährlichsten Gegner einer russischen Lösung der orientalischen Frage im Voraus bekämpfen.

So darf die vorliegende deutsche Version der Fadejew'schen Schrift in mehr wie einer Rücksicht hoffen, dem deutschen Publikum einen Dienst zu erweisen. — Ausser den mit dem Hauptwerk zugleich erschienenen Beilagen ist der vorliegenden Uebersetzung noch ein von dem Verfasser in neuerer Zeit veröffentlichter Artikel als Anhang angefügt worden, welcher mit der ersten Beilage im Zusammenhang steht und als Zeugniss für die Aufmerksamkeit, mit der man in Russland allen neueren Erfindungen auf militairischem Gebiet folgt, dem Leser sicher nicht unwillkommen sein wird. Für die Herausgabe des Ganzen ist der Wunsch massgebend gewesen, der in diesen grossen Tagen jedem Deutschen in der Seele lebt: an seinem kleinen und bescheidenen Theil mitzuwirken an der Grösse und Sicherheit des deutschen Staates.

Hamburg, den 7. November 1870.

Julius Eckardt.

Die Streitkräfte Russlands.

Von

Rostislaw Fadejew.

Dieses Buch ist keine genaue Reproduction der Artikel des „Russischen Boten“*), obgleich es ebenso wie diese betitelt ist. Die früheren Artikel sind gegenwärtig in ein System gebracht, anders angeordnet und in vielen Stücken verändert worden. Ich habe in diesen Artikeln Ideen ausgesprochen, die schon längst in meiner Ueberzeugung gereift und durch persönliche Erfahrung bestätigt worden waren; in einer Angelegenheit aber, wie die auf öffentlichen Thatsachen beruhende heutige Organisation der Streitkräfte Russlands, kann eine persönliche Meinung, wessen sie auch immer sein mag, nur dann allein Bedeutung erhalten, wenn sie von vielen Gesichtspunkten aus verificirt, von vielen im Kriegswesen erfahrenen Männern erwogen worden ist. Eine solche Controle allein aus Gesprächen zu gewinnen war vor dem Erscheinen der Artikel unmöglich; der Sinn vieler Gegenstände wird erst in ihrem allgemeinen Zusammenhang vollständig klar. Jetzt kann ich es positiv aussprechen, dass diese Controle geschehen ist. Ich habe meine Ueberzeugungen der Begutachtung berühmter Militairs, an die ich mich zu wenden ein Recht hatte und deren Meinung ich am meisten schätze,

---

*) „Russki Westnik“ (Russischer Bote), eine von Katkow und Leontjew redigirte, in Moskau erscheinende, literarisch-politische Monatsschrift.

Anm. d. Uebers.

unterzogen. Ich habe in Folge einer solchen Prüfung viele Einzelheiten verändern müssen; die wesentlichen Grundgedanken meiner Arbeit sind jedoch gebilligt worden. Ausserdem war ich verpflichtet einzelne Gedanken genauer auszuführen und manche durch einige Stellen der Artikel veranlasste Missverständnisse aufzuklären. Indem ich meine Arbeit in der neuen Gestalt dem Publikum übergebe, bitte ich meine Leser, gleichviel ob sie mit mir übereinstimmen oder nicht, — das Eine nicht zu vergessen, dass die Fragen, um die es sich hier handelt, in diesem Augenblick für uns in einem so hohen Grade wichtig sind, dass sich die Ansichten wohl theilen und auf Vertheidiger oder auf Gegner, aber nur nicht auf Gleichgültige stossen können. Kein Bürger Russlands hat ein Recht in dieser Sache gleichgültig zu bleiben.

Erstes Capitel.

Einleitung.

Europa hat seit dem Ende der grossen napoleonischen Kriege zu keiner Zeit ein kriegerischeres Aussehen gehabt als gerade in diesem Augenblick. Die hauptsächlichste, wenigstens die am meisten in die Augen fallende Sorge der grossen europäischen Staaten besteht zur Zeit in der Revision ihrer militairischen Einrichtungen, in der Erweiterung der Truppen-Cadres, um beim Uebergang vom Friedens- auf den Kriegsfuss die grösstmöglichste Macht einstellen zu können, und in der Vervollkommnung der Bewaffnung. Jeder Staat fürchtet hinter den anderen Staaten zurückzubleiben. Diese Sorge ist eine allgemeine und sie findet ihre hinlängliche Erklärung in der gegenwärtigen Situation. Vor unseren Augen werden fast sämmtliche früheren zwischen den Völkern bestehenden Beziehungen einer Revision unterzogen und durch neue ersetzt, von denen noch keine einzige sich genug befestigt hat, um als vollendete Thatsache zu gelten; je lockerer die gewohnten Bande geworden, desto weiteren Spielraum haben Willkühr und Macht. In einem solchen Augenblick hat jedes selbständige Volk sich selbst zu prüfen, seine natürlichen sowie seine gewonnenen Kräfte mit denen der Nachbaren zu vergleichen, aufmerksam zu untersuchen, ob nicht in dieser Hinsicht noch etwas zu thun übrig bleibe, und zu gleicher Zeit das eigene Urtheil über sich selbst leidenschaftslos abzuwägen und es mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen. Der gereiften Gesellschaft drängt sich unter so wichtigen Umständen die Nothwendigkeit auf die mehr oder weniger allgemein recipirten Urtheile einer Revision zu unterziehen.

Im Wesentlichen ist jede internationale Frage eine Frage der Macht; die friedliche und die kriegerische Lösung derselben sind blos

zwei Grade der Steigerung ein und derselben Thätigkeit. Ist die Ungleichheit der Macht offenbar, so giebt man ohne Kampf nach, in möglichst anständiger Weise; im anderen Fall wird gekämpft. Etwas wünschen heisst, in internationalen Beziehungen, sich der Macht bewusst sein das Gewünschte zu erlangen. Die Diplomatie besteht im Wesentlichen in nichts Anderem, als in den endlosen Unterhandlungen zwischen den Volkskräften, den Armeen, an deren Spitze die Regierungen stehen. Die Diplomatie ist die Form, häufig die Kunst, sich seiner wirklichen Macht zu bedienen ohne sie anzuspannen; ohne Macht wird die Diplomatie zur müssigen Conversation, — zur Beredsamkeit der hannöverschen Bevollmächtigten vor dem Grafen Bismarck. Es versteht sich von selbst, dass die Stärke der menschlichen Gesellschaften nicht allein nach der Anzahl der Bajonette und Kanonen oder, was dasselbe ist, nach der Bevölkerungszahl und den Einnahmen bemessen werden kann. Die Summe der moralischen, politischen und materiellen Macht der Völker muss aber nicht nur das Mass ihrer Wünsche bestimmen, sondern bestimmt dasselbe auch immer in der That. Das Unmögliche kann man eben nicht wünschen.

Die Gesellschaft hat jedoch häufig eine confuse Vorstellung von ihrer nationalen Macht, eine Vorstellung, welche auf Zufälligkeiten basirt, aus denen man trügerische Schlüsse zu folgern keinen Anstand genommen; die öffentliche Meinung hat indess, auch sogar in absoluten Staaten, einen grossen Einfluss auf die Entscheidungen in der Politik. Preussen hätte im Kriege von 1806 beinahe seinen Untergang gefunden, weil es auf Grund der längst verjährten Siege Friedrichs des Grossen noch immer, obgleich Alles ringsumher sich verändert hatte, der irrigen Ueberzeugung lebte, dass seine Armee auch jetzt noch vortrefflich sei. Im Jahre 1866 ereignete sich genau das Gegentheil davon. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Majorität der preussischen Gesellschaft mit Besorgniss den Folgen der Politik Bismarcks entgegensah, dass Preussen kein Vertrauen zu sich selbst hatte und gegen seinen eigenen Wunsch, lediglich durch den verwegen-entschiedenen Charakter seines Ministers, zum Kriege gebracht worden war. Obgleich die preussische Armee sich in einem viel besseren Lichte gezeigt hat, als von ihr erwartet wurde, so ist nichts desto weniger der Erfolg derselben in diesem deutschen Hauskriege zur Hälfte durch solche zufällige und locale Umstände zu erklären,

dass es wohl sehr verfrüht wäre, aus diesem Kriege auf den Erfolg eines auswärtigen schliessen zu wollen. Nun aber zeigt sich der Revers der Medaille. Nach dem Siege hat die preussische Gesellschaft eine ungeheure Meinung von sich bekommen und ist bereit ihre Regierung zu den allerriskantesten Unternehmungen zu drängen, kann aber dafür gehörig zu büssen bekommen. Auch wir haben in unseren Tagen bei uns zu Hause, und dazu noch zwei Mal, eine irrige, auf einer falschen Schätzung unserer Mittel beruhende allgemeine Stimmung erlebt, welche jedes Mal zu offenbar unheilvollen Folgen geführt hat. Das erste Mal war es, als wir beim Beginn des orientalischen Krieges meinten, die Feinde blos unter einem Mützenregen begraben zu können*), ohne dabei zu berücksichtigen, dass man sich auf die Volkskräfte Russlands, wie gross sie auch immer sein mochten, doch nur bei einer entsprechenden Organisation derselben verlassen konnte; die militairische Organisation jener Zeit zeichnete sich aber durch die Eigenschaft aus, dass sie in Friedenszeiten den Staat mit einer übermässigen Truppenanzahl belastete, welche sich indess in Kriegszeiten als unzulänglich erwies; die neuformirten Theile taugten nicht zum offenen Kampf und die activen Truppen reichten nicht aus, um die Verbündeten auf dem Meere abzuhalten und sie an den Landgrenzen ernstlich zu bedrohen, was das einzige Mittel zum Erfolg gewesen wäre. Freilich galt die öffentliche Meinung damals nur wenig; wenn aber die russische Gesellschaft begriffen hätte, in einem wie hohen Grade unsere damalige militairische (und wir müssen hinzufügen, auch unsere bürgerliche) Organisation zu einem so enormen Unternehmen, wie der orientalische Krieg, unzureichend war, immerhin hätte die öffentliche Meinung einigen Einfluss geübt. Das andere Beispiel ist noch lehrreicher. Das Fehlschlagen des orientalischen Krieges hatte der russischen Gesellschaft ein absolutes Misstrauen gegen die eigene Kraft, welches viele Jahre währte und sogar noch jetzt zu Zeiten sich äussert, eingegeben; sogar die Oesterreicher von heute, welche factisch aufs Haupt geschlagen sind, haben noch mehr Selbstvertrauen, als wir nach dem Jahre 1856 hatten. Hörte man was damals beinahe von jedem Einzelnen im Publikum geredet wurde, man hätte meinen

*) So lautete der häufig gebrauchte Ausdruck der damals in Russland herrschenden selbstzufriedenen Sicherheit. Anm. d. Uebers.

können, dass es uns nicht anders gegangen sei als China nach dem ersten Zusammenstoss mit den Engländern, durch welchen plötzlich die Ohnmacht des himmlischen Reichs zu Tage gekommen war. Indessen hatte der orientalische Krieg wunderbarer Weise in Europa einen vollkommen entgegengesetzten Eindruck gemacht; die Einsichtsvolleren dachten nach Sebastopol besser von uns als vorher, sie hatten Russland näher geschaut und die colossale Masse seiner natürlichen Kräfte begriffen.

Der Einfluss der durch unsere Leichtgläubigkeit hervorgerufenen Enttäuschung war jedoch leider, obschon er sich jeder Erklärung entzog, entschieden nicht zu leugnen, vielmehr lastete er zehn Jahre lang schwer auf der äusseren Lage Russlands und auf seinen allerwesentlichsten internationalen Interessen. Es wäre kindisch gewesen, Erfolge von der Diplomatie zu erwarten, solange dieselbe nicht von einem genügenden Vertrauen der Gesellschaft zu der Volkskraft unterstützt wird. Die Diplomatie kann immer sagen: zeigt mir Vertrauen zu eurer Kraft, und ich werde diplomatische Erfolge daraus machen. In solchen Dingen hilft keine Berufung auf die Regierung. Gerade darin liegt auch der unendliche Vorzug einer gesetzlichen, durch Jahrhunderte fest gegründeten Regierung vor einer zufälligen und einer Revolutions-Regierung, dass sie nicht eine Partei repräsentirt, sondern immer von dem Geist der Gesammtheit, über der sie steht, durchdrungen ist; geschieht es auch, dass sie bei gewissen Fragen in den Ansichten auseinandergehen, so besteht doch zwischen beiden immer und ausnahmslos eine Gemeinschaft des Gefühls.

Aus den angeführten Beispielen kann man die wenigstens relativ wahren Folgerungen ziehen: 1) die Meinung eines Volks von seiner Macht hat einen grossen Einfluss auf den Gang seiner politischen Angelegenheiten; 2) diese Meinung ist nicht selten eine überaus leichtfertige und unbegründete, die Folgen der Verirrung aber ruhen dann drückend auf den Geschicken des Staats.

Im Allgemeinen wird indess angenommen, dass die militairischen Cardinalfragen specielle Fachfragen sind und daher der Gesellschaft fremd bleiben dürfen. Ist aber erst der Augenblick da, wo es gilt seine Meinung über Krieg und Frieden abzugeben, die Mittel zum Erfolge abzuwägen, so kann man davon überzeugt sein, dass von zehn Militairs, die doch für die competentesten Richter in dieser Sache gelten, neun nur die Meinung derjenigen

Gesellschaftssphäre, in der sie leben, nachsprechen werden. Auf diese Weise wird die Gesellschaft, welche in der Regel den militairischen Fragen fern geblieben und weder den Stand der bewaffneten Staatsmacht noch deren Verhältniss zum beabsichtigten Kriege genau kennt, bei wichtigen Fällen in hervorragendem Mass zum Richter und Entscheider gerade in diesen Fragen.

Den Einfluss der öffentlichen Meinung in solchen Dingen zu beseitigen ist ebenso unmöglich, wie durchaus nicht wünschenswerth. Werden sogar Angelegenheiten zweiten Ranges von der öffentlichen Meinung beeinflusst, wie wäre es da möglich sich derselben zu entziehen, wenn es sich um Sein oder Nichtsein, die bei jedem ernsten Krieg sich aufdrängende Frage, handelt. Wir haben also ein dem Anschein nach unlösbares Dilemma: die Geschichte beweist, dass bei der Entscheidung über Krieg und Frieden die öffentliche Meinung häufig sehr leichtfertig verfährt, während der Einfluss derselben nothwendiger Weise ein bedeutender, oft gar nicht zu leugnender ist. Offenbar liegt hierin ein ungeheuerer Missverstand. Meiner Ansicht nach besteht dieser Missverstand in Folgendem. Ohne Zweifel ist das Militairfach eine Specialität, aber in demselben Sinn wie die Specialität der Ingenieure, welche Eisenbahnen bauen. Personen, welche am allerbesten die Bedürfnisse eines Landes hinsichtlich der Anlage von Eisenbahnen kennen, haben oft keine Idee von der Ingenieurwissenschaft. Was würde geschehen, wenn Ingenieure und Techniker die einzigen Richter hierin wären? Sie würden die Kunst um der Kunst willen üben, eine Masse Bahnen bauen, die vortrefflich in der Ausführung und in der Ueberwindung der Schwierigkeiten, aber ohne Nutzen für das Land wären. Genau ebenso verhält es sich mit dem Militairwesen eines Staates. Die Formirung des Heeres ist natürlich ebenso speciell Sache des Militairfachs, wie der Bau der Eisenbahnen speciell Sache des Ingenieurfachs ist. Der Techniker hat das volle Recht gegen die Richtung einer projectirten Bahn, infolge localer Schwierigkeiten, die er besser als ein Anderer beurtheilen kann, seine Einwendungen zu machen; seine Einwendungen können sich jedoch nur darauf beziehen, dass die Bahnlinie eine Abweichung erleide, dass die Hindernisse umgangen werden, nicht aber darauf, dass die Bahn eine entgegengesetzte Richtung erhalte, z. B. statt nach Kiew, nach Woronesch gebaut werde. Von dem als Basis für die Militairorganisation angenom-

menen System hängt die Stufe der Macht eines Staates direct ab, und infolge dessen auch die internationale Politik, durch welche diese Macht überall, wie ein buntfarbiges Futter durch den Flor, hindurchschimmert. Die Vorzüglichkeit einer Militairorganisation wird indess hauptsächlich dadurch bedingt, dass sie dem gesammten socialen Organismus möglichst entspreche, ja man kann sagen, dadurch dass sie nicht künstlich, nicht forcirt erscheine, und in wie weit die Streitkräfte einer Nation deren wirkliche, lebendige Kräfte und die socialen Verhältnisse in ihrer ganzen Natürlichkeit repräsentiren. Man sieht auf den ersten Blick, wie viel leichter es ist, solchen Kräften, die sich von selbst in eine fertige Form fügen, eine allendliche Organisation zu geben, als sich mit einer künstlichen Organisation abzuplagen, die soviel Mühe und Zeit erfordert und am Ende nicht einmal nach Belieben ausgedehnt werden kann. Ist es aber wahr, dass die Streitkräfte einer Nation eine getreue Reproduction ihrer selbst sein sollen, so ist es nicht minder wahr, dass die Frage von der Grundlage des Militairsystems zur Frage von der Nation selbst, von deren geistigen und materiellen Grundlagen wird, d. h. sich in eine politische Frage verwandelt und in das Gebiet der öffentlichen Erkenntniss, als deren unveräusserliches Recht und Erforderniss, übergeht. Diese Wahrheit hat die Gesellschaft immer und überall gefühlt, wenn sie sich auch derselben nicht vollkommen klar bewusst gewesen, und hat niemals sich den Fragen von so capitaler Wichtigkeit entziehen zu dürfen geglaubt, obschon sie zur richtigen Beurtheilung derselben nur mässig vorbereitet gewesen. Die natürliche Folge war, dass häufiger die Leidenschaft entschied als der Verstand.

Das gegenwärtige Jahrhundert, welches so viele landläufige Begriffe umgestürzt, so Vieles, was früher Fachspecialität war, der allgemeinen Erkenntniss zugänglich gemacht hat, hat seinen Einfluss auch in dieser Hinsicht bewiesen. In England, Deutschland und Frankreich, besonders in Frankreich, sind die Fundamentalbegriffe des Militairwesens und der Militairstatistik zum Gemeingut Aller geworden. Man wird heutzutage nur selten einen Franzosen treffen, der vom Militairwesen (natürlich abgesehen von den einzelnen Specialfächern desselben) nicht ebenso bestimmte Vorstellungen hätte, wie von anderen populären Gegenständen des Lebens und der Wissenschaft. In Frankreich würde ein Civilist,

welcher naiv genug wäre von den allereinfachsten Dingen in Bezug auf die Armee und den Krieg keine Idee zu haben, einfach lächerlich sein. Es ist nicht bedeutungslos, dass zu dem Bemerkenswerthesten, was im modernen Frankreich über Land- und See-Kriegswesen geschrieben worden, die Schriften von zwei Civilisten, Thiers und Louis Reybaud, gehören. Diese allgemeine Verbreitung des Verständnisses für das Militairische gehört zu den stärksten Seiten Frankreichs und verleiht ihm einen bemerkbaren Vorzug in Europa. Frankreich sieht nicht, wie viele andere, mit blinden Augen auf die Kriegsereignisse und auf die dem Krieg vorarbeitende Politik; es hat ein vollkommenes Verständniss für seine Chancen und die Bezeichnung „Popularität" oder „Unpopularität" irgend eines Unternehmens bedeutet dort keineswegs nur den Effect der Leidenschaft und des Vorurtheils (obgleich natürlich die Leidenschaften in einem solchen Fall auch immer mitsprechen), sondern eine bis zu einem gewissen Grade richtige Abschätzung der Kräfte, der Hindernisse und der Ziele. Die Militairs haben in Frankreich nicht den Charakter der Isispriester, sie können sich nicht von einer gar zu hohen Meinung von sich selbst einnehmen lassen, wie es das Prärogativ jedes uncontrollirbaren Specialisten ist; in militairischen Dingen sind sie natürlich die ersten und hauptsächlichsten Richter, die aber ihrerseits wieder von der Gesellschaft gerichtet werden. Die Billigung der letzteren verleiht den für die Finanzen oft höchst unzuträglichen Anordnungen des Kriegsministeriums eine sittliche Kraft, welche öffentlichen Reformen, deren Nothwendigkeit anerkannt ist, inne wohnt. Dadurch verliert der Staat Nichts an seiner Macht.

Obgleich in England und Deutschland das Verständniss für das Militairwesen in der Gesellschaft weniger entwickelt ist, so ist es doch auch dort noch ungleich mehr verbreitet als bei uns. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, dass die öffentliche Meinung dieser Länder bei Gelegenheit eines Krieges, wie des orientalischen, hinsichtlich der nationalen Kräfte nie derartig enttäuscht werden könnte, ebensowenig die mit einer solchen Machtentwickelung gebüsste Fahrlässigkeit für Kraftlosigkeit gehalten und sich nicht erwehrt hätte jener Bescheidenheit der besiegten Chinesen, welche unsere Sprache im Verlauf von zehn Jahren ausgezeichnet hat. Eine so sonderbare Erscheinung war nur allein in einer Gesellschaft möglich, wo es bis heute für einen gebildeten Menschen

nicht als Schande gilt, nicht zu wissen, aus wie viel Regimentern die Armee seines Vaterlandes besteht, welche Reorganisationen sie erfährt, in welchem Verhältniss ihre Kräfte zu denen anderer Völker stehen und dgl. m. Auch im Auslande wird dergleichen nicht in bürgerlichen Schulen gelehrt, aber dennoch wissen es Alle und sind dadurch sicher vor gänzlich fehlgehenden Schlüssen. Wenn auch dort nicht jeder Bürger ein Thiers und ein Reybaud ist, so hat doch die Masse der Gesellschaft genügende Vorstellung von dem, was zum Verständniss der nationalen Macht erforderlich ist, um nicht Weiss für Schwarz zu halten.

Die russische Gesellschaft muss in dieser Hinsicht ganz von neuem erzogen werden, wenn sie anders jemals zum Richter in ihren eigenen Angelegenheiten werden und nicht immer den Ereignissen der eigenen Geschichte fremd bleiben soll. Die Mittel dazu liegen offen zu Tage, der Vorhang, hinter dem sich sämmtliche Anordnungen des Kriegsressorts vollzogen, ist gelüftet. Das Verständniss der Bedingungen, auf denen sich die Macht des Vaterlandes gründet, hängt nunmehr von dem Grade des Interesses der russischen Gesellschaft für ihre eigenen Angelegenheiten direct ab.

Es ist allgemein anerkannt, dass es im Leben der menschlichen Gesellschaften keine bedeutenden Erscheinungen giebt, die vollkommen zufällig sind und nicht aus der Hauptquelle, dem Geist des Volks und dem historischen Geschick des Staates, entspringen. Aber noch nicht allgemein ist man, wie es scheint, zu der Ueberzeugung gelangt, dass auch die verschiedenen Ansichten über die Organisation der Streitkräfte, wie sie in diesem oder jenem Staat existiren, ebenfalls unter diese allgemeine Regel zu subsumiren sind, dass diese Organisation keineswegs eine willkührliche ist, sondern vielmehr nothwendig bedingt ist sowohl durch den gesammten socialen Organismus, als durch die geographische Lage des Staates. Und doch bringen die in den einzelnen Staaten existirenden Systeme der Militairorganisation in einem so hohen Grade genau den gegenwärtigen Moment ihrer Entwickelung zum Ausdruck, dass man allein aus den Daten der Militair-Statistik im Stande wäre das Leben der einzelnen Staaten historisch darzustellen; der Grund, auf welchem ein militairisches System sich aufbaut, liegt überall weit tiefer als im persönlichen Ermessen der Regierung. Der Umfang der Bewaffnung wird nicht von

irgend einem Staat allein für sich bestimmt, sondern von der Gesammtheit der die civilisirte Welt bildenden Staaten, d. h. also vom Geist der zeitgenössischen Epoche, — sowie vom gesammten socialen Organismus des Volks, welchen die Herrscher nicht nach Belieben umformen können. Noch weniger sogar als der Umfang der Bewaffnung, sind fast immer die Organisation selbst und der Geist des Heeres von der Regierung abhängig; mit mathematischer Genauigkeit kommen hierbei zum Ausdruck die aus der Geschichte sich ergebenden Beziehungen der Gesellschaftsclassen untereinander, der den Bürgern der verschiedenen Schichten verliehene Grad der Gleichberechtigung, sowie alle Sitten des Landes, insonderheit die Stellung der erwachsenen Söhne zur Familie, welche überall die Einführung des einen oder anderen Systems der Rekrutenaushebung im höchsten Grade beeinflusst. Aus diesen durchaus nicht willkührlichen zwei Momenten — aus der Quantität der Truppen und ihrer inneren nationalen Organisation — ergiebt sich alles Uebrige: das Verhältniss der Streitkräfte in Friedenszeiten zu denen in Kriegszeiten, das Verhältniss der verschiedenen Waffengattungen untereinander, das System der Führung und der Vertheilung des Commandos, ja sogar und zwar in sehr hohem Grade das Kampf-Reglement, nach welchem das Heer sich richtet. Hierzu braucht man keine Beispiele zu suchen, denn jeder europäische Staat giebt ein passendes Beispiel ab.

Da ist England, das in der Bevölkerungszahl nicht viel hinter Frankreich zurücksteht, hinsichtlich des Reichthums dasselbe aber bei weitem übertrifft. Dieser Staat zeichnet sich zur Zeit durch eine überaus friedliche Stimmung aus. Am Anfang des Jahrhunderts aber, als die sociale Organisation Englands noch nicht ihre äussersten Consequenzen zur Geltung gebracht hatte, war England keineswegs friedliebend und führte gigantische Kämpfe gegen Frankreich und das gesammte übrige dem letzteren unterworfene Europa. Volk und Regierung gingen damals mit einander und spannten alle Mittel an, um gegen Napoleon die möglich grösste Macht aufzubringen. Man sollte meinen, dass England bei seiner Bevölkerung und bei solchem Reichthum eine ungeheuere Armee hätte bewaffnen können; aber nein, Englands bürgerliche Organisation gestattete das nicht; die active englische Armee hat ohne Verbündete niemals fünfzigtausend Mann überstiegen. Allen Anstrengungen zum Trotz hat England in den continentalen

Kriegen immer nur die zweite Rolle gespielt. Es ist bekannt, wie die durch die aristokratischen Einrichtungen Englands herangebildete und im einzelnen auf jeden Engländer ausgedehnte Unverletzlichkeit der Person, die Veranlassung ist, dass dieser Staat ausschliesslich durch freie Anwerbung aus der alleruntersten Hefe der Bevölkerung sein Heer bildet. Durch dieses Rekrutirungssystem, den Eckstein der Kriegsmacht Englands, wird alles Uebrige bedingt. Der Uebergang vom Friedens- auf den Kriegsfuss, durch welchen die europäischen Armeen verdoppelt und verdreifacht werden, kann dort nicht denselben Sinn haben, wie auf dem Continent; im Gegentheil treten Personen, welche sich gern in Friedenszeiten anwerben lassen, angesichts der bevorstehenden Gefahren und Entbehrungen nicht in den Dienst, und auf diese Weise wächst nicht die Quelle der Completirung für die englische Armee, sondern versiegt beim Herannahen des Krieges. Aus eben demselben Grunde ist es nöthig den englischen Soldaten solange als möglich unter der Fahne zu halten. Früher diente er sein ganzes Leben lang; jetzt ist die Dienstzeit abgekürzt, aber er wird dennoch fast immer auf längere Termine angeworben. Der Bestand der englischen Armee, welche aus dem obdachlosen Pöbel, vorzugsweise aus ganz verkommenen Menschen gebildet wird, verleiht ihr einen exceptionellen eigenthümlichen Charakter. Der englische Soldat ist ein Helot, den keine Auszeichnung zum Menschen machen wird; zwischen ihm und dem Officier liegt dieselbe unüberschreitbare Kluft, wie zwischen dem mittelalterlichen Ritter und dessen Hörigen. Es ist begreiflich, auf welche Weise durch diese Beziehungen der Geist des englischen Reglements, z. B. dessen ausschliessliche Bevorzugung der deployirten Aufstellung, bedingt worden ist. Der englische Soldat, welcher immer kurz gehalten wird, gelangt, obschon er von Natur einen energischen Charakter hat, dennoch infolge seiner socialen Stellung und der militairischen Ausbildung zu einer geradezu mechanischen Passivität; seine Energie verwandelt sich ausschliesslich in Zähigkeit! Wie kann man von solchen Leuten erwarten, dass sie den rechten Ungestüm, wie ihn eine vorwärtsstürmende Colonne nöthig hat, entwickeln sollen? Sie sind unselbständig, weil der Organismus des englischen socialen Lebens ihnen keine Selbständigkeit gestattet, und können infolge dessen nur wie ein lebloser Mechanismus in den Händen der Officiere befriedigend agiren; am tauglichsten ist für sie diejenige

Aufstellung, bei welcher ihre Energie passiv zum Ausdruck kommen kann und bei welcher sie immer unter den Augen und in der Gewalt ihrer Officiere bleiben. Daher kommt es auch, dass die englische Armee es nicht versteht auf dem Marsch von den Mitteln des Landes zu leben, sondern, von einer endlosen Bagage belästigt, die allerdetaillirteste Sorgfalt, wie ein Cadettenlager, beansprucht; ihr ganzer Verstand steckt in der Anführung. Bei alledem ist die englische Armee ganz vorzüglich, sie hat die besten Truppen, die nur vorkommen können — die Truppen des ersten französischen Kaiserreichs — beständig besiegt. Die höhere sittliche und physische Entwickelung der höheren englischen Stände, welche die Seele des Heeres bilden, — die rauhe Festigkeit der Masse, welche den Leib desselben ausmacht, und die vorzügliche Ausrüstung machen aus dieser Armee eine Kriegswaffe, die furchtbar ist, wenn auch in vielen Beziehungen einseitig und allzu schwerfällig. Die geringe numerische Stärke der englischen Armee gestattet ihr nicht in den europäischen Kriegen eine selbständige Rolle zu spielen; für England aber ist sie vollkommen genügend. Die Seemacht des Landes verzehnfacht die Kraft seiner Landarmee, indem sie die Möglichkeit bietet, jeden Küstenpunkt der feindlichen Besitzungen zu bedrohen und auf diese Weise selbst die mächtigsten Kräfte zu zersplittern, was wir während des orientalischen Krieges zur Genüge erfahren haben. Zur inneren Vertheidigung gegen feindliche Einfälle hat England eine Miliz aus den ansässigen, vollberechtigten Classen, giebt aber dem gemeinen Volk unter keiner Bedingung Waffen in die Hände; in dieser Beziehung ist England ebenso sich selbst treu, wie in allem Uebrigen. Man sieht hieraus deutlich, bis zu welchem Grade die englische Armee genau den historischen Bau des Volkes und die geographische Lage des Landes zum Ausdruck bringt. Wenn es zur Zeit Carl's II., als die ersten stehenden Truppen in England eingeführt wurden, einen Menschen gegeben hätte, begabt mit der übermenschlichen Fähigkeit aus der gegebenen Lage alle logischen Folgen derselben zu entwickeln, er hätte die gegenwärtige Organisation der englischen Armee mit Genauigkeit vorhergesagt; in so hohem Grade ist das Heeressystem eines Staates der Willkühr entzogen; in so hohem Grade überlässt die Macht der Verhältnisse dem Kriegsministerium nur die technische Arbeit, die Elemente, wie sie

ihm durch das sociale und politische Leben des Volkes fertig geliefert werden, zu gruppiren.

Ganz dasselbe finden wir auch auf dem Continent. Wie verschieden die französische Militairorganisation von der englischen auch sein mag, sie ist ebensowenig willkührlich und in ihrem Grunde ebensowenig von der Willkühr der Regierung abhängig, wie dort. Frankreich bildet einen compacten, gleichartigen Körper, welcher gerade im Herzen Europas liegt, und kann es eben deshalb schon selten vermeiden, sich bei jedem internationalen Conflict zu betheiligen. Ungeachtet der Revolution werden die Franzosen in ihrem Privatleben auch jetzt noch in jenen Traditionen der Kriegsliebe und des Nationalruhms erzogen, welche sich vor grauen Zeiten unter dem Einfluss des herrschenden Adels, der aber längst jeden politischen Charakter verloren hat und zu einer reinmilitairischen Kaste, zu europäischen Kschatrya's geworden ist, entwickelt haben. Der fünfundzwanzigjährige Kampf, den die Revolution mit der Monarchie auf Leben und Tod geführt, hat diese Anlage noch mehr entwickelt, indem er die ganze Nation in ein Kriegslager verwandelte. Die Kriegsliebe der Franzosen ist mindestens historisch erklärlich, um so mehr, da sie noch von vielen Eigenthümlichkeiten unterstützt wird. Ein Krieg kann sehr bedrohlich sein direct für die Existenz der meisten europäischen Staaten, für Frankreich aber gar nicht. Infolge einer gründlichen Niederlage kann Oesterreich auseinanderfallen, Italien von neuem zersplittert und unterjocht werden, aus Preussen kann man, sogar nach seinem königgrätzer Siege, noch zehn Staaten wie Sachsen herausschneiden; wer aber könnte, bei der vollständigen Gleichartigkeit eines solchen compacten Staatskörpers wie Frankreich, hoffen ihm eine Provinz zu entreissen und die Eroberung lange zu behaupten? Frankreich setzt im Fall einer Niederlage nur materielle Opfer und seinen Einfluss für eine gewisse Zeit aufs Spiel, riskirt aber niemals seine factische Macht. Es ist also sehr natürlich, dass die französische Ruhmesliebe uneingeschränkt sich entwickeln konnte, infolge dessen Frankreich immer der Urheber fast aller europäischer Kriege gewesen ist. Bei anderen Völkern ist der Nationalstolz, die Ruhmesliebe, nur eine von den Leidenschaften, in Frankreich dagegen ist das die hauptsächlichste und herrschende Leidenschaft, deren Befriedigung bis zu einem gewissen Grade alle übrigen beruhigt. Der verstorbene Herzog von

Orleans hat das sehr gut begriffen, als er seinen Vater zum Kriege drängte und zugleich prophezeite, dass sie sonst in einem Kanal der pariser Wasserleitung umkommen müssten. Ausserdem beruht die Existenz einer jeden französischen Regierung, welche es auch sein mochte, hauptsächlich auf der Stärke des Heeres, denn seit der Zeit der Revolution ist die Regierung dort nichts anderes, als eine der Parteien, welche gerade zur Zeit die Macht in Händen hat. Durch die Disciplin der Bajonette halten sich die Mächte Frankreichs, durch den Ruhm der Bajonette gewinnen sie das Land für sich. Dass bei einer solchen Lage der Dinge es die erste Sorge der Regierung ist über ein möglichst zahlreiches Heer zu disponiren, ist sehr begreiflich. Da aber tritt die Macht der Verhältnisse in ihre Rechte. Frankreich ist reicher als Preussen, vermag aber dessenungeachtet, im Verhältniss zur Bevölkerung, bei weitem nicht eine solche Masse von Streitkräften aufzustellen, wie Preussen. Gerade dieselbe ererbte Inclination des Volks, welche die Regierung veranlasst mit allen nur möglichen Mitteln die Armee zu verstärken, setzt eben dieser Verstärkung eine Grenze. Eine reine Volkskraft ist in Frankreich unmöglich. In demselben Mass, in dem der Franzose als Soldat der Regierung treu ist, in demselben Mass ist er derselben als bewaffneter Bürger gefährlich; solange er sich noch nicht total in einen Soldaten verwandelt hat, kann man ihm auch noch keine Flinte in die Hand geben. Noch im Jahre 1866, als diese Schrift für den „Russischen Boten" abgefasst wurde, war darin gesagt worden: „um wie viel die Kräfte der Franzosen durch die erwartete Reorganisation des Militairwesens sich vergrössern werden, ist nicht bekannt; zieht man jedoch in Rechnung den historischen, aus der Macht der Nothwendigkeit hervorgegangenen Geist ihrer militairischen Institutionen, so muss man annehmen, dass diese Kräfte nicht über das System eines stehenden Heeres mit langer Dienstzeit hinausgehen werden." Und so ist es auch geschehen. Aus der Rivalität mit den preussischen Einrichtungen ist die Verlängerung der Dienstzeit von 7 Jahren auf 9 Jahre hervorgegangen, wodurch es möglich wird, eine grosse Anzahl Leute in die Reserve zu stellen und, sobald als nöthig, die ganze active Armee auf Kriegsstärke zu bringen. Was aber die Nationalgarde betrifft, welche ohne Organisation geblieben ist, so entspricht sie nicht im mindesten der Landwehr. In Kriegszeiten kann sie wohl

den Garnisonsdienst in den Grenzfestungen übernehmen, was natürlich für die Streitkräfte einen erheblichen Zuwachs ergiebt; die Hauptidee dieser Einrichtung besteht aber, im Sinn der Regierung — dessen kann man ganz sicher sein — darin, dass gleich zum Anfang des Krieges mit einem Mal eine halbe Million Leute mehr zur Completirung des activen Heeres oder wozu es der Regierung sonst beliebt, bei der Hand ist; die Verordnungen des Gesetzes wird man nicht aufheben; *le salut public* ist in Frankreich auf Alles anwendbar und rechtfertigt Alles. Die stehenden Truppen allein können aber, wenn sie auch im Frieden in überaus begrenzten Cadres gehalten werden, dennoch niemals eine im Verhältniss zu der Bevölkerung des Landes sehr hohe Gesammtsumme von Kräften aufstellen. Beim Uebergang auf den Kriegsfuss wurde die französische Armee um zwei Drittel verstärkt; gegenwärtig wird sie ums Doppelte verstärkt werden, ausser der Nationalgarde, welche dort niemals als selbständige Kraft gerechnet worden ist und wahrscheinlich auch jetzt nicht als solche gezählt werden wird; während die preussische Armee ums Dreifache verstärkt wird. Dem Geist der Militair-Institutionen gemäss kann es gar nicht anders sein. Will man die Cadres bedeutend verringern, so wird die Kraft des Volkes aus der Armee weichen, was nicht für Alle unbedenklich ist; will man sie in solcher Stärke erhalten, wie sie nothwendig ist, um den Corporationsgeist der Armee nicht zu schwächen, so wird kein Budget eine solche Last prästiren können. Ausserdem muss man noch im Auge haben, dass beinahe die Hälfte der activen Truppen in Frankreich als Garnisonsbesatzung in den Städten (in Paris eine ganze Armee, in Lyon ein Corps) verwandt wird, weil die Regierung sonst nicht vierundzwanzig Stunden in ihrer Existenz gesichert wäre. Bewaffnete Bürger können diese Aufgabe nicht erfüllen, denn gerade ihretwegen. müssen die Truppen dableiben. Algier und die Colonien verlangen ebenfalls Truppen. Von 115 Infanterie-Regimentern bleibt für eine europäische Campagne nur die Hälfte übrig. Die activen Kräfte, über welche Frankreich bei der mächtigen Anspannung im Jahre 1859 disponirte, bestanden aus 180,000 Mann in Italien und 50,000 am Rhein, im Ganzen 230,000: also um ein Drittel weniger, als Preussen im letzten Kriege aufgestellt hat. Aus solchen Verhältnissen entspringt der Geist, in welchem die französische Armee erzogen wird. Der numerische Mangel ver-

wandelt sich in eine Bedingung ihrer inneren Eigenschaften. Die Regierung geht darauf aus, sie soviel als möglich abzusondern, indem sie unter dem Militair den Kastengeist nährt, wozu ihrerseits die kriegerischen Ueberlieferungen der Regimenter lebhaft beitragen. Absondern und einen exclusiven Berufscharakter einflössen kann man thatsächlich nur alten Truppen; seit der Revolution sind aber die bürgerlichen, wenn auch nicht die politischen Rechte der Franzosen unangreifbar sicher gestellt; die Dienstzeit ist bestimmt, ebenso das jährliche Rekruten-Contingent. Es blieb nur ein Mittel übrig: verabschiedete Soldaten auf eine zweite und auf eine dritte Dienstzeit anzuwerben; auf diese Weise werden die Regimenter aus alten, der Regierung ergebenen und im Feuer zuverlässigen Cadres gebildet; wenn in der Infanterie nur ein Kopf da ist, den Schweif kann man jederzeit daranmachen. Die ökonomischen Zustände Frankreichs gestatten es, sich in ausgedehnter Weise dieses Mittels zu bedienen. Bekanntlich besteht die Mehrzahl der Landbevölkerung in Frankreich aus kleinen Grundbesitzern; die Söhne derselben treten gern in den Dienst und leben in Erwartung der Erbschaft auf Kosten der Krone. Die Regierung berücksichtigt nicht im mindesten die Declamationen gegen das Recht des Loskaufs vom Militairdienst, welches, wie man anführt, den patriotischen Sinn der Nation schwächt; der Regierung liegt eben nichts an einem patriotischen Frankreich, sie bedarf einer kriegstüchtigen Armee. Es ist ebenfalls klar, dass bei der Herrschaft der Principien von 1789 das im Grunde demokratische französische Officiercorps den Soldaten gegenüber nur einen Rang, nicht aber eine Classe repräsentiren kann; der unruhige Geist des Volkes jedoch und die politische Situation des Landes verlangen es indess, dass in der französischen Armee eine noch viel strengere Rang-Subordination, als sonst irgendwo, aufrecht erhalten wird; die Regierung erreicht diesen Zweck dadurch, dass sie alles Militair (Soldaten, Unter-, Ober- und Stabsofficiere) in Gruppen theilt, zwischen denen sie künstliche Scheidewände aufrichtet. Da eine natürliche Classe der Officiere nicht vorhanden ist, so musste man eine künstliche Officiers-Corporation schaffen. Bei einer eisernen inneren Disciplin ist dem Militair in seinen Beziehungen zur Gesellschaft eine solche Freiheit, ein so hoher Grad von Straflosigkeit concedirt, wie sonst nirgend in Europa; der corporative Geist der Armee macht es, dass die ganze Compagnie für den

einzelnen Soldaten derselben einzutreten pflegt, eine ganze Compagnie zu bestrafen soll aber ein sehr gefährliches Ding sein. Die Erziehung in diesem Geist, in Gemeinschaft mit dem Nationalcharakter, verleiht dem französischen Soldaten die Eigenschaften eines geworbenen Kriegers, des Lanzknechts des 16. Jahrhunderts: Kühnheit, Verwegenheit, Ruhmesliebe, Fanatismus für seine Fahne, Verachtung gegen alles Nichtmilitairische. Offenbar sind weder die englischen noch die preussischen Militair-Institutionen in Frankreich anwendbar; die ersteren würden ihm die äussere Kraft nehmen, die anderen die innere Stütze. Frankreich muss seine selbständige Organisation haben, deren Wesen, unabhängig von jeder militairischen Theorie, durch die Macht der Verhältnisse selbst gegeben ist.

Nehmen wir Preussen als drittes Beispiel. Der historische Organismus dieses Staates ist hier im Militairsystem noch schärfer ausgeprägt, als wir es an den Beispielen von England und Frankreich gesehen haben. Preussen war keine Nationalität und ist es sogar jetzt noch nicht vollständig; es ist ein Staat, d. h. also eine historische Zufälligkeit, welche durch die Dynastie und das Heer zur Darstellung kommt. Preussens Nationalität liegt nicht in ihm, sondern ausserhalb, in dem grossen ethnographischen Gebiet, von dem es nur ein abgerissenes Stück ist. Der Umstand, dass die überwiegende Majorität der Bevölkerung von einem Stamm ist, so wie gute bürgerliche Institutionen haben Preussen allerdings einigen Halt gegeben. Hinsichtlich der historischen Festigkeit unterscheidet es sich jedoch immerhin nur dadurch von Oesterreich, dass dieses ohne jeglichen Schmerz auseinanderfallen könnte, während Preussen wohl einen Schmerz empfinden würde im Moment des Zerfalls, aber auch nur während dieses Moments, länger nicht. Wäre es den Oesterreichern im letzten Kriege gelungen, entschieden die Oberhand zu gewinnen, so würden Schlesien, preussisch Sachsen, die Rheinprovinzen wahrscheinlich wohl ein Geschrei erhoben und es empfunden haben, wie man sie von der brandenburgischen Monarchie abriss; nach drei Jahren aber hätten sie sich beruhigt und würden sich unter anderen deutschen Regierungen auch zu Hause fühlen. Die hohenzollernsche Dynastie bedarf noch vieler glücklichen Jahre, um aus ihrem Staat eine Nation zu machen. Bis dahin aber bleibt er eine historische Zufälligkeit und hat bei jedem Kriege alle Chancen zu erfahren,

denen ein zufälliger, politisch zusammengezimmerter Staat ausgesetzt ist, die aber für Staaten, welche eine ganze Nation umfassen, von gar keinem Belang sind. Andererseits gab es bis jetzt um Preussen herum keinen freien politischen Horizont, keine Meere mit guten Häfen und halbcivilisirten Ländern, welche Interventionen provociren, und in Folge dessen auch keine Demelé's aus Nebenbuhlerschaft mit anderen Grossmächten. Seit dem Wiener Congress hat Preussen im Jahre 1866 zum ersten Mal ernstlich gerüstet, während Russland, England, Frankreich und zum Theil selbst Oesterreich, jedes in dieser Zeit einige ernstliche Kriege in und ausserhalb Europas geführt hat. Bis jetzt konnte Preussen nur allein durch die Existenzfrage zum Kriege veranlasst werden, wie das auch jüngst geschehen ist. Bei einem Krieg um die Existenz kommt aber offenbar nicht die Regierung allein in Betracht, sondern das ganze Volk; wenn anders zwischen den Theilen eines Staates irgend ein inneres Band überhaupt existirt, so muss das Volk bei der Frage: Sein oder Nichtsein, Mann für Mann sich erheben. Rein militairische Truppen, welchen Vorzug sie auch immerhin sonst haben mögen, hat nur derjenige Staat nöthig, welcher seiner Lage nach häufig in separate Kriege hineingezogen werden kann oder entfernte Expeditionen zu unternehmen gezwungen ist. Die Schlacht bei Jena hat Preussen die Augen geöffnet. Seitdem ist das preussische Militairsystem ausschliesslich auf die allgemeine Wehrpflicht gegründet. Auf diese Weise konnte ein Staat, welcher halb so gross ist wie Frankreich oder Oesterreich, über eine Armee disponiren, welche ihrer numerischen Stärke nach ersten Ranges war und deren active Kräfte in der letzten Zeit, einen Monat nach der Kriegserklärung, 360,000 Mann erreichte, also ein Drittel mehr, als das kaiserliche Frankreich im Jahre 1859 aufstellen konnte. Natürlich ist es, selbst nach dem böhmischen Feldzug, ausser allem Zweifel, dass bei der Organisation der preussischen Armee die Qualität der Quantität geopfert worden; dafür hat aber auch Preussen seit dem Jahre 1806 keine Kriege geführt ausser für die eigene Unabhängigkeit; in solchen exceptionellen Fällen werden jedoch die gewöhnlichen Chancen vielfach modificirt.

Die Unsicherheit der staatlichen Existenz, welche durch keine klaren Völkergrenzen sichergestellt ist, die eingeschlossene geographische Lage, durch welche die Freiheit der Action beein-

trächtigt wird, und endlich die Nothwendigkeit den unverhofft erlangten politischen Rang zu conserviren, diese drei Momente haben Preussen gezwungen sich in ein Kriegslager zu verwandeln und ein Volksheer zu schaffen. Ein Volksheer, welches nicht aus einer künstlich abgesonderten mit einem exclusiven Berufscharakter angethanen Classe von Menschen, sondern aus richtig organisirten und ausgebildeten Kräften des Landes besteht, kann im Grunde, bei einer normalen Dienstzeit, ohne Schwierigkeit zu einem sehr guten stehenden Heere werden; Preussen aber musste, seiner historischen Aufgabe gemäss, über eine Armee ersten Ranges disponiren, folglich über eine im Vergleich zur Bevölkerung unverhältnissmässig starke. Zu diesem Zweck musste man alle jungen Leute die Militairschule durchmachen lassen und sie nicht länger im Dienst halten, als unumgänglich nothwendig erschien, um die Neueingetretenen mit dem Frontedienst und mit der Handhabung der Waffe bekannt zu machen. Unter solchen Umständen kann natürlich nicht die Rede davon sein ein Regiment zu einem organischen Ganzen zu gestalten, was jedenfalls die erste Bedingung für die Tüchtigkeit eines Heeres ist; die ganze Kraft der Armee besteht ausschliesslich nur in dem, was bleibend in ihr ist, d. h. in den Officieren und Feldwebeln; die Masse der nur äusserlich instruirten Soldaten wird als rohes Material in diese Cadres eingestellt. In den Cadres muss aber nothwendig soviel militairischer Geist zu Hause sein, dass Alle von ihm inficirt werden. Die Officiere werden in der Regel durch die Armee selbst herangebildet; hier dagegen, wo die Armee so zu sagen im Frieden gar nicht vorhanden ist, war man gemüssigt ein solches Officiercorps zu bilden, welches allein durch sich selbst, schon von der Wiege an, von militairischem Geist in des Wortes vollster Bedeutung erfüllt sein musste. Preussen hatte hierzu ein fertiges Element in seinem kleinen ansässigen Landadel, dem Junkerthum, in dem von Alters her militairischen und ritterlichen Stande, welcher die Basis und die Stärke der Armee bildet. Durch diese Leute, welche geborene Soldaten und unbedingt der Dynastie ergeben sind, wird das ganze preussische Heer gehalten.*)

---

*) Mit Ausnahme der technischen Theile — der Artillerie und der Ingenieure, die ihrer geringen Anzahl wegen in staatlicher Hinsicht gar nicht in Betracht kommen.

Das preussische Heer kann man so definiren: eine gut ausgebildete Volksmiliz, angeführt von einem von Geburt militairischen und kriegerischen Adel. Die Tüchtigkeit dieses Heeres entzieht sich der Beurtheilung, da dasselbe, so zu sagen, erst mit dem Kriege entsteht und der Geist des Heeres nicht in Friedenszeiten, sondern erst auf dem Kriegsschauplatz zu Tage tritt; wie ein Chamäleon kann es sich daher, je nach den Umständen, so oder anders gestalten; nach den ersten noch gar nichts entscheidenden Erfolgen wird es tüchtig sein, sehr schwach dagegen, wenn es gleich zum Anfang Misserfolge hat. Die Abnormität der Eigenschaft des preussischen Heeres erhellt auch schon daraus, dass in demselben, im Widerspruch zu den allgemeinen Vorstellungen, die besten activen Truppen die allerjüngsten, welche anderwärts beinahe noch als Rekruten gelten, zu sein pflegen; je älter ein preussischer Soldat ist, desto schlechter ist er und desto mehr wird er in die Reserve zurückgeschoben als Einer, der sein Gewerbe nachgerade genug verlernt hat.

Damit ein solches System, welches das ganze Volk in ein Heer verwandelt, auch zuverlässig sei, ist aber das Junkerthum allein noch nicht genügend; dazu bedarf es noch des vollsten Vertrauens der Regierung zu den unteren Volksschichten, eines begrenzten Territoriums, einer dichten Bevölkerung, guter Verkehrsmittel und vor allen Dingen eines richtigen, pünktlichen und in seiner Thätigkeit vollkommen zuverlässigen allgemeinen Organismus, der es möglich macht jedem Einzelnen im voraus seinen Platz zu bestimmen und ihn binnen kürzester Zeit einzureihen. Dass eine solche Anspannung nicht lange dauern kann, ist einleuchtend. Indem es mit einem Mal fast die ganze Bevölkerung, welche Waffen zu tragen fähig ist, zur Armee einberuft, gleicht Preussen einem Menschen, welcher nur mit einer Ladung in den Kampf geht; wirft er den Gegner dann nicht mit dem ersten Schuss um, so bleibt er waffenlos ihm gegenüber. Einem Staate gegenüber, den man nicht mit einem Male stürzen kann, wie z. B. Frankreich, von Russland gar nicht zu reden, ist also offenbar ein Andrang Preussens nichts mehr als ein Platzregen im Sommer, dessen Ende sich unter dem ersten Wetterdach abwarten lässt. Im Wesentlichen hat die preussische Organisation einen rein defensiven Charakter; ganz allein, ohne Bündnisse, können die Preussen, selbst heut zu Tage, nur ausschliesslich bei sich zu

Hause, im kleinen und im grossen Deutschland, offensiv verfahren. Die auf dem Landwehrsystem begründete Militairorganisation ist historisch nur an Preussen herangetreten und ist auch in Preussen allein realisirt worden.

In der Organisation der österreichischen Armee kann sich kein allgemeiner Typus ausdrücken, weil ein solcher dort überhaupt nicht existirt; dagegen aber kommen auch in ihr alle traurigen Bedingungen, mit denen die Existenz dieser widernatürlichen Monarchie zusammenhängt, zur Geltung. Die österreichische Regierung hat übermenschliche Anstrengungen gemacht, um eine Armee zu schaffen, ohne welche sie doch nicht existiren konnte; man muss ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass keine einzige Militairverwaltung in Europa mit einer solchen unermüdlichen Sorgfalt, mit einer solchen Consequenz und mit solchem Verständniss der Sache verfahren ist; ebenso hat keine einzige ein so glänzendes sichtbares Resultat im Vergleich zu den Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatte, erzielt. Eine österreichische Armee, in des Wortes vollster Bedeutung, existirt factisch. Drei Viertel, wenn nicht neun Zehntel dieser Armee gehören einfach zur kaiserlich-königlichen Nationalität und sind bereit selbst gegen ihre Väter und Brüder zu kämpfen; der Regimentsgeist hat in ihnen fast vollständig den Nationalgeist erstickt, was um so wunderbarer ist, als die Untermilitairs eines jeden Regiments nicht zusammengewürfelt sind (zur Vermeidung eines babylonischen Thurmbaus, welcher eine jede innere Leitung unmöglich machen würde), sondern immer Landsleute sind, die in einem eigenen, jedem Regiment besonders zugetheilten Rekrutirungsbezirk ausgehoben werden. Man könnte meinen, dass die in unserem Jahrhundert so mächtige Erregung des Racengeistes in den österreichischen Völkerschaften sich gefährlicher gestalten müsste, als selbst der Parteigeist in Frankreich, und die österreichischen Kräfte noch mehr, als es mit den französischen geschieht, nach divergirenden Richtungen gezogen werden könnten; aber nein. Die wiener Regierung weiss, dass dies ein unterirdischer, langwieriger Kampf ist, der nicht mit einem Mal auflodert wie die revolutionaire Leidenschaft, ein Kampf, der einst mit der Zeit wohl gefährlich werden kann, es im Augenblick aber noch nicht ist und mehr polizeiliche als militairische Mittel in Anspruch nimmt, und entblösst daher, sobald es die Nothwendigkeit erfordert die Truppen

zu concentriren, dreist die allerunruhigsten Provinzen. Oesterreich hat daher von allen europäischen Staaten (mit Ausnahme Russlands und zwar nur des Russlands, wie es sein könnte) die allercolossalste Masse activer Kräfte, welche in der letzten Zeit fast die Summe von 400,000 Mann erreicht haben, zur Verfügung gehabt. Natürlich musste Oesterreich, um nur überhaupt eine solche Armee zu haben, sich mit sehr jungen Truppen begnügen, welche hinsichtlich ihrer Qualität gleicher Natur sind wie die preussischen, da der Soldat anstatt der legalen zehnjährigen Dienstzeit factisch nur zwei Jahre dient. Was könnte man dessenungeachtet aber nicht alles vollbringen mit 400,000 Mann der Regierung ergebener und disciplinirter activer Truppen? Hierbei kommt jedoch die ganze Unhaltbarkeit künstlicher Combinationen zum Vorschein. Die Sicherheit des Staates erlaubt es nicht vollkommen nationale Regimenter, in denen Officiere und Soldaten derselben Nationalität angehören, zu formiren; die Officiere completiren sich aus dem gesammten Adel Oesterreichs und Deutschlands; sie verstehen ihre Soldaten nicht und verständigen sich mit ihnen nur durch die Unterofficiere, welche, um zu diesem Rang zu avanciren, bis zu einem gewissen Grade germanisirt sein müssen. Die österreichische Armee besteht also folglich aus drei verschiedenartigen Schichten, die nur mechanisch unter einander verbunden sind. Die unermüdlichen Bemühungen der Regierung haben geradezu ein Wunder vollführt, indem sie dieser buntscheckigen Masse ein solches militairisches Pflichtgefühl einzuimpfen gewusst, dass die Armee ihr zum zweiten oder vielmehr zum ersten Vaterland geworden ist. Solange sich die Geister in ruhigem Zustande befinden, herrscht auch Ordnung und die österreichische Armee führt sich vortrefflich. Aber man denke sich nur die erste Unordnung in Folge eines einzelnen Misserfolgs, — und einzelne Misserfolge begleiten im Kriege sogar den Sieger; eine babylonische Verwirrung entsteht in den Regimentern, jedes moralische Band zwischen den einander vollkommen fremden Anführern und Untergebenen verschwindet oder, besser gesagt, die beständige Abwesenheit desselben wird plötzlich offenbar und die Armee erleidet, ungeachtet ihrer soliden Eigenschaften, eine Katastrophe. Das militairische Ferment der habsburgischen Regimenter ist so vorzüglich, dass man sie rasch umgestalten und von neuem in den Kampf führen kann, aber immerhin nicht mehr zurück auf das Schlachtfeld, denn das

Geschick des Tages ist dann schon entschieden. In der österreichischen Armee kommen die Eigenschaften allzu complicirter chemischer Verbindungen vollständig zum Ausdruck; dem Aeusseren nach hübsch und dauerhaft bei günstigen Bedingungen, werden sie bei der geringsten Störung des Gleichgewichts zersetzt und lösen sich in ihre Bestandtheile auf.

Aus diesem flüchtigen Abriss der Militairorganisation in den vier Hauptstaaten Europas sieht man, dass kein einziger von ihnen sich hierin von der Theorie hat leiten lassen und auch nicht hat leiten lassen können; die Organisation der Armee hat sich überall direct aus der Lage der Dinge ergeben und ist vorzugsweise eine politische und sociale Frage gewesen. Dem Kriegsministerium verblieb dann aber immer noch eine höchst wichtige Rolle, die ihm anvertrauten Kräfte ihren richtig verstandenen Eigenschaften gemäss zu vertheilen und sie im Hinblick auf die gegenwärtigen Erfordernisse des Kriegswesens auf die allerbeste Weise auszubilden. Die Macht eines Staates hängt zur Hälfte mindestens von diesen letzteren Bedingungen ab.

Russland allein hat seit Peter dem Grossen bis auf die gegenwärtige Regierung kein eigenes, aus dem wirklichen Leben hervorgegangenes Militairsystem gehabt, sondern von Nachahmungen gelebt. Vollständig willkührlich waren natürlich auch unsere militairischen Einrichtungen nicht; sie hingen oft eng genug von localen Bedingungen ab, wie z. B. von der Leibeigenschaft; die Einflüsse dieser Bedingungen waren aber nur negativ, indem sie den Wirkungskreis der militairischen Administration einengten und derselben keine freie Entfaltung gestatteten. Einen positiven Einfluss haben sie nicht geübt. Wo aber die Militairverwaltung uneingeschränkt nach eigenem Ermessen handeln konnte, da wandte sie ihre Aufmerksamkeit doch nicht auf die am meisten wesentlichen Seiten der Individualität des Volks. Die Ideale unserer Organisatoren waren beständig nichtrussische, geborgte und überdies zum grössten Theil aus zweifelhafter Quelle, z. B. aus altpreussischer, entlehnte; von daher kam uns die Schule Friedrichs, welche sich soviel Jahre abgequält hat, die russischen Soldaten zu verwandeln in — Preussen vor der Schlacht bei Jena, denn nicht die neuesten Preussen wurden von uns copirt, sondern jene alten, die ihre Thaten so glänzend beschlossen hatten. Und nicht nur die Ausbildung der Truppen, unsere gesammte Militairorganisation war

ihrem ganzen Umfang nach fremden Mustern entlehnt, fast ohne sie irgend den Verhältnissen, in die sie hinübergenommen wurden, anzupassen. Der Mangel an bestimmten Principien bei der Verwaltung des Militairwesens ging so weit, dass vor nicht mehr als einem halben Jahrhundert Araktschejew es unternehmen konnte, der Geschichte von zwei und mehr Jahrtausenden zum Trotz, das russische Heer nach dem Muster der alten Aegypter und Medier zu organisiren und eine erbliche Kriegerkaste zu gründen.

Diese Seltsamkeit wird aus zwei Gründen erklärt. Erstlich verfuhr man bei uns gerade ebenso in allen Stücken. Um von tausenden ein Beispiel zu wählen, wollen wir die Stadtverfassung mit ihren Stadträthen und Magistraten nehmen; sie war als ein Recht, beinahe als ein Privilegium verliehen worden, aber derartig dem wirklichen Leben angepasst, dass die beschenkten Bürger, welche den praktischen Gang dieser Angelegenheit ganz vorzüglich begriffen, sich von diesem ihrem Privilegium loskauften wie von der Rekrutirung. Diese Stadtverfassung war für den bürgerlichen Organismus des russischen Lebens genau dasselbe, wie z. B. die Schule Friedrichs für den militairischen. Anderthalb Jahrhunderte dauerte die Umbildung des russischen Volks; ebenso lang, kann man sagen, währte die petrinische Reform selbst. Die jüngste Zeit, welche dieser Erziehungsperiode ein Ende gemacht hat, ist offenbar von der alten Zeit geradezu wie mit einem Messer abgeschnitten; gleichzeitig war es auch aus mit den Magistraten sowohl, wie mit der Schule Friedrichs. Der zweite Grund, weshalb Russland solange mit einer willkührlichen, von keinem Princip geleiteten Militairadministration existiren konnte, liegt darin, dass diese Administration, bei dem geringen Verhältniss der bewaffneten Streitkräfte des Staates zu der Gesammtsumme der Bevölkerung, welches Verhältniss bis zum Jahre 1812 bedeutend niedriger stand als im übrigen Europa*), vollkommen freien Spielraum hatte; da sie vom Staat nicht verlangte, dass er beim Uebergang auf den Kriegsfuss alle Kräfte aufbiete, so gab es für die Militairverwaltung keine zwingende Nothwendigkeit, mit der Statistik und mit

*) Der Leser möge nur daran denken, wie unzureichend und wie wenig der in Europa über uns verbreiteten Meinung entsprechend die Kräfte waren, welche Russland in den Jahren 1805 bis 1807 gegen Napoleon, ebenso in dem damaligen Türkenkrieg, ins Feld stellte.

der Ethnographie in der Hand zu administriren. Vom Jahre 1812 an wuchs unsere Armee, jedoch nicht eigentlich die Armee, wenn man unter dieser Bezeichnung die factisch dem Feinde entgegengestellten Kräfte versteht, sondern der nichtactive, todte Theil der Armee, welcher sich zum lebendigen Theil derselben verhält, wie das in der Erde ruhende Fundament des Hauses zu den Wohnzimmern desselben. Da wurden die Abwesenheit fester Principien, die Willkührlichkeit der militairischen Institutionen und die Nachahmung unanwendbarer Muster im Staatsorganismus und in der Volkswirthschaft lebhaft fühlbar. Ein stehendes Heer von einer Million mit 25jähriger Dienstzeit, von welchem nicht mehr als die Hälfte mobile Truppen waren, welches ganze Generationen absorbirend keine einzige wieder auslieferte und jeden Einzelnen, den es aufnahm, in einen erblichen Militairstand hineinzwängte, wurde in der That eine Last. Es erschöpfte das Volk in einem viel höheren Grade, als es dasselbe vertheidigen konnte. Durch eine Allen erinnerliche Katastrophe wurde dieser abnormen Lage der Dinge ein Ende gemacht; im zweiten Jahre des orientalischen Krieges standen bei uns 2,230,000 Mann auf Unterhalt der Krone, bei Sebastopol aber, wo das Geschick eines gigantischen Kampfes entschieden wurde, waren kaum mehr als hunderttausend Bajonette in den Reihen anwesend. Die eine Hälfte der Schuld in diesem Fall kann auf die Mangelhaftigkeit der Wege und auf die Hast der Rüstungen, deren Nothwendigkeit man bei Zeiten vorauszusehen unterlassen hatte, fallen; die andere Hälfte fällt auf das damalige System oder, besser gesagt, auf die Systemlosigkeit der Militairinstitutionen.

Man darf übrigens die Dinge nicht vermengen. Bis zum 19. Februar 1861 war die Militairadministration in Russland nicht frei in ihren Handlungen. Bei der Leibeigenschaft war eine gute Militairorganisation unmöglich. Als bereits ganz Europa, ausser England, in dieser oder jener Gestalt das System der Reserven angenommen hatte, welches die Möglichkeit verlieh zugleich im Frieden ökonomisch und im Kriege drohend gerüstet zu sein, konnte sich diese Einrichtung, ein Grundzug der neuesten Zeit, in Russland weder frei entwickeln, noch in gleichem Mass als wirksam erweisen; gerade hierdurch schon sind wir in unserer Macht stark zurückgeblieben. Während die Leibeigenschaft bestand, wurde Jeder durch den Eintritt in das Militair

frei, und schon daher konnte man nicht allzu Vielen, wenn man nicht den gesammten socialen Organismus erschüttern wollte, den Durchgang durch den Militairdienst gestatten und musste die ganze für den Krieg erforderliche Quantität Soldaten schon in den Listen der Friedenszeiten aufnehmen; nur angesichts einer Gefahr für das Reich konnte die Regierung zu äussersten Massregeln, zu unbegrenzten Rekrutenaushebungen, ihre Zuflucht nehmen. Dann aber musste man, um diese Masse Leute im Kriege zu verwenden, neue Abtheilungen formiren, für welche weder Cadres, noch Officiere, noch Materialvorräthe vorhanden waren; eine lange Reihe der allercomplicirtesten Massregeln, welche unbedingt zu der grössten Verwirrung in der Armee führen mussten und mit einem unersetzlichen Zeitverlust verbunden waren, wurde erforderlich; das Resultat von allem dem war aber immer nur, dass einige Hunderttausend halbausgebildeter Soldaten mehr auf den Unterhalt der Krone kamen, die wohl geeignet waren die inneren Garnisonen zu beziehen, aber nicht einen Krieg, namentlich einen Offensivkrieg, zu führen. In Summa bestanden die Kräfte des Staats aus einer Masse stehender Truppen, welche durch gar keine Mittel dazu gebracht werden konnten, dass sie in Kriegszeiten, angesichts der neuen Organisation der europäischen Armeen, den Bedürfnissen entsprächen. Der verstorbene Kaiser hat gethan, was er nur thun konnte, um diesen unverbesserlichen Mangel der damaligen allgemeinen Organisation zu verbessern; er führte das Institut der terminlosen Urlauber ein, obgleich damals Alle gegen diese Massregel waren, konnte aber nicht die in der Natur der Dinge selbst liegenden Hindernisse beseitigen. Erstlich konnte man immerhin die Zahl der Truppentheile nicht erheblich vermehren, während man zu gleicher Zeit ihre numerische Stärke im Friedenszustand bedeutend verringerte; man hätte sonst gar zu viel Rekruten jährlich einberufen, d. h. gar zu viel Leibeigenen die Freiheit geben müssen. Zweitens blieb, bei dem damaligen Dienstgang, welcher mit der Perspective eines überaus wenig beneidenswerthen Geschickes den Menschen für immer verschlang, der Soldat nur solange Soldat, als er unter dem Einfluss der Gewohnheit stand, und hörte, sobald er wieder frei war, sofort auf, wenigstens moralisch, Soldat zu sein; die von neuem zum Dienst einberufenen terminlosen Urlauber erwiesen sich in jeder Hinsicht schlechter als Rekruten und verbesserten sich dann auch

nie mehr, gaben also folglich nur einen sehr schwachen militairischen Ersatz ab. Solange die Leibeigenschaft dauerte, konnte man also sicher nur auf die activen Truppen rechnen.

Aber nicht hierauf allein beschränkte sich der Einfluss der Leibeigenschaft. Indem sie etwa zwanzig Millionen über die ganze Ausdehnung des russischen Reichs zerstreuter Menschen in den Fesseln der Unfreiheit hielt, zwang sie zu gleicher Zeit damit in den inneren Gouvernements, um jeder Bewegung vorzubeugen, eine drohende Macht zu erhalten, und schwächte auf diese Weise die Streitkraft des Staats um eine Masse Leute, die, obgleich bewaffnet, doch nicht gegen einen äusseren Feind bewaffnet waren. Bis zum Krimkrieg erstreckte sich die Stärke der inneren Wache, unter verschiedenen Benennungen, bis zu 180 Tausend Mann. Wenn man ausserdem bedenkt, dass bei uns fast alles für die Armee Nöthige damals ebenfalls von der Armee selbst, von Leuten in der Militairuniform verfertigt wurde; dass jeder Soldatensohn von Kindheit an von der Krone unterhalten wurde, wenn man die ganze Masse der Reserven, aller möglichen irregulairen Commandos, der Militair-Colonien, mit aufzählt, so wird es nicht weiter wunderbar erscheinen, dass von der Million Menschen, welche unter dem Namen von Truppen von der Krone verpflegt wurden, Russland an wirklichen activen Kriegstruppen dennoch nicht mehr, wenn nicht gar weniger, als jede Grossmacht aufstellen konnte. Wie viel blieb da, bei der unermesslichen Ausdehnung unserer Grenzen, für die activen Armeen, nach welchen die äussere Kraft eines Staats bemessen wird, übrig? Unsere Militairorganisation blieb im Wesentlichen die Organisation des 18. Jahrhunderts, ohne sich in ihren Grundzügen zu verändern, während ganz Europa bereits längst mitten im 19. Jahrhundert lebte. Bei einer solchen Lage der Dinge überraschte uns der orientalische Krieg.

Die mit dem Jahre 1861 begonnene allgemeine Reorganisation unserer militairischen Institutionen kann mit Recht der neunzehnte Februar der russischen Armee genannt werden.

Erstens war sie wirklich in vielen Stücken die Folge des 19. Februar. Mitten unter einem befreiten Volk konnte man nicht bei einer leibeigenen Armee bleiben. War einmal die Emancipation emanirt, so musste den neuen Rechten des russischen Bauern auch sogleich in der Armee Eingang geschafft

werden. Das gegenwärtige Kriegsministerium hat, von den Ideen des Befreiers geleitet, diese Aufgabe mit einer Festigkeit und einer Consequenz durchgeführt, die seinen Namen zu verewigen um so mehr geeignet sind, als die Militairreform bei uns nicht nur als Ergänzung, sondern vielmehr als Sicherstellung der bürgerlichen Reform erscheint. Wenn auch verschiedene Einzelnheiten der neuen Reglements, hinsichtlich deren nur allein die Erfahrung das allendliche Urtheil fällen wird, Entgegnungen hervorrufen können, so ist jedenfalls der eigentliche Geist dieser Reglements über jeden Streit erhaben. Zweitens kann, vom rein militairischen Gesichtspunkt aus, die Bedeutung der letzten Reorganisationen ebenfalls gar nicht unterschätzt werden. Die Hauptsache ist geschehen — unser Militairsystem ist der früheren Basis entrückt worden. Anstatt einer stehenden, beständig in voller Etatstärke erhaltenen activen Armee und der für die Zeit des Krieges aus terminlosen Urlaubern und Rekruten gebildeten Reserven existirt gegenwärtig bei uns, wie überall, eine Armee mit einem beweglichen, nach Belieben auszudehnenden Personalbestand, die man je nach Bedürfniss bis auf die einfachen Cadres reduciren und allmählich wieder auf volle Etatstärke bringen kann. Die terminlosen Urlauber dienen, anstatt dass aus ihnen neue Abtheilungen formirt werden, lediglich zur Completirung der Armee. Hat man das erst als Grundlage angenommen, so ist dann die weitere Entwickelung der Militairorganisation, entsprechend den Anforderungen der Zeit, nur eine Frage der Einzelnheiten, nicht mehr aber, wie es früher war, Etwas, was das Wesen der Sache selbst betrifft. Das Hauptverdienst der vollzogenen Reorganisation besteht darin, dass sie zugleich den künftigen wie den gegenwärtigen Bedürfnissen die Thür öffnet, indem sie die Befriedignng derselben nach allen Seiten hin erleichtert.

Die Rüstungen der hauptsächlichsten europäischen Staaten haben gegenwärtig solche Dimensionen erreicht, dass das frühere System der stehenden Heere, die beim Uebergang auf den Kriegsfuss mit Rekruten completirt wurden, sich als völlig unzureichend erwiesen hat. Daher ist denn auch jeder gezwungen, das allgemein adoptirte System zur Richtschnur zu nehmen und verhältnissmässig über eben solche Kräfte zu disponiren, wie die des Feindes im Verhältniss zur Bevölkerung sind. Offenbar kann man in jede Truppeneinheit, namentlich der Infanterie, eine bedeutende An-

zahl neuer Soldaten mit einem Mal einreihen, ohne dadurch den in ihr entwickelten Charakter zu verletzen oder ihre kriegerische Tüchtigkeit herabzudrücken. Der Charakter einer jeden menschlichen Gemeinschaft, ob sie gross oder klein sei, ist vorzugsweise in denjenigen Persönlichkeiten ausgeprägt, denen ein gewisses Mass von Autorität zuerkannt wird; da nun aber in einer Militairabtheilung naturgemäss die den Cadre derselben bildenden Leute die Tonangebenden sind und jeder Neuling sich unwillkührlich vor ihrer Autorität beugt, so durchdringt ihr Sauerteig auch sofort die Neueingetretenen; nothwendig ist nur, dass diese Neueingetretenen schon vorher im Frontedienst und im Gebrauch der Waffen geübt seien, da in der Armee selbst, beim Uebergang auf den Kriegsfuss, dazu keine Zeit mehr ist. Die Erfahrung hat bewiesen, dass man die Abtheilungen nach Belieben, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, erweitern und reduciren kann ohne Nachtheil für ihre Qualität. Eine ganz andere Sache dagegen ist es neue Abtheilungen zu formiren, namentlich vor dem Kriege, wenn mit einem Mal und in grösster Eile eine Menge Abtheilungen gebildet werden sollen; bei jedem Schritt ergeben sich dann Schwierigkeiten. Von allen derartigen Improvisationen ist nur eine geglückt: die Bildung der französischen Armee im Frühjahr 1813. Zu ihrem Erfolge bedurfte es aber des Genius eines Napoleon und des ungeheueren Ueberflusses an kriegerischen Elementen im damaligen Frankreich, welches bereits seit Jahren in ein Kriegslager verwandelt gewesen war; das Resultat waren aber dennoch nur überaus mittelmässige Truppen. Die übrigen Versuche dieser Art endeten immer damit, dass zwar eine zahllose Masse Leute auf Kosten des Staates eintrat, ein wirkliches Heer aber dennoch nicht geschaffen wurde. Wir haben während des orientalischen Krieges ein ähnliches Beispiel sattsam an uns selbst erfahren.

Auf Grund dieser unstreitigen Wahrheiten wurde im Jahre 1863 die Reorganisation unserer Armee vollzogen. Als Basis derselben wurden zwei Regeln angenommen: 1) beim Uebergang vom Friedensfuss auf den Kriegsfuss keine einzige Abtheilung der activen Truppen neu zu formiren, sondern nur die bestehenden Abtheilungen auf volle Etatstärke zu bringen; 2) die Truppen nur mit eingeübten Leuten zu completiren und zu diesem Zwecke immer die volle Anzahl terminloser Urlauber, durch die der

Unterschied zwischen dem Friedensfuss und dem Kriegsfuss hergestellt wird, vorräthig zu haben; die Completirung stufenweise auszuführen, indem von dem niedrigsten, gesetzlich fixirten Bestande der Abtheilung zu dem höchsten vorgeschritten wird; in die activen Truppen sogar in Friedenszeiten keine uneingeübten Rekruten einzustellen, sondern dieselben vorher in Reserve-Bataillonen auszubilden. Die Materialvorräthe müssen, entsprechend der Kriegsstärke der Truppen, selbstverständlich immer in Wirklichkeit vorhanden sein.

Ist die volle Anzahl terminloser Urlauber zur Completirung der Armee immer bei der Hand, so konnte auch die Zahl der Leute in jeder Truppeneinheit erheblich beschränkt werden und die Armee in Folge dessen, ohne dass der Personalbestand auf dem Friedensfuss alterirt worden wäre, in eine bedeutende Anzahl solcher Truppeneinheiten zerlegt werden. Auf diese Weise haben sich, anstatt der früheren 28 Infanterie-Divisionen unsere activen Kräfte bis zu 47 Divisionen gesteigert, es sind also zu den früheren 19 neue Divisionen hinzugekommen, ebenso viel an Zahl, als die gesammte frühere preussische Armee (ohne Landwehr) betrug; dieser Zuwachs hat die Macht Russlands in der Offensive verstärkt, ohne auch nur im mindesten seine Finanzen zu belasten. Hinsichtlich der Gradation beim Uebergang vom Friedensfuss auf den Kriegsfuss, sowie ebenfalls wegen des Truppenbedarfs im Innern, was bei einem so ausgedehnten Staat nie aus dem Auge gelassen werden darf, sind für ein Bataillon, das gegen tausend Mann Etatstärke hat, drei Stärkegrade, von 320, 500 und 680 Mann festgesetzt. In Folge dessen kann also die russische Infanterie, wenn von Aussen und im Inneren vollkommene Ruhe herrscht, auf ein Drittel ihrer Kriegsstärke reducirt werden; vor dem Kriege wird sie dann aber nicht mit einem Mal, wie es früher geschah, completirt werden, sondern gradatim, indem die einzelnen Abtheilungen vom niedrigsten Bestande auf den höheren gebracht und bei jedem Grade vollkommen organisirt werden, damit die mit dem plötzlichen Zufluss von einigen hunderttausend Menschen unzertrennliche Verwirrung vermieden werde. In diesem Jahrhundert sind wir schon mehrmals in der Lage gewesen zu rüsten, obgleich es in Wirklichkeit jedoch nicht zum Kriege gekommen ist; in einem solchen Fall werden unsere Rüstungen gegenwärtig stufenweise, dem Grade der

Gefahr entsprechend, vorschreiten; wir können zum Zusammenstoss bereit sein, sobald derselbe unvermeidlich geworden, ohne die Anstrengung der Kräfte und Ausgaben unzeitig aufs äusserste zu spannen. Um die Lücken in den Truppen mit eingeübten Mannschaften und nicht mit rohem Material, welches nur auf dem Papier eine Kraft repräsentirt, zu completiren, sind Reserve-Bataillone, Escadrons und Batterien formirt worden, in denen die Rekruten bis zum Eintritt in die activen Truppentheile zuvor ausgebildet werden sollen. Wir haben also offenbar in der Entwickelung der nationalen Macht einen bedeutenden Schritt vorwärts gemacht. Hätte die gegenwärtige Organisation zur Zeit des orientalischen Krieges bei uns existirt, so hätten wir mit den Gegnern auf gleichem Fuss gestanden; seitdem ist aber Europa von neuem wieder weit vorausgeschritten.

In den zehn Jahren seit dem orientalischen Kriege, während Russland mit seiner inneren Reorganisation eifrig beschäftigt war, hat Europa ein vollkommen anderes Aussehen bekommen. Nicht nur die Lage der Dinge, wie sie vom Wiener Congress geschaffen worden, ist vor unseren Blicken zu Grabe gegangen, sondern auch das ganze politische System, welches vom Westphälischen Frieden her datirte; das Europa, welches nicht allein wir, sondern auch unsere Grossväter und Urgrossväter gekannt haben, existirt nicht mehr. Die Summe der europäischen Kräfte ist ungeheuer gewachsen, die Vertheilung derselben eine ganz andere geworden. An die Stelle dreier Grossmächte und einer halben Grossmacht (Preussen), welche solange gemeinschaftlich mit Russland das ganze politische System der Welt ausmachten, sind sechs Grossmächte, in des Wortes vollster Bedeutung, getreten: England, Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Italien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Streitkräfte Deutschlands und Italiens, die früher in der Gesammtsumme so gut wie gar nicht mitzählten, sie kommen jetzt mit einer halben Million activer Truppen, von denen man bisher nichts gewusst, bei dem politischen Gleichgewicht der Welt mit in Rechnung, und der Zuwachs, welchen die Vereinigten Staaten Amerikas repräsentiren, ist gar nicht einmal zu berechnen.

Die neue Vertheilung der Kräfte hat auch unsere Lage gegen früher total verändert.

Für den Kriegsfall sind nur die Armeen der Grossmächte

in Betracht zu ziehen; die übrigen sind, in der Gesammtsumme numerisch nicht unerheblich, in Wirklichkeit von sehr geringer Bedeutung; noch kürzlich hat man ja gesehen, wie viel die Streitkräfte des Deutschen Bundes, welcher scheinbar einmüthig handelte, Oesterreich geholfen haben. Die in den Grenzen Europas vorhandenen Feldarmeen der Grossmächte betrugen im Jahre 1853 auf Kriegsstärke annähernd *):

englische Armee	50000	Mann
französische »	330000	»
österreichische »	380000	»
preussische »	280000	»
	1,060000	Mann **)
russische Armee (ohne die kaukasische Armee und die Kosaken)	470000	Mann.

Die russische Armee verhielt sich also zur Gesammtsumme der Armeen der übrigen Grossmächte, wie 1 : $2^1/_4$.

Gegenwärtig ist das Verhältniss folgendes:

englische Armee	72000	Mann
französische »	480000	»
italienische »	300000	»
Armee des Norddeutschen Bundes	507000	»
österreichische Armee . . . ,	485000	»
	1,844000	Mann
russische Armee (6 Divisionen im Kaukasus ungerechnet)	650000	Mann.

Diese Zahlen geben jedoch noch keine genaue Vorstellung von der relativen Macht der Staaten, wenn man nicht die Macht der inneren Truppen, welche hinter der activen Armee steht, ebenfalls berücksichtigt, da im äussersten Fall sehr erhebliche Kräfte aus diesen Massen direct oder indirect am Kampf theil-

*) Aufgezählt sind, und zwar nach der Etatstärke auf Grund der Listen, alle mit einem Train versehenen Feldtruppen und nicht allein diejenigen, welche der Staat aus seinen Grenzen hinausführen konnte.

**) Dieses Exempel ist falsch; sind die einzelnen Posten richtig, so beträgt die Gesammtsumme nicht 1,060000, sondern 1,040000.

Anm. d. Uebers.

nehmen können. Ausser denjenigen inneren Truppen, welche in mobile verwandelt werden können, muss man ebenfalls wenigstens die Reserven, welche Festungen, einige Grenzen u. dgl. besetzt halten, zu den activen Kräften rechnen, denn sonst müsste ein Theil der activen Armee zu diesem Zweck verwandt werden. Mit allen diesen Hülfsmitteln stellt sich die Kriegsmacht der Staaten in folgender Weise dar (wobei wir nicht in Rechnung ziehen die Ersatztruppen, welche lediglich zur Ausbildung der Rekruten, d. h. also zur Completirung der Armee dienen):

	active Truppen:	*Reserven:*	
England	72000	120000	Miliz und ausserdem noch Volontaire.
Frankreich . . .	480000	400000	Nationalgarde, von denen etwa 200000, nehmen wir an, factisch vorhanden sind.
Italien	300000	—	
Norddeutscher Bund	507000	200000	Landwehr ausser den Ersatztruppen.
Oesterreich . . .	485000	150000	5. u. 6. Bataillone, Grenztruppen, Volontaire; ausser den 4. Ersatz-Bataillonen.
Russland	650000	—	Nichts, ausser 13 Festungsbataillonen.

Vor zehn Jahren betrugen die activen russischen Streitkräfte beinahe die Hälfte der Gesammtsumme sämmtlicher Armeen der europäischen Grossmächte, gegenwärtig bilden sie nur ein Drittel derselben; zählt man aber noch die Reserven (die im Kriege ihre Bedeutung haben), deren wir gar keine besitzen, mit, so machen unsere Kräfte nur den fünften Theil von der Gesammtsumme der übrigen fünf Grossmächte aus. Dieser Unterschied ist ebenso wohl in Folge der politischen Umwälzungen, als in Folge der Umgestaltung der Militairorganisationen im Westen entstanden.

Die Verminderuug einer einzelnen Kraft reflectirt natürlich, im Verhältniss zur Gesammtsumme der europäischen Kräfte, auf jeden der anderen Staaten, nur ist die Wirkung einer solchen Verminderung nicht überall dieselbe. Erstlich hat jeder der alten Staaten Europas, mit Ausnahme Oesterreichs, in diesem Drange

der Ereignisse irgend welche erhebliche Vortheile erlangt. Die Consolidirung Deutschlands kann, indem sie in mancher Beziehung die lateinische Race isolirt, dazu beitragen, dass diese letztere sich fester um Frankreich consolidirt, was für diese Nation, welche bereits bei Zeiten Nizza und Savoyen annectirt und ihre Blicke vielleicht auf Belgien gerichtet hat, jedenfalls ein Zuwachs an Macht wäre. Preussen ist ein mächtiger Staat geworden. England gewinnt für seine Politik in dem neuen deutschen Reich eine Stütze, welche ihm im höchsten Grade die Hände löst, indem sie die ihm gefährlichen Gegner von einander trennt. Sogar Oesterreich hat nur Phantasiegebilde eingebüsst, die freilich sehr rosig waren, in Wirklichkeit jedoch nur sehr geringen Verlust erlitten. Auf Russland allein lasten die nachtheiligen Folgen der europäischen Umwälzung. Bei der Befreiung Italiens sind wir dadurch zu kurz gekommen, dass eine Armee von zweimalhunderttausend Mann zur Betheiligung erschien, natürlich nicht auf der uns befreundeten Seite; bei der Vereinigung Deutschlands haben wir das unverbrüchliche preussische Bündniss eingebüsst, welches die Hälfte unserer westlichen Grenzen deckte, haben wir auf dieser Seite die Garantie für die Zukunft verloren und sind um unsere ausschliessliche Stellung am Baltischen Meer gekommen; die Niederlage Oesterreichs, welches, vom übrigen Europa jetzt durch eine Scheidewand getrennt, mit uns unter vier Augen allein gelassen worden ist, kann nur die Folge haben, dass die liebenswürdigen Beziehungen zu diesem Staat aus dem Jahre 1854 permanent werden. Ferner hat das westliche Europa ausserdem, abgesehen von den für uns ungünstigen Umwälzungen, durch die Einmischung in Angelegenheiten, welche ihm bis auf die jüngste Zeit fremd geblieben waren, sich so nahe an uns herangedrängt, wie noch nie früher. Des diplomatischen Feldzugs zu Gunsten Polens gar nicht zu gedenken, ist während des orientalischen Krieges selbst von Finnland die Rede gewesen, die rumänischen Fürstenthümer und die christliche Bevölkerung der Türkei sind unter die europäische Vormundschaft gerathen und in intimen diplomatischen Kreisen ist sogar der Kaukasus aufs Tapet gebracht worden; es unterliegt mindestens keinem Zweifel, dass dieser Winkel der russischen Besitzungen in der Phantasie einiger Diplomaten auch bis jetzt noch immer als ein Mittel zur Entschädigung der Türkei, im Fall gewisser Combinationen, erscheint

Endlich ist auch jede noch so tief greifende Veränderung in dem Verhältniss der Kriegsmacht dieses oder jenes Staats zur Gesammtsumme der Heere Westeuropas für die anderen Staaten von ganz anderer Tragweite als für uns. Jene haben es mit Ihresgleichen zu thun, wir dagegen nur mit Fremden. Unsere Stellung ist vollkommen exclusiv. Wenn auch die grossen Staaten des Westens, sobald sie es nur irgend können, sich ungenirt gegenseitig beschneiden, so ist doch die Existenz eines jeden von ihnen, sogar die Existenz in der normalen einmal anerkannten Stärke, von ganz Europa garantirt. Diese Garantie erstreckt sich nicht im Mindesten auch auf uns. Wenn es nur möglich wäre, Russland seine europäische Lage zu nehmen, es vom Meere abzuschneiden, es sogar hinter Moskau zu verweisen, Viele würden froh sein sich bei einem so glücklichen Ereigniss zu betheiligen, von den Uebrigen würde aber kein Einziger sich auch nur einen Augenblick um uns grämen, auch nur eine diplomatische Note zu unseren Gunsten schreiben. Als Europa im Jahre 1812 mit uns sympathisirte, sympathisirte es nur mit sich selbst in seiner hülflosen Lage vor Napoleon. Es unterliegt keinem Zweifel, dass der Westen Europas im Herzen, in der öffentlichen Stimmung, in der Gesammtheit uns feindlich ist. Nicht in diesem oder jenem politischen System der russischen Regierung hat diese Feindschaft ihren Grund, sondern im Wesen der Dinge selbst, im Misstrauen gegen das neue, fremde, allzuzahlreiche, plötzlich an der Grenze Westeuropas erschienene Volk, mit seinem den Traditionen des Westens fremden, unermesslichen Reich, wo viele sociale Cardinalfragen anders als dort aufgefasst werden, wo die ganze Masse des Volks Land besitzt, wo eine Religion bekannt wird, welche dem Papstthum hundert Mal mehr gefährlich ist, als selbst der Protestantismus, eine Religion, welche gleichzeitig diesen und jenes negirt. Zum Ueberfluss hat es sich noch ergeben, dass dieses unerwartete räthselhafte Reich umgeben ist von ihm verwandten Elementen, slavischen und rechtgläubigen, welche Westeuropa schon als seine Beute betrachtet hat, welche es unfehlbar im Laufe der Zeit bis aufs letzte Dorf unterworfen, mit sich assimilirt und von der Väter Glauben abgebracht hätte, wäre ihr schlummerndes Bewusstsein nicht plötzlich durch das gleichsam aus der Erde gewachsene rechtgläubig-slavische Kaiserreich geweckt worden. Was wir auch thun mögen, niemals werden wir das halb feudale

und halb revolutionäre Europa dazu bringen, aufrichtig Jemand als Seinesgleichen anzuerkennen, der ihm fremd ist von der Wiege an. Was wir auch thun mögen, niemals werden wir den Glauben an das Europa schreckende Phantom tilgen, und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil wir mit jedem Tage mächtig wachsen und uns selbst noch nicht kennen, weil wir ganz unmöglich weder für uns selbst, und um so weniger für unsere Kinder dafür einstehen können, wie wir nach einigen Jahren über Slaventhum und Rechtgläubigkeit denken werden. Die natürlichen Neigungen sind zum Ausdruck gekommen und werden mit jedem Jahr klarer. Seit der Stunde, da vor den Augen der noch nicht vollständig erdrückten Slaven und Rechtgläubigen ein mächtiges Russland an Europas Horizonte aufgegangen, ist jede Hoffnung entschwunden die Ersteren zu germanisiren und die Letzteren zu katholisiren. Keine menschliche Macht wird nunmehr die grosse Frage aus der Welt schaffen, sie wird in dieser Gestalt fortbestehen, wenn auch ein ganzes Jahrhundert lang, und die natürliche Lösung erwarten. Die dabei Interessirten werden niemals durch eigene Kräfte diese Lösung herbeiführen. Sie hängt direct ab von dem einzigen mit ihnen fühlenden Volk, welches jährlich um eine Million wächst. Für die Staaten des Westens sind wir alle, russische und nichtrussische Slaven und Rechtgläubige, Fremde, sie verzeihen uns nicht die Verwirrung, welche plötzlich in die Geschichte Europas gefahren, und werden niemals irgend einen Erfolg von unserer Seite, weder einen äusseren, noch einen inneren, freundlich begrüssen. Aus Allem, was in den letzten zwanzig Jahren geschehen, scheint es klar hervorzugehen, dass sie ihre unantastbaren Principien des Rechts, der Freiheit und der Nationalität für sich selbst hüten und es nicht für nöthig halten dieselben auf uns, Slaven und Rechtgläubige, auszudehnen; für sie ist Griechenland nicht das, was Italien ist, und die Slaven sind nicht das, was die Deutschen oder selbst die Magyaren sind.

Seitdem Russland Polen zerstört und die Türkei besiegt hatte, haben wir, von dem Tage der Thronbesteigung Pauls bis zum Regierungsantritt Alexanders II., nur dadurch eine offene Nebenbuhlerschaft mit Europa vertagt, dass wir uns, so zu sagen, in seinen Dienst begaben, uns mit einem Bündniss schützten, welches in der Folge ein heiliges genannt worden ist, in demselben ganz aufgingen, ihm alle nationalen Interessen opferten und beinahe

schon aufhörten politisch Russen zu sein. Von der Zeit an aber, dass Russland unter der Herrschaft Alexanders II. von neuem Russland geworden, hat es diese beschwerliche Maske, ohne es selbst zu fühlen, abgeworfen und muss daher bereit sein, alle Folgen der Anerkennung seiner historischen Individualität zu tragen. Wir können natürlich auch gegenwärtig ebenso wie früher im Westen Europas Bundesgenossen haben, aber wir müssen es bei Zeiten wissen, dass diese Genossen, welche sich mit uns für einen gegebenen Fall verbündet haben, in allem Uebrigen uns wie Feinde ansehen werden. Wir werden uns nur allein auf uns selbst zu verlassen haben, weit mehr als irgend ein anderes europäisches Volk, welches immer eine mit ihm sympathisirende Gruppe finden wird. Es existiren wohl auch mit uns sympathisirende Gruppen in Europa, aber sie verfügen nicht über ihre eigenen Kräfte; ihre Kräfte sind in der Disposition der Gegner. Dazu bedarf es noch grosser Umwälzungen, dass wir Russen aus unserer Abgeschiedenheit treten und nicht mehr einsam, sondern inmitten einer sympathisirenden freien Familie dastehen könnten. Die gegenwärtige Stellung Russlands bietet trotz ihrer Abgeschiedenheit ohne Zweifel eine weit grössere Gewähr für die Zukunft und ist jedenfalls viel würdiger, als das heuchlerische Bündniss der heiligen Alliance; ebenso zweifellos ist aber, dass diese Abgeschiedenheit voll Gefahren ist und ein bewusstes Selbstvertrauen sowohl von der Gesellschaft, als von der Regierung verlangt. Wer dem russischen Vaterland aufrichtig Frieden und Gedeihen wünscht, der muss entweder vor der Wirklichkeit seine Augen ganz verschliessen, oder bekennen, dass allein nur durch die Unerschütterlichkeit des Volkscharakters die Wohlthat eines dauerhaften Friedens erkauft werden kann.

Abgesehen von der Möglichkeit politischer Combinationen kennt ein jeder Staat ungefähr die Kräfte, mit denen er in Conflict gerathen könnte. Jeder kennt seine möglichen Feinde und berechnet nach diesem Verhältniss seine eigenen Kräfte. Ohne Prophet zu sein, kann man für viele Jahre im Voraus sicher angeben, mit wem eine jede europäische Grossmacht Krieg führen könnte und mit wem sie dazu nicht kommen wird. Aber auch in dieser Beziehung ist unsere Stellung, wie in allem Uebrigen, bei weitem nicht so bestimmt, wie die der anderen Staaten. Wir haben keine Freunde, obschon wir wohl für ein einzelnes vor-

theilhaftes Unternehmen Compagnons finden würden; als unsere Feinde könnten aber alle europäischen Völker der Reihe nach auftreten. Das einzige Bestimmte bei unseren internationalen Beziehungen besteht nur allein in der Gewissheit, dass wir niemals einen separaten Krieg haben werden, einen einzelnen Zweikampf, — wie ihn Oesterreich mit Frankreich oder Oesterreich mit Preussen u. s. w. gehabt. Russland ist zu stark und die Folgen einer Niederlage auf unserer und auf der feindlichen Seite sind zu ungleich, als dass Jemand, Einer gegen Einen, gegen uns vorgehen würde. Nur das wissen wir mit Sicherheit, dass, wenn wir unsere Kräfte einmal mit Jemand zu messen haben werden, unser Gegner nicht eine Nation sein wird, sondern eine grosse Coalition. Vor drei Jahren wäre ganz Europa beinahe über uns hergefallen, ohne irgend welche Herausforderung von unserer Seite; wir hätten uns stellen müssen, gleichviel ob wir gewollt oder nicht. Seit Russland angefangen russisch zu werden, müssen wir immer auf eine solche Wendung der Dinge gefasst sein, ohne uns auf Jemand anders, als nur auf uns selbst zu verlassen.

Ein Staat von achtzig Millionen Einwohnern, von denen vier Fünftel einem Stamm angehören und von einem Geist beseelt sind, kann niemals unwiederbringlich besiegt werden. Der kommende Tag ist immer sein. Wie sich auch die gegenwärtige, in der That unruhige und für uns ungünstige Lage der europäischen Dinge gestalten mag, wir können ruhig der Ereignisse harren. Abgesehen von temporären Verlegenheiten sind die moralischen und materiellen Kräfte des heutigen Russland eben nicht mehr dieselben, wie im Jahre 1853, sondern vielmehr unermesslich gross. Nur dürfen diese Kräfte nicht Elementarkräfte bleiben, nicht erst im letzten Augenblick, wo man aus dem Schosse des Volks nur rohes Material schöpfen kann, darf auf sie recurrirt werden, sondern bei Zeiten schon müssten sie herangezogen und vertheilt und bleibend organisirt werden. Russland ist zu stark, als dass Jemand einen Einzelkampf mit uns riskiren würde; nur allein eine grosse europäische Coalition kann sich gegen uns richten, kann uns den Weg vertreten; nach diesem Mass muss dann auch die Kriegsstärke der russischen Kräfte veranschlagt werden, wenn anders sie sich nicht wiederum als unzureichend ergeben sollen. Und der entscheidende Moment wird über kurz oder lang kommen; wenn er aber eintritt, so werden die activen

Truppen, wie es auch im orientalischen Kriege war, ihre besondere Bestimmung haben, welche bei weitem nicht allen Anforderungen in Bezug auf die Vertheidigung unserer endlosen Grenzen und auf die Fortführung eines riesigen Kampfes entsprechen wird; wie schon damals, wird Russland selbst mit seinen Volkskräften sich erheben und die Gesammtsumme seiner kampffähigen Elemente in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit aufrufen müssen. Viel sicherer ist es sie bei Zeiten zu classificiren. Der Staat kann, so wie der einzelne Mensch, seine natürlichen Kräfte nur in dem Grade offenbaren, bis zu welchem sie durch die Uebung entwickelt worden und durch dieselbe bewusst beherrscht werden. Die gegenwärtigen Militairinstitutionen haben die Sache gerade in diesem Sinn aufgefasst, aber sie noch lange nicht bis in alle Consequenzen verfolgt. Die Eigenthümlichkeiten Russlands, die Bedingungen seiner kriegerischen Macht sind so total verschieden von Allem, was der Westen Europas aufweist, und dennoch war unser Militairwesen vor Kurzem noch bis zu einem solchen Grade nur blinde Nachahmung, dass wir über uns selbständig zu urtheilen geradezu verlernt haben; mit einem Male den Bruch zu vollziehen war unmöglich und die nothwendige Folge davon war, dass viele selbständige Quellen der Kräfte Russlands bis auf den heutigen Tag unbenutzt geblieben sind.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf diese Eigenthümlichkeiten Russlands in militairischer Hinsicht, ohne dabei über den Rahmen einer kurzen Uebersicht irgend hinaus zu gehen. Die erste derselben besteht in dem ungeheueren Uebergewicht unserer Bevölkerung gegenüber der Einwohnerzahl eines jeden europäischen Staates. Für das Jahr 1868 kann man in Russland jedenfalls nicht weniger als 80 Millionen Einwohner rechnen, und das würde somit noch etwas übersteigen die Einwohnerzahl von Oesterreich, Frankreich, Belgien und Holland zusammen genommen, in Summa 78,630,000; oder von Oesterreich, Preussen, dem ganzen früheren Deutschen Bund, Belgien und Holland, in Summa 78,210,000. Dieser Umstand kann nicht ohne bedeutenden Einfluss sein auf die dem Staat nöthigen militairischen Kräfte. Würden wir uns so wie Preussen rüsten (720,000 Soldaten auf eine Bevölkerung von 18½ Millionen), so würden wir 3,200,000 Mann unter dem Gewehr haben, — also offenbar nach einem ganz unangemessenen Massstab, welcher jedes Bedürfniss übersteigt, selbst im Fall eines

Einfalls der Gallier und der mit ihnen vereinten zwanzig Völkerschaften. *) Die ungeheuere Zahl von Leuten, welche bei uns am Ende des orientalischen Krieges von der Krone verpflegt wurde, rührte von dem damaligen System her, welches die Entwickelung des nichtactiven, des todten Theils der Armee unverhältnissmässig, und zwar auf Kosten der activen Kräfte, beförderte. Gegenwärtig, da das Verhältniss zwischen diesen beiden Theilen richtig festgestellt ist, können die Rüstungen Russlands überaus mächtig sein, ohne sogar das durch das Militairgesetz in Frankreich bestimmte Verhältniss zu erreichen (800,000 Mann auf $37\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner, was bei uns 2,000,000 regulaire Landtruppen ergeben würde). Hierbei muss auch noch bemerkt werden, dass die Summe verbündeter Kräfte, wenn sie auch materiell den Kräften des einzelnen Staats gleichkommt, dennoch niemals diesen letzteren moralisch zu vergleichen sein wird, und zwar wegen der bei den ersteren unvermeidlichen Ungleichartigkeit der Gesichtspunkte, ja selbst der Handgriffe, wegen der Schwierigkeit einer rechtzeitigen Concentrirung der Armee, wegen der ungleichen Zähigkeit im Fall eines Misserfolgs. Da also Russland ein solches Verhältniss der Armee zur Bevölkerungszahl, wie es von den westlichen Staaten angenommen worden, nicht zu unterhalten braucht, so kann es sich offenbar eines weit freieren Spielraums bei der Organisirung seiner Kräfte bedienen, dieselben mannigfaltiger und mit grösserer Sorgfalt sortiren, ohne zugleich die Bevölkerung, wenn auch nicht die Finanzen, in dem Mass wie das Ausland zu erschöpfen. Die Kosten des Unterhalts des russischen Soldaten sind ebenfalls, ohne dass dabei gekargt wird, bedeutend geringer, als im Westen (man kann vielmehr mit Bestimmtheit behaupten, dass unser Soldat bei der Ration eines französischen Soldaten Hungers sterben würde); nur für den materiellen Theil herrscht im Auslande, und zwar wieder mit Ausnahme der Pferde, ein grösserer Ueberfluss, als

---

*) So lautet die officielle Bezeichnung des Napoleonischen Feldzugs von 1812, und noch gegenwärtig wird in Russland alljährlich zu Weihnachten, am 25. December a. St., in den Kirchen gefeiert „die Erinnerung an die Befreiung der russischen Kirche und Monarchie von dem Einfall der Gallier und der mit ihnen vereinten zwanzig Völkerschaften im Jahre 1812".

Anm. d. Uebers.

bei uns. Die Kosten des Militairs nach dem Friedensetat betragen für jeden einzelnen Soldaten berechnet: in England 2737 Francs per Mann, in Frankreich 923 Francs, in Oesterreich 657 Francs, in Preussen 734 Francs und in Russland, nach dem Course des Rubels zu 340 Centimes, annähernd 560 Francs im Jahr. Obgleich unser Kriegsbudget im Verhältniss zur Bevölkerung das allermässigste in Europa ist, so macht doch die Billigkeit des Unterhalts der Truppen in Gemeinschaft mit der in Kriegszeiten erforderlichen, verhältnissmässig geringen Quantität derselben, dass die Last eines Krieges für uns im Vergleich zu Frankreich dieselbe ist und wir im Vergleich zu Preussen noch bedeutend im Vortheil sind.

Eine wesentliche Eigenthümlichkeit und zugleich ein wesentlicher Vorzug Russlands besteht darin, dass es nicht in dem Grade, selbst nicht in dem Sinn, besiegt werden kann, wie jeder andere continentale Staat, der nicht nur besiegt, sondern auch occupirt, der Möglichkeit die Gegenwehr fortzusetzen beraubt werden kann. Alle europäischen grossen Staaten, ausser Russland und England, haben mehr als einmal eine so vollständige Niederlage erlebt, dass sie sich unter den Füssen des Feindes befanden und sich auf Gnade und Ungnade ergeben mussten: Frankreich in den Jahren 1814 und 1815, Preussen 1806, Oesterreich 1805, 1809 und noch jüngst 1866. Russland kann offenbar nichts Derartiges geschehen, denn occupiren wird es Niemand, ja sogar nicht einmal bis zu seiner Hauptstadt kommen, es sei denn um dort sein Haupt niederzulegen. Um eine nutzlose Erschöpfung zu vermeiden, vermag Russland aus eigener Entschliessung einen unvortheilhaften Kampf, welcher keine Chancen mehr zum Erfolg bietet, aufzugeben, wie das im Jahre 1856 geschehen ist, kann dazu aber niemals gezwungen werden; wäre es nöthig erschienen, Nichts hätte uns daran gehindert, den orientalischen Krieg noch viele Jahre fortzusetzen. Dieser Vorzug ist offenbar ein ungeheuerer. Bei gleichen Chancen zu siegen gestalten sich die Chancen des Krieges dennoch völlig ungleich. Der eine Gegner kann nur zurückgeschlagen, der andere kann vernichtet werden. England ist in derselben Lage wie wir, nur mit dem Unterschied, dass es, obgleich für den Feind unverwundbar, ebenso auch selbst nicht im Stande ist ihm einen tödtlichen Schlag beizubringen. Es hat Napoleon I. mit endlosen Kämpfen erschöpft, aber mehr konnte es nicht thun; während

Russland, nachdem es den Schlag abparirt hatte, selbst zur Offensive überging und den Gegner brach. Russland hat an seinem ganzen Körper keine einzige Stelle, an der es tödtlich zu verwunden wäre, während solche Stellen, und zwar sehr prononcirte, an dem politischen Körper eines jeden seiner Gegner vorkommen.

Die Kriegsmittel Russlands sind bedeutend mannigfaltiger nicht nur als in jedem einzelnen europäischen Staat, sondern sogar als im gesammten Westen Europas. Es giebt im Westen keinen einzigen grossen Staat, welcher nicht durch die ganze Summe seiner historischen Bedingungen genöthigt wäre, einseitig an dem einen oder anderen exclusiven System der Militairorganisation festzuhalten: England hat seine Miethstruppen, Frankreich allein seine stehende Armee, Preussen die disciplinirte Volksmiliz u. s. w. Unser Vaterland ist nicht nur durch seine Geschichte nicht darauf hingewiesen, seine militairische Entwickelung nach irgend einem gleichförmigen Modus zu regeln, sondern im Gegentheil kein einziges exclusives System würde im Stande sein allen Erfordernissen gerecht zu werden; die Quellen unserer Volkskräfte sind so mannigfaltig, dass eine jede von ihnen zu ihrer Entwickelung einer anderen Behandlung bedarf; allein nur durch eine Combinirung vieler selbständiger Institute und deren richtige Anwendung kann Russland zur Herrschaft über die volle ihm von Gott verliehene Kraft gelangen. Russland ist ein einiges Ganze und ein Herz und eine Seele mit seiner Dynastie. Der Organismus des russischen Lebens beruht auf dem öffentlichen Vertrauen und bedarf keiner Stütze in der Militairmacht; unser Heer hat gegenwärtig keine polizeiliche Bestimmung mehr, und daher ist bei uns, aber auch nur bei uns allein, die Militairorganisation unabhängig von irgend welchen heterogenen Erwägungen politischer oder ständischer Natur; hierin liegt unser unermesslicher Vorzug. Seit der Emancipation der Leibeigenen sind die Quantität, die Zusammensetzung und die hierarchische Ordnung der stehenden Truppen nur allein durch den in der Masse lebenden Geist des russischen Volks und durch die Statistik bedingt; künstliche Combinationen, als Vorsichtsmassregeln, brauchen wir nicht. Das ganze Innere des Reichs, vier Fünftel des Staats, können im Fall eines Krieges vollständig von Truppen entblösst werden, mit Ausnahme der Wachtposten in den Gefängnissen, wodurch es möglich wird, die Kriegsmassen in einem

viel grösseren Verhältniss zur Gesammtsumme der Staatskräfte zu concentriren, als in den übrigen europäischen Staaten; wer erinnert sich nicht des Vorschlags der moskauer Stadtgemeinde im Jahre 1863, eine innere Wache aus den Einwohnern zu organisiren, damit dadurch der Regierung die Möglichkeit geboten würde alle Truppen an die Grenze zu führen? Ausser dem stehenden Heere verfügt Russland zur Vertheidigung seiner Grenzen noch über eine mächtige bewaffnete Volkskraft, welche ausser bei uns nur noch in England (in den Volontairen), in der Schweiz und in Amerika bekannt, vollkommen fremd dagegen im übrigen Europa ist, das seinen Bürgern nicht eher Waffen in die Hände geben kann, als bis dieselben zuvor in Soldaten verwandelt worden sind. Man hat es gesehen, mit welchen Augen die italienische Regierung, eine der allerpopulairsten also, ihre Volontaire beobachtete. Nur Preussen noch nimmt zum Theil seine Zuflucht zur Miliz, jedoch zu einer bereits militarisirten; die preussische Miliz ist aber ein integrirender Theil des Heeres, welches ohne dieselbe nicht zahlreich genug wäre, und ist also daher nicht mehr eine Miliz im eigentlichen Sinne. In Russland ist in diesem Jahrhundert schon drei Mal die Miliz (die Opoltschenie) einberufen worden: in den Jahren 1807, 1812 und 1855, und wir werden bei keinem bedeutenden Kriege ohne sie auskommen. Eine für europäische Staaten fast unübersteigbare Schwierigkeit, bei grosser Anspannung der Kräfte nämlich eine Cavallerie zu formiren, die der Zahl nach im richtigen Verhältniss zu der Menge der Infanterie steht, — existirt für uns gar nicht. In Russland sind ganze Gebiete ausschliesslich von Reitervölkern bewohnt. Die Kosaken haben der russischen Armee schon genug Nutzen gebracht, sie haben aber noch nicht den zehnten Theil desjenigen Nutzens gebracht, den man jetzt, da eine selbständige Organisirung der russischen Kräfte Platz zu greifen beginnt, von ihnen erwarten kann. Die blinde Nachahmung fremder Muster, welche anderthalb Jahrhunderte hindurch für die russischen Militairinstitutionen massgebend war, hat unsere Organisation daran gehindert, etwas ausserhalb dieser Muster Liegendes zu sehen; unserer natürlichen Cavallerie ist daher bis jetzt keine Entwickelung zu Theil geworden, denn weder Frankreich noch Preussen haben etwas dem Aehnliches zur Nachahmung aufzuweisen; an und für sich ist sie aber schon eine ungeheuere Kraft, die nur zur Geltung zu kommen braucht.

Mit solchen Mitteln braucht sich Russland natürlich nicht vor einem Kampf mit jeder beliebigen Macht zu fürchten: diese Mittel aber müssen bei Zeiten bestimmt und entwickelt, müssen aus Elementarkräften zu Staatskräften gemacht werden. Russland kann nicht besiegt werden, aber es kann eine Reihe zeitweiliger, sehr empfindlicher Niederlagen erleiden, es kann genöthigt werden den Kampf mehrmals wiederaufzunehmen und sich selbst dabei aufs Aeusserste zu erschöpfen, bis es durch Erfahrung gelernt und die volle Herrschaft über seine Riesenkräfte angetreten haben wird.

Diese hier in kurzem Ueberblick aufgeführten eigenthümlichen Bedingungen der Macht Russlands wollen wir der Reihe nach mit der erforderlichen Aufmerksamkeit betrachten.

Zweites Capitel.

Die Streitkräfte für den grossen Krieg.

Der Krieg hat gegenwärtig einen unvergleichlich entschiedeneren Charakter angenommen als früher. Der wachsende Reichthum und der Credit gestatten dem Staat wichtige Massregeln auf Rechnung der Zukunft, ohne Rücksicht auf die laufenden Einnahmen, zu verwirklichen; da aber von allen Dingen auf der Welt der Krieg, sobald er nothwendig geworden, das allerwichtigste ist, weil er nicht nur den Reichthum, sondern auch die Existenz des Besitzers desselben aufs Spiel setzt, so ist es natürlich, dass die Staaten im Augenblick des Streites alle ihre Kräfte mit einem Mal vorzuführen, so zu sagen sich bis auf den Grund zu erschöpfen pflegen; sie concentriren gegenwärtig in einen Moment die Kräfte vieler Jahre. Die Kosten des Krieges müssen also offenbar durch Oekonomie im Frieden gedeckt werden, so dass jede überflüssige Ausgabe für die Truppen während des Friedens einen entsprechenden Theil der Mittel für den künftigen Krieg absorbirt. In dieser Beziehung haben die Begriffe eine starke Umwälzung erfahren. Nicht Derjenige wird heut zu Tage gefürchtet, welcher immer bis an die Zähne bewaffnet ist, denn er schwächt sich dadurch selbst, sondern im Gegentheil Derjenige, welcher seine Mittel schont, um dann, wenn die Nothwendigkeit es erfordert, im Stande zu sein sich stark und schnell zu bewaffnen. Hierdurch wird freilich nur die Quantität bestimmt, die allein im Vertheidigungskriege von ausschliesslicher Bedeutung ist. Staaten, welche ein solches System mit seinen äussersten Consequenzen angenommen haben, beweisen dadurch ihre Friedensliebe, denn für sie heisst einen Krieg beginnen ebensoviel, wie das gesammte Volk aufrufen, was eben nicht alle Tage geschehen kann. Bei dem Angriffskriege dagegen

kann die Kraft des Volkes in einer Formel ausgedrückt werden: die Quantität der Truppen multiplicirt mit der Qualität derselben, gerade so wie die Kraft eines Stosses bestimmt wird durch die Masse multiplicirt mit der Geschwindigkeit. Die Momente aber, welche die Qualität bedingen, sind denen diametral entgegengesetzt, aus welchen sich die Quantität ergiebt. Ist auch der Qualität eine hervorragende Bedeutung keineswegs abzusprechen, so kann sie, bei dem gegenwärtigen Zustand der europäischen Armeen, doch immerhin nicht die Quantität ersetzen; das Gegentheil ist eher möglich. Sogar die activen Truppen müssen gegenwärtig so organisirt sein, dass sie bei der möglichst grössten Quantität zugleich auch von der besten Qualität sind, nicht aber in umgekehrter Weise, d. h. dass die Truppen bei der höchsten Qualität auch so zahlreich als nur möglich sind. Man kann, natürlich willkührlich genug, aber immerhin annähernd richtig sagen, dass das Verhältniss, in welchem die besten europäischen Truppen den schlechtesten europäischen entgegen gestellt werden könnten, gegenwärtig nicht anders sein dürfte, als mindestens drei Viertel der ersteren gegen die letzteren; bei einem einzelnen Scharmützel kann es sich wohl anders gestalten, beim grossen Treffen kann aber ein anderes Verhältniss unmöglich zugegeben werden. In der Schlacht bei Custozza konnte sogar die italienische Armee, obgleich sie kaum fünf Jahre früher erst aus den verkommensten Elementen in Europa gebildet war, dennoch, wenn sie auch zuletzt freilich geschlagen wurde, den ganzen Tag gleichen Kräften gegenüber sich auf dem Schlachtfelde behaupten. Selbst die numerische Stärke der activen Truppen auf dem Kriegsschauplatz muss durch alle möglichen Einschränkungen des Militairetats in Friedenszeiten, besonders durch Einschränkungen im nicht activen Theil des Ressorts, in der Zahl der nicht in der Linie dienenden Personen aller Rangclassen erkauft werden. Das Verhältniss zwischen der Kriegsstärke der Truppen und den Cadres in Friedenszeiten kann theoretisch nicht bestimmt werden: es hängt ab vom Geiste des Volkes, von dem durch langjährige Praxis consolidirten Organismus der Armee selbst, davon, welche Waffengattungen namentlich dem Staat seiner relativen Lage nach vorzugsweise nöthig sind u. s. w. In Wirklichkeit hat jede Nation hierin ihr eigenes System, das auf historischen Bedingungen ruht; zu gleicher Zeit aber erkennen Alle die Wahrheit dessen an, dass, „je bedeutender

der Unterschied zwischen dem Friedens- und Kriegsfuss ist, desto mächtiger die Armee sein kann", und bemühen sich, diesen Grundsatz auf die eine oder andere Weise auf die eigene Organisation anzuwenden.

Ist das Verhältniss der Armee zur Bevölkerung einmal bestimmt, so sind auch das ganze System der Truppenformirung, der Charakter der Rekrutenaushebung, die Ausbildungs- und die Dienstzeit des Soldaten, das Verhältniss des Friedensfusses zum Kriegsfuss u. v. a. im höchsten Grade der Willkühr entzogen. Offenbar kann man nicht dieselbe Einrichtung zweien Armeen geben, welche bei einer gleichen jährlichen Rekruteneinstellung auf eine verschiedene Stufe numerischer Stärke gebracht werden sollen. Die Bestimmung des Verhältnisses der Armee zur Bevölkerung bedingt also im höchsten Grade die folgenden Einrichtungen; aber auch dieses Verhältniss selbst kann nicht vollständig willkührlich bestimmt werden. Im engsten Zusammenhang mit dem Grade der Quantität steht die Qualität der Truppen; über eine gewisse Grenze hinaus kann die Quantität einer Armee nur auf Kosten ihrer Qualität erhöht werden, indem die Zeit des activen Dienstes verkürzt, der kriegerische Geist der Regimenter durch eine immer grösser werdende Anzahl Neugeworbener, die noch längst nicht echte Soldaten geworden, so zu sagen deprimirt wird, und eine Masse Leute zu Officieren gemacht werden, welche die dazu erforderlichen Eigenschaften nicht besitzen. Es existirt ohne Zweifel eine gewisse Stufe, die bei einem gegebenen Volksorganismus nicht überschritten werden darf, wenn anders sich nicht in eine Volksmiliz verwandeln soll, was als Kriegsheer gilt. Gute militairische Einrichtungen, welche dem nationalen Geist richtig angepasst sind, können übrigens diese gewisse Stufe noch bedeutend weiter hinausrücken, indem sie der Armee eine elastische Organisation zu geben gestatten und dieselbe, ohne merkliche Verringerung der Qualität der Truppen, in Kriegszeiten bedeutend verstärken. Die Hauptsache ist, dass man nicht willkührlich, sondern auf Erfahrung gestützt die Grenze festsetzt, bis zu welcher beim Uebergang auf den Kriegsfuss der Effectivbestand der Regimenter ohne nachtheilige Folgen für ihren Geist verstärkt werden kann.

In dieser Hinsicht hat sich bei uns noch keine feste Ansicht gebildet. Die Majorität der praktischen Officiere, die mit dem

russischen Soldaten im Kampf und auf dem Marsch vertraut geworden, haben noch kein rechtes Zutrauen zu den neuen Einrichtungen, keine Sympathie für die jungen, durch terminlose Urlauber completirten Regimenter. Man darf nicht vergessen, dass alle diese Officiere bei Truppen mit fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit ihren Dienst begonnen haben und die ersten Eindrücke am tiefsten sind; damals wurde der Rekrut erst etwa mit dem fünften Dienstjahr als richtiger Soldat angesehen. Ausserdem ist es sehr begreiflich, dass es den kriegserfahrenen Officier vorzugsweise zu alten Soldaten hinzieht: denn nur mit solchen Leuten kann man das Geschäft, so zu sagen, reinlich abwickeln, ohne Zufälligkeiten befürchten zu müssen.*) Es ist daher ganz natürlich, dass alte Officiere grösstentheils alte Truppen verlangen und zu den Volksarmeen, wie sie gegenwärtig fast überall in Europa Eingang gefunden, kein rechtes Vertrauen haben. Von ihrem Gesichtspunkt aus haben sie vollkommen Recht: ein aus Leuten mit kurzer Dienstzeit bestehendes Regiment einer Volksarmee kann auch durch die künstlichsten Mittel nicht dahin gebracht werden, dass es hinsichtlich der Qualität alten Truppen gleichkäme. Ebenso gewiss ist aber auch, dass, wenn junge Truppen nur verständig formirt und ausgebildet sind, heut zu Tage kein Suworowsches Regiment mit zwei jungen Regimentern fertig werden könnte, ja sogar mit Mühe und grossem Risico gegen anderthalbmal so starke Kräfte kämpfen würde. Früher war es nicht so und der Grund

*) Der französische Schriftsteller General Tromu hat kürzlich sehr scharfsinnig nachgewiesen, dass der hohe Werth, welchen man im Kriege auf die Veteranen legen zu müssen meint, nichts weiter als ein Vorurtheil sei, dass Veteranen im Frieden schlecht dienen, und Soldaten mit fünfjähriger Dienstzeit überhaupt viel zuverlässiger seien. Für einen alten Officier eine allerdings höchst sonderbare Ansicht. Eine nur allein aus Veteranen bestehende Truppe hat noch Niemand gesehen und also kann man auch davon nicht sprechen; die Rede kann nur davon sein, in welchem Grade Veteranen von Nutzen sind unter jungen Soldaten, obgleich die Sache an sich klar ist. Ein Regiment ist nur dann allein vollkommen kampftüchtig, wenn es, kraft der beständig conservirten Ueberlieferungen und der eingewurzelten Vorstellungen, einen ihm eigenthümlichen exclusiven Charakter annimmt, wenn sich in ihm ein bestimmter Typus ausgebildet, ein herrschender Geist entwickelt hat, was ohne alte Soldaten, welche eben die Träger dieses Geistes und dieser Ueberlieferungen sind, niemals geschehen kann.

der Veränderung ist offenbar. Französisches oder türkisches Feuer, junge oder alte Bataillone sind in Wirklichkeit wenig von einander unterschieden, d. h. die immerhin vorhandenen Unterschiede sind nur nicht so bemerkbar. Der unbestreitbare Vorzug alter Truppen ergiebt sich hauptsächlich beim Kampf Mann gegen Mann, beim Zusammenstoss, wozu man freilich gegenwärtig weit schwerer kommt als früher, sehr schwer sogar, wenn der Feind einem an Kräften überlegen ist. Die Qualität der Truppen bedingt also folglich gegenwärtig nur bei gleichen Kräften einen zweifellosen Vorzug. Mit zehntausend wird man jetzt nicht mehr dreissig- oder zwanzigtausend europäischer Truppen schlagen, wie das früher häufig genug wohl vorgekommen ist. Auch die durch die neue Waffe hervorgebrachte Umwälzung hat ihren Einfluss auf die Organisation der Armeen ausgeübt. Zu gleicher Zeit ist der Volksreichthum so sehr gewachsen, dass es heut zu Tage leichter ist auf Kosten von 50 Einwohnern einen Kämpfer auszurüsten und im Kriege zu erhalten, als es früher war, einen auf Kosten von 100 Einwohnern zu stellen. Infolge alles Dessen haben die europäischen Staaten, sogar Frankreich, angefangen die Qualität entschieden der Quantität zum Opfer zu bringen, indem sie die erstere nur vermittelst künstlicher Massregeln soviel als möglich unterstützen. Die Kräfte, welche 1859 das Schicksal Italiens entschieden haben, wären 1866 in Böhmen nur unbedeutend erschienen. Und in dieser Richtung fährt die Bewegung noch fort immer stärker zu werden. Selbst die allerlegalsten Prärogative müssen bei einer solchen Lage der Dinge der Nothwendigkeit weichen. Wenn von zwei Staaten mit gleicher Bevölkerung der eine ein Heer mit sechsjähriger Dienstzeit in der activen Armee unterhält und diese sich somit beim Uebergang auf den Kriegsfuss um das Doppelte vermehrt, der andere dagegen ein Heer mit dreijähriger Dienstzeit hat, welches sich um das Dreifache vermehrt, so wird der letztere Staat anderthalbmal soviel Kräfte aufstellen als der erstere; wenn dann auch die Soldaten dieses ersteren Staates alte Krieger sind und im Stande wären drei gegen vier zu kämpfen, also 1 gegen $1\frac{1}{3}$, so würden sie es doch 1 gegen $1\frac{1}{2}$ zu thun haben, und der ganze Vortheil würde auf der Seite des Feindes sein. Dieses Zahlenbeispiel ist in der Wirklichkeit freilich von gar keiner Bedeutung, es veranschaulicht nur, was mit Worten zu erklären umständlich wäre.

Es giebt freilich eine Grenze, über welche hinaus die Elasticität der Militairorganisation nicht gehen kann. Bedingt wird diese Grenze zum Theil durch den Volksorganismus, dadurch, wie schnell ein Mensch von einer gewissen Nationalität sich in einen Soldaten verwandelt, bei weitem am meisten aber durch den politischen Organismus des Staates selbst. Es ist sehr begreiflich, dass das kaiserliche Frankreich, welches beständig irgendwo Krieg führt, das Landwehrsystem nicht adoptiren könnte, selbst wenn auch sogar die innere Sicherheit dieses Institut zuliesse. Es taugt auch ebensowenig für uns, zum Theil wegen desselben Grundes, zum Theil wegen des Mangels der dazu nöthigen strengen Pünktlichkeit im Civilwesen und der Geschwindigkeit im Verkehrswesen. Wenn aber auch für jede Nationalität eine Grenze der Elasticität der Kriegsarmee existirt, so hat sich doch nichts desto weniger für Jeden, angesichts der beständig wachsenden Rüstungen bei den Nachbaren, die dringende Nothwendigkeit ergeben, die Rüstungen mindestens bis zu dieser natürlichen Grenze auszudehnen. Es handelt sich dabei nicht um eine Anspannung des Reichsbudgets, sondern im Gegentheil darum, den Abstand zwischen der Kriegsrüstung und dem Friedensetat zu vergrössern. Für Jeden hat sich die Nothwendigkeit ergeben über Kräfte zu disponiren, die den Kräften der muthmasslichen Gegner nicht nachstehen.

Ausser den activen Armeen, welche an den Punkten, wo sich das Geschick des Krieges entscheidet, concentrirt werden, hat jeder Staat noch eine ungeheuere Menge von Truppen zu anderen Zwecken nöthig: zum Schutz derjenigen Grenzen, welche in einiger Entfernung vom Kriegsschauplatz liegen, wenn sie einem Einfall exponirt sind, zur Occupirung des feindlichen Landes und zur Blokade der Festungen im Rücken der eigenen Armee, wenn dieselbe bedeutend vorrückt; zur Garnison seiner eigenen Festungen; als Reserven zur Completirung der Lücken in den Kampftruppen, zur Besetzung der Wachtposten im Innern des Reichs. Zu allem dem braucht man offenbar keine regelrecht eingeübten Kriegstruppen, sondern es kommt nur darauf an, dass in ihnen ein guter Volksgeist herrscht; folglich braucht die Regierung, wenn sie Vertrauen zur Bevölkerung hat, solche Truppen in Friedenszeiten gar nicht, nicht einmal die Cadres, zu halten, sondern kann sie erst vor dem Beginn des Krieges einberufen. Zu dieser Masse nicht activer, jedoch nothwendiger Truppen muss man noch die

Menge der nicht in der Fronte stehenden Commandos hinzurechnen, welche nicht nur die Kriegstruppen, sondern auch die im Innern nicht entmissen können, wie das Fuhrwesen zum Transportiren der Bagage, die Militairwerkstätten, das Personal des Proviant- und des Commissariatswesens, die Lazarethbedienung und alle halb Civil-, halb militairischen Specialeinrichtungen einer Armee, deren es eine ganze Menge giebt. Die ganze Totalsumme dieser halb oder gar nicht zum Kriege gehörigen Theile pflegt so gross zu sein, dass sie sogar in Preussen, wo deren verhältnissmässig am wenigsten sind, im letzten Kriege zwei Fünftel der Streitkräfte ausmachte. Preussen hatte indess nicht einmal andere Grenzen zu vertheidigen, als diejenigen, an welchen seine Kriegsarmeen concentrirt waren, und die Reserven befanden sich dort nur in den Festungen und an einigen Punkten, wo sie Rekruten einübten; die Küsten Preussens waren ebenfalls ungefährdet. Bei uns ist das dagegen ganz anders.

Welche Feinde wir auch haben mögen, eine Concentrirung der activen russischen Armeen kann mit bewusstem Zweck nur an drei Punkten ausgeführt werden: im Königreich Polen, an den Ufern des Pruth und an der türkisch-asiatischen Grenze. Gleichviel ob wir uns in der Offensive oder in der Defensive befinden, das erste Rencontre kann, wenn es zum Kriege kommt, eben unserer geographischen Lage wegen nur an einem dieser drei strategischen Punkte oder gleichzeitig an allen dreien stattfinden; dort werden dann auch die Armeen stehen müssen. Zwischen dem Königreich Polen, dem Pruth und der türkisch-asiatischen Grenze und zu deren Seiten liegen jedoch noch Hunderte von Wersten offener Landgrenze und zwei Wasserbassins, das baltische und das schwarze Meer; diese ganze Ausdehnung muss vor jedem Angriff geschützt werden. Eine Alliance gegen Russland ohne Betheiligung von Seemächten, oder wenigstens einer Seemacht, ist fast undenkbar; bei einer solchen Betheiligung hätten wir jedoch, wie wir das schon ein Mal gehabt haben, die beinahe unerhörte Aufgabe zu lösen: ohne Seekräfte zu besitzen, welche mit den feindlichen zu vergleichen wären, einen langen Küstenstrich gegen stets bereite Landungstruppen zu vertheidigen*); hinzufügen muss man,

*) Niemand ausser uns befindet sich in einer solchen Lage. Preussen ist niemals zur See bedroht worden. Oesterreich hat fast gar keine

dass unter diesen Küsten sich nichtrussische, wenn auch zu Russland gehörige befinden, wie Finnland, Samogitien, der Kaukasus; an einer dieser Küsten liegt ausserdem die Hauptstadt. Eine solche Aufgabe kann offenbar nur dadurch gelöst werden, dass man sich stets bereit hält an jedem Küstenpunkt eine bedeutende Anzahl Truppen zusammenzuziehen, d. h. also das Küstenland mit ungeheueren Kräften zu besetzen, die jedoch zu gleicher Zeit keineswegs factische Kräfte, sondern lediglich Ausgaben repräsentiren und während der ganzen Dauer des Krieges unbeweglich, das Gewehr am Fuss, dastehen würden. Auf diese Weise hätten wir die Küsten des weissen, des baltischen und des schwarzen Meeres zu besetzen, ausserdem noch 14 Festungen ersten Ranges und mehrere kleinere, die längs unseren westlichen und südlichen Grenzen von Sweaborg bis Kertsch hinunter liegen, vier solche Städte wie Petersburg, Riga, Warschau und Odessa, und endlich ausser dem Allem noch, mit den entsprechenden Kräften im Königreich Polen, in den westlichen Gouvernements (im Ganzen 19 Gouvernements) und im Kaukasus (7 Gouvernements und Districte, ohne Stawropol) die Ruhe aufrecht zu erhalten; man sieht, was für colossale todte Kräfte Russland braucht, nur damit seine mobilen Kräfte agiren können! Eine so colossale stehende Armee, welche allen diesen Anforderungen genügen könnte und dabei stark genug für den Hauptkriegsschauplatz bliebe, hat weder Dschingis-Khan, noch Napoleon zu der Zeit, als er über Europa gebot, noch überhaupt Jemand gehabt. Es ist unmöglich sie allein aus stehenden Truppen, für welche in Friedenszeiten Cadres bestehen, zu bilden, denn diese Cadres würden, sogar bei einer verhältnissmässig kurzen Dienstzeit der Mannschaft, in Erwartung des Krieges das Budget erdrücken.

In dieser todten Hälfte der gesammten Streitkräfte sind auch unmittelbar zum stehenden Heer gehörige Theile enthalten, nämlich die Reserven, welche die Rekruten ausbilden (das, was die Franzosen Regiments-Depots nennen) und sowohl in Kriegs-, als

Küsten. Frankreich hat unter Napoleon I. einen Seekrieg geführt mit einem Staat, welcher nur über eine verhältnissmässig höchst geringe Landarmee verfügte; und doch darf man nicht übersehen, in eine wie schwierige Lage Napoleon, selbst unter solchen Verhältnissen, durch die Furcht vor den englischen Landungstruppen versetzt wurde.

in Friedenszeiten existiren. Ausserdem wird man offene Grenzen, namentlich Seegrenzen, welche gelegentlichen Versuchen des Feindes ausgesetzt sind, in einem gewissen Verhältniss durch wirkliche Kriegsregimenter, die eine zuverlässige Reserve für alle Fälle abgeben, decken müssen. Weiter ist es dann aber ebensowenig nöthig, als es auch überhaupt nicht möglich ist, dass die Masse der Kräfte, welche Küsten, Festungen, nicht sichere Provinzen, innere Wachtposten besetzen, aus erprobten Truppen bestehe. Ein reiner Defensivkrieg, wie der orientalische, welcher dem Feinde die Möglichkeit bot die Masse seiner Kräfte wohin er nur wollte zu richten, war nur eine zufällige, in Folge eines unerhörten politischen Fehlers vorgekommene Erscheinung; ein ausschliesslicher Seekrieg ist für uns selbstverständlich unmöglich. Beim Landkrieg dagegen würde der Feind zu sehr abgezogen werden, um ganze Armeen als Landungstruppen an unsere Küsten zu entsenden; gegen Versuche von unbedeutenderem Charakter aber, zur Vertheidigung der Küsten und Festungen und zur Erstickung zufälliger Bewegungen im Innern, z. B. in den polnischen Provinzen, ebenso auch wie zur Besetzung feindlicher Provinzen, welche der activen Armee im Rücken gelassen worden, taugen selbst die allerjüngsten Truppen, wenn sie zahlreich vorhanden, gut bewaffnet und von der Liebe zum Vaterland beseelt sind. In Folge der Eigenthümlichkeiten unserer geographischen Lage bedürfen wir dieser temporären Truppen, welche nur durch den Krieg zum Dasein gerufen werden, in grösserer Anzahl, als irgend ein anderer europäischer Staat. Der Anschaulichkeit wegen will ich diese Anzahl annähernd aufzuzählen versuchen, indem ich dabei die Vertheilung der Defensivkräfte zur Zeit des orientalischen Krieges als Grundlage nehme, ohne jedoch die später in vielen Beziehungen erfolgten Veränderungen zu übersehen. Es versteht sich von selbst, dass eine derartige Aufzählung nur die allerallgemeinste Vorstellung von der Sache zu geben vermag, weil es nicht zwei Kriege unter vollkommen gleichen Bedingungen geben kann. In diesem Fall ist übrigens unsere Lage noch am allermeisten bestimmt. Mit einem jeden für Russland nur möglichen europäischen Krieg, der zu gleicher Zeit mit einem Seekrieg verbunden wäre, ergiebt sich für uns immer dieselbe Nothwendigkeit unsere Grenzen zu schützen; welche Bestimmung auch die activen Kräfte Russlands erhalten mögen, unsere Defensivmittel werden immer ausschliesslich an vier Orten zu concentriren sein: 1) an

den Ostseeküsten, 2) in den westlichen Gouvernements, 3) an den Küsten des schwarzen Meeres und 4) am Kaukasus. Politische Zufälligkeiten können auf die Vertheilung der eigentlichen Defensivkräfte keinen grossen Einfluss üben: die Gefahr eines Bruchs mit Schweden während des Krieges würde z. B. nur eine Verstärkung der die Kriegsreserve bildenden activen Truppen des baltischen Bassins zur Folge haben, sowie die Gefahr eines Bruchs mit der Türkei eine Verstärkung der Kriegsreserve am schwarzen Meer veranlassen würde; die Aufstellung dieser Truppen würde ganz dieselbe bleiben, wie sie zur Abwehr eines Einfalls der Seemächte erforderlich wäre.

Die Hauptsache, die man bei der Aufzählung der temporären Truppen im Auge haben muss, ist die, dass man durch dieselben überall, wo es nur möglich ist, die stehenden activen Truppen ablöst, weil die letzteren, so wenig als nur irgend möglich durch Defensivzwecke abgezogen werden müssen, um massenhaft auf dem Kriegsschauplatz concentrirt werden zu können. Für die Dimension der Rüstungen ist das Normalmass, d. h. das allerhöchste Mass angenommen; mit der Verringerung der Gefahr wird es sich von selbst vermindern.

Rechnen wir die Division zu 12 Bataillonen (obgleich natürlich einige von diesen Truppen auch nicht als Divisionen formirt werden können), so ergiebt sich:

Im Ostsee-Bassin annähernd:

In Finnland zur Besetzung der Garnisonen der Festungen, der Uferbatterien und als Reserve für dieselben	3	Divisionen.
In Petersburg, Kronstadt und in der Umgebung .	4	„
In den Ostseeprovinzen	2	„
	9	Divisionen.

In den westlichen Provinzen:

Als Garnison der acht westlichen Festungen (wobei die Warschauer Citadelle mitgerechnet ist) .	$4^1/_2$	Divisionen.
In den 14 Gouvernements des Königreichs Polen und des westlichen Gebiets, wenn man (nach der früheren Berechnung) für jedes Gouvernement in runder Summe eine Brigade rechnet	7	„

Ausserdem zur Besetzung Warschaus	1	Division.
In dem Küstenstrich Litthauens, wo der Feind sehr leicht einen Handstreich zur Probe beabsichtigen könnte	1	"
	13 $^1/_2$	Divisionen.

Im Bassin des schwarzen Meeres:

Als Garnison der Festungen und Küstenstädte von Bender bis Kertsch, welches gegenwärtig vollkommen das asowsche Meer schützt . . .	3	Divisionen.
Zur Deckung Bessarabiens von der Donauseite .	1	"
Als Reserve für Neu-Russland und die Krim gegen einen bedeutenden Angriff	2	"
	6	Divisionen.

In Kaukasien:

Die Errichtung von Stanizen*) in den Bergen der Tscherkessen hat diese ganze Gegend in eine Festung verwandelt, die sich selbst vertheidigt; im Fall eines Krieges wird man indess doch die hauptsächlichsten Trageplätze, die Flussübergänge und einige Uferpunkte im Kuban-District und im kutaisschen Gebiet stark mit Truppen besetzen müssen, um die Bewegung der activen Truppen zu erleichtern, wozu man, ausser dem zweiten Aufgebot der Kosaken, annähernd annehmen muss	1	Division.
Zum Ersatz für den grössten Theil derjenigen Truppen, die im Kriegsfall aus dem Dagestanschen und Terek-District herausgezogen werden	2	"
Als Garnison der Grenzfestungen, einiger Städte und der muselmännischen Districte Transkaukasiens	2	"
	5	Divisionen.
Zur Besetzung der Küsten des weissen Meeres .	$^1/_2$	"
Zusammen	34	Divisionen.

*) Kleine Kosakenforts, welche zum Schutz der russischen Truppen vor den räuberischen Ueberfällen der noch lange nicht besiegten Bergvölker in grosser Anzahl angelegt sind und von denen aus die Unterwerfung dieser Völker immerfort von Neuem vergeblich versucht wird. Anm. d. Uebers.

Die Etatsstärke von 34 Divisionen, jede Division zu 12 Bataillonen, beträgt etwas über 400,000 Mann.

Nimmt man nun noch zur Unterstützung der activen Armee für solche Aufgaben, die auch von temporären Truppen erfüllt werden können, wie die Occupation des Gebiets im Rücken der Armee, die Blokade der Festungen und dgl., — ebenfalls sechs Divisionen an, so kann mithin die ganze Anzahl der nur für die Zeit des Krieges geschaffenen Truppen im Fall eines sehr gewaltigen Kampfes auf 40 Divisionen, d. h. also auf 480,000 Mann, gebracht werden. Diese zuletzt angeführte Kategorie bildet keine absolute Nothwendigkeit, kann aber ein höchst wichtiges Ersatzmittel bieten; und da man nur deshalb einen Krieg führen kann, um — es koste was es wolle — zu siegen, so wird alles Nützliche, was zum Erfolge beitragen kann, gerade deshalb auch nothwendig. Sechs Divisionen temporärer Truppen im Rücken der activen Armee repräsentiren schon ein Verhältniss, über welches hinaus das Erforderniss wahrscheinlich niemals gehen wird.

Wenn Oesterreich an dem orientalischen Kriege, wie es gedroht hatte, Theil genommen hätte, so wären die Streitkräfte der Verbündeten (mit Ausnahme vielleicht der Engländer) von der Krim gewiss an unsere Westgrenze, innerhalb oder ausserhalb derselben, verlegt worden und die Gruppirung unserer Reservetruppen wäre annähernd geradeso gewesen, wie sie oben aus allgemeinen Gründen als nothwendig abgeleitet wurde.

Das Alles waren aber nur Defensivkräfte, die keinen directen Einfluss auf den Ausgang des Krieges haben, sondern nur dazu nothwendig sind, dass man ohne Bedenken die activen Armeen da wo es nöthig wird concentriren kann. Nunmehr wollen wir versuchen zu bestimmen, in wie weit das möglich ist, mit welcher Masse von Kräften wir es zu thun haben könnten, oder — was zugleich dasselbe ist — welche Macht wir den Feinden entgegenstellen müssten, um einen Kampf möglich zu machen. Hier handelt es sich noch nicht darum, wieviel active Truppen Russland überhaupt aufzustellen vermag, sondern darum, wieviel es wünschenswerth wäre, dass es, um die Chancen gleich zu machen, aufstellen könnte. Ich bitte den Leser nicht zu vergessen, dass vorläufig nur allein hiervon die Rede ist.

Wollen wir zur Vergleichung den letzten Krieg nehmen und berechnen, welche Kräfte wir hätten zur Hand haben können,

wenn wir den Krieg hätten fortsetzen wollen. Die Umstände der Jahre 1853 bis 56, eine reine See-Defensive gegen durch Nichts behinderte feindliche Landungstruppen, werden sich natürlich nicht mehr wiederholen. Wir befanden uns damals, um einen trivialen Vergleich zu gebrauchen, so zu sagen, in der Lage eines fest an den Pfahl gebundenen Bären auf dem Scharfrichterhof, welcher sich gegen die Hunde vertheidigen soll, ohne die Möglichkeit zu haben ihnen auch nur einen Schritt entgegen zu gehen. Diese sonderbare Lage war durch einen Umstand veranlasst: wir hatten nicht genug active Truppen, um die Verbündeten zu zwingen den Seekrieg in einen Landkrieg zu verwandeln. Oesterreich anzugreifen wäre natürlich 1854 höchst riskant gewesen, weil man damals befürchten konnte, dass dieser Staat von Preussen unterstützt werden würde, während im Jahre 1855, soviel jetzt bekannt ist, diese Gefahr nicht mehr existirte.*) Hätten wir in dem Jahre genug Streitkräfte gehabt, so hätten wir uns des Seekrieges entledigen und ihn in einen Landkrieg verwandeln können. Die Franzosen hätten ihre Streitkräfte auf den Continent hinübergebracht, um den Bundesgenossen beizustehen; die Engländer wären geblieben, um auf alle Fälle die Türkei zu schützen, oder hätten einen Versuch in Transkaukasien gemacht. Wir hätten also vor uns in den Karpathen die Franzosen, die Oesterreicher und das sardinische Hülfscorps gehabt, nach dem damaligen Gesammtbetrage 400,000 Mann Soldaten; an der Donau die Türken und vielleicht auch die Engländer, gegen 100,000 Mann; in Asien die Türken und ebenfalls vielleicht die Engländer (die in diesem Fall dann aber nicht an der Donau gewesen wären), 70,000 Mann. Diese Kräfte würden sich bei der gegenwärtigen Militairorganisation in Europa bei derselben Lage der Dinge folgendermassen gestalten: Oesterreicher 350,000, Franzosen 150,000 (denn bei einem in solcher Entfernung geführten Kriege kann man nicht eine solche Quantität Truppen aufstellen, wie an seinen eigenen Grenzen); endlich wahrscheinlich noch 100,000 Italiener, im Ganzen also 650,000 Soldaten, — gerade soviel wie die Armee Napoleons von 1812 zählte. An der Donau oder am Dniester und in Asien würde die Gesammtsumme auch für gegenwärtig dieselbe bleiben,

*) Die Unterhandlungen mit Preussen sind aus jener Zeit nicht veröffentlicht worden.

da die Streitkräfte der Türkei bis jetzt nicht gewachsen sind und die Kräfte Englands, obgleich sie zugenommen, doch noch mehr als früher zersplittert sind, weil sie in Indien und Canada verstärkt wurden. Wäre der letzte Krieg im Jahre 1868 geführt worden, so hätten wir, um eine Gleichheit der Kräfte herzustellen, 600,000 Mann activer Truppen in der Westarmee, 100,000 in der Südarmee und gegen 70,000 im Kaukasus, an der Küste des schwarzen Meeres und an der türkischen Grenze aufstellen müssen, also im Ganzen 770,000 Mann. Ausserdem und ausser sämmtlichen Reserven, welche die Küsten des baltischen, des schwarzen und des weissen Meeres beschützen und das westliche Gebiet und die Festungen besetzt halten, würden auch noch an anderen Orten active Truppen in einem bestimmten Verhältniss nöthig sein. Gegen einen beim Landkrieg wenig wahrscheinlichen, aber doch im Bunde mit Schweden immerhin möglichen Anschlag auf die baltischen Küsten müsste man in diesem Bassin das Centrum einer Kriegsreserve von zwei, wenn nicht gar von drei Divisionen zurücklassen; an den Küsten des schwarzen Meeres, im Rücken der Südarmee, ebenso zwei oder anderthalb Divisionen, weil der Feind sonst die Krim occupiren könnte; beim Vorrücken der Westarmee könnte es sich wohl vielleicht als nöthig erweisen in das Königreich Polen, ausser den Reserven, ebenfalls wenn auch nur eine Division zu legen; im Kaukasus endlich könnte man, selbst bei dem gegenwärtigen Zustande desselben, nicht alle activen Truppen aus den Bergen an die Grenze hinausführen, welche Miliz auch immer in Dagestan und in der Tschetschna formirt worden wäre; hier würde man immer einige der gewohnten Truppen, mindestens eine Division, ausser den Linienbataillonen, zurückbehalten müssen. Die Summe dieser activen, wenn auch nicht kämpfenden Truppen, zusammen mit den ebenfalls stehenden orenburgschen und sibirischen, würde somit gegen neun Infanterie-Divisionen betragen, d. h. also mit allen regulären Waffengattungen 130,000, im Ganzen aber mit den Armeen zusammen 900,000. Rechnet man hierzu noch die 480,000 Mann Volksmiliz (Opoltschenie) nach unserer Berechnung, so ergiebt sich die Summe von 1,380,000 Mann unterm Gewehr, ausser den Regiments-Depots und den nicht in der Fronte Dienenden. Im Jahre 1856 wiesen unsere Etatlisten eine noch viel grössere Summe auf, aber drei Viertel der damaligen Truppen waren gar nicht wirkliche Truppen, sondern vielmehr nur

eiligst zusammengebrachte und nur halbwegs organisirte Volksschaaren, die vom Staat verproviantirt wurden und, in Folge der unbändigen Eile, mit der sie formirt wurden, noch theuerer als gewöhnliche Soldaten zu stehen kamen, die aber dennoch, wegen des Mangels der durch Nichts zu ersetzenden rechtzeitigen Organisation, gar nicht ins Feld geführt werden konnten.

Bemerkenswerth ist, dass die Gruppirung der activen Truppen in dem angezogenen Beispiel nicht einen einzelnen Fall, nicht nur ein Bild der damaligen Umstände, sondern vielmehr, so zu sagen, die normale Vertheilung der russischen Kräfte in einem jeden Kampf gegen eine europäische Alliance darstellt. Hätten wir im orientalischen Kriege den Sieg erlangen wollen (und man muss hinzufügen, dass es uns an den Mitteln dazu nicht gefehlt hätte), so hätten wir vier Fünftel unserer Kriegsmacht in der Westarmee concentriren müssen. Gerade so wird es auch künftig sein. Im Jahre 1855 ist die Lage der Dinge bezeichnet worden, und seitdem ist sie unverändert dieselbe geblieben und wird auch noch für eine unbestimmte Zeit dieselbe bleiben. Sobald erst die Solidarität der europäischen Bestrebungen in allen Fragen, welche uns interessiren, zu Tage getreten war, ist es klar geworden, dass der gordische Knoten auf ein anderes Terrain hinüber getragen worden ist, dass von nun an Rumjanzowsche Feldzüge keine Früchte mehr tragen können und das Geschick aller Fragen, die uns mit dem Westen in Collision bringen, nicht nur in türkischen, sondern auch in asiatischen Angelegenheiten (falls sie bis zu solchen Dimensionen heranwachsen) auf europäischen Schlachtfeldern entschieden werden muss, — ist es mit einem Wort offenbar geworden, dass von nun an die ganze Kriegsstärke Russlands in seiner Westarmee beruht, die auf ihrer natürlichen Basis, an der Weichsel, steht, den übrigen Armeen aber nur die Aufgabe bevorsteht, die minder wesentlichen Versuche des Feindes zurückzuhalten, während an der Westgrenze der Kampf der Hauptkräfte ausgetragen wird, und hierauf, wenn das Glück auf unserer Seite gewesen, dann jedoch schon ohne grosse Anstrengungen, den auf derselben Westgrenze erschollenen Schicksalsspruch in Erfüllung zu setzen — enregistrer la victoire. Bis jetzt hat sich die russische Gesellschaft diesen Umschwung der Dinge noch nicht klar gemacht; sie lebt noch der Ansicht, dass z. B. im Fall eines Krieges wegen der orientalischen Frage der Erfolg von der südlichen oder, wie

sie früher genannt wurde, Donau-Armee abhängen könnte; dem ist aber durchaus nicht so. Kehren wir, um uns das zu veranschaulichen, zum letzten Kriege zurück und nehmen wir an, dass Russland im Jahre 1853 seine sämmtlichen Kräfte zur Verfügung gehabt. Worin bestand der Kern der Frage? Die Mehrzahl glaubt, dass er in der raschen Einnahme Constantinopels bestand. Ich meinerseits glaube dagegen, dass irgend welche Erfolge unserer Waffen innerhalb der Grenzen des türkischen Reichs überhaupt nicht im Stande gewesen wären diese Frage zu lösen. Die Einnahme Constantinopels hätte entschieden ein Bündniss Englands, Frankreichs und Oesterreichs hervorgerufen. Im Besitz eines offenen Zuganges zu uns, hätten die Verbündeten nicht erst mit solchen Schwierigkeiten ihre Armeen über das Meer zu transportiren gehabt, sondern sie hätten sich an der mittleren Donau concentrirt und in den Karpathen würde die Lösung der orientalischen Frage versucht worden sein. Wenn wir in Mitteleuropa geschlagen worden wären, die Einnahme Constantinopels hätte dann nichts genützt und wir hätten es wieder ausgeliefert, nur vielleicht nicht in die Hände der Türken, aber in andere, weit gefährlichere Hände; wären wir die Sieger geblieben, so wäre das Schicksal Constantinopels ebenfalls entschieden gewesen, denn wir hätten dann ohne viele Schwierigkeiten über dasselbe disponirt. Gerade so wird es auch künftig sein, und zwar nicht allein in der orientalischen Frage, sondern in allen wichtigen Fragen, die nur entstehen können. Die Erfolge der Armeen zweiten Ranges hatten früher eine viel grössere Bedeutung, weil die Hauptarmee nicht die Summe aller Kräfte des Staats repräsentirte, sie vielmehr oftmals remontirt und auf diese Weise der Kampf in die Länge gezogen werden konnte, indem man seine Erfolge auf den Neben-Kriegsschauplätzen befestigte. Seit den Zeiten Napoleon's I. aber schon hat die Sache ein anderes Ansehen gewonnen und ist nunmehr bereits dahin gelangt, dass das Geschick des Krieges durch den Zusammenstoss der Hauptmassen inappellabel entschieden wird. Welchen Vortheil hätten wohl die Oesterreicher aus einem Siege der Baiern ziehen können? Wären uns in ebendemselben letzten orientalischen Kriege glänzende Siege am Balkan und in Anatolien zu Theil geworden und wir hätten an der Weichsel den Kürzeren gezogen, wozu hätten uns diese Erfolge geführt? Hätten aber dagegen die Verbündeten am Dniester die Oberhand über

uns gewonnen, die Krim, Transkaukasien, Finnland und selbst Petersburg eingenommen und wären ihre Kriegsheere zu gleicher Zeit auf den Feldern Mitteleuropas aufs Haupt geschlagen worden, wer hätte dann die Friedensbedingungen dictirt?

Eine Combination der Kriegsereignisse, bei welcher nicht nur die Hauptrolle, sondern auch die ausschliesslich entscheidende Rolle nicht der Westarmee zufallen könnte, wäre geradezu undenkbar. Die übrigen Armeen können allein nur im Fall eines Erfolges der Westarmee eine wesentliche Bedeutung erhalten, ihnen bleibt es vorbehalten zu ernten, was die letztere gesäet. Russlands Stärke besteht nur in dem Mass, in welchem seine Westarmee stark sein kann.

Wir haben bereits gesehen, mit was für Kräften unsere Westarmee sich zu messen gehabt hätte, wenn sie zur Zeit des orientalischen Krieges zur Offensive übergegangen wäre. Nach den damaligen Dimensionen der europäischen Rüstungen hätten diese Kräfte gegen 400,000 Mann betragen, nach den gegenwärtigen Dimensionen gegen 650,000. Im Fall eines Krieges gegen ein anglo-austro-preussisches Bündniss würden dieselben noch bedeutender sein, sich auf circa 700,000 belaufen (die Kriegsschauplätze zweiten Ranges nicht mitgerechnet). Mit diesen beiden Combinationen — die Westmächte mit einer der deutschen Mächte, oder beide deutschen mit England — ist die Wahrscheinlichkeit der europäischen Bündnisse und der allergrössten Kräfte, welche jemals über uns hereinbrechen könnten, erschöpft. Eine jede andere Combination wäre schon viel günstiger. In jedem Fall kann sich Russland, was auch geschehen mag, nicht rühren, wenn es nicht ebenso viel active, vollständig mobile Kräfte an der Weichsel aufzustellen vermag, wie die möglichen Gegner. Die numerische Stärke der anderen activen Armeen (wenn wir nur von der anfänglichen Aufstellung derselben sprechen) dürfte dabei, wer auch immer unsere Gegner sein mögen, sehr begrenzt sein, selbst sogar wenn wir es gleichzeitig noch mit der Türkei zu thun bekämen: 80,000 in der Südarmee, 60,000 im Kaukasus (35,000 an der Grenze und 25,000 in den Bergen an der Küste des schwarzen Meeres, was vollkommen genügt zum Schutz gegen den Eindrang in Kaukasien sowohl von der nördlichen als von der südlichen Seite) und gegen

130,000 *) an verschiedenen Punkten als Reserven. Diese Masse von gegen 900,000 Mann (870,000) erfordert, ausgenommen die Specialwaffen, 60 Infanterie-Divisionen zu je 13 Bataillonen. Im Besitz einer solchen Macht kann unser Vaterland, welche Stürme auch in Europa wüthen mögen, ungefährdet in seiner exclusiven, selbständigen und zu den grössten Hoffnungen berechtigenden Stellung verharren.

Solange aber die Kräfte Russlands noch nicht auf die oben bezeichnete Gesammtsumme gebracht worden, so lange können es selbst die äussersten Anstrengungen unserer Diplomatie nur zu einem oratorischen, aber nie zu einem politischen Erfolge bringen. Im Besitz von nur 47 Infanterie-Divisionen, hinter denen sogar nicht ein einziges Bataillon mobiler Reserve steht, können wir nicht nur nicht gegen eine Coalition aus dem Jahre 1854 den Kampf aufnehmen, sondern die Chancen würden selbst bei einem separirten Kriege, bei einem Einzelkampf mit einem der grossen Nachbarstaaten, namentlich zum Anfang, nicht auf unserer Seite sein. Im letzteren Fall würden ohne Zweifel die riesigen natürlichen Kräfte Russlands schliesslich zur Geltung kommen, aber wir wären — ganz abgesehen davon, dass ein Misserfolg an der Westgrenze zum Anfang des Krieges schon eine äusserst gefährliche Sache wäre, — nur um mindestens doch schliesslich das Uebergewicht zu erlangen, gezwungen plötzlich während des Krieges neue Kräfte zu organisiren, d. h. also das gegenwärtige Verhältniss derselben als insolvent anzuerkennen, und zwar zu einer Zeit, wo es gilt zu handeln, nicht aber erst sich einzurichten.

Zur grösseren Deutlichkeit wollen wir eine Vergleichung unserer activen Kräfte mit den feindlichen nach ihren gegenwärtigen

---

*) Hier scheint ein Druckfehler im russischen Originaltext enthalten zu sein, denn anstatt 130,000 muss es wohl 30,000 heissen, da sonst auch die Addition nicht die in dem folgenden Satz angeführte Gesammtsumme von „gegen 900,000 (870,000)“ ergeben würde; denn 700,000 der Westarmee, 80,000 der Südarmee, 60,000 im Kaukasus und 30,000 Reserven an verschiedenen Punkten sind zusammen genau 870,000, also gegen 900,000; ist dagegen die letzte Zahl nicht 30,000, sondern 130,000, so würde die Gesammtsumme nicht gegen 900,000 (870,000) betragen, sondern viel über 900,000 (d. h. 970,000).

Anm. d. Uebers.

Dimensionen, im Fall eines Einzelkrieges mit Oesterreich oder Preussen, unter der Voraussetzung der Neutralilät des übrigen Europas, anstellen.

1) Der österreichische Krieg. Im Jahre 1866 musste Oesterreich nach Beendigung seiner Rüstungen 250,000 Mann in Böhmen und 140,000 Mann in Italien aufstellen; ausserdem hatte es noch gegen 20,000 in Deutschland, also im Ganzen 400,000 Mann activer Truppen. Um jede Uebertreibung zu vermeiden, wollen wir annehmen, dass es bei einem Kriege mit uns, zur gösseren Sicherheit seiner slavischen Länder, 60,000 Mann mehr im Vergleich zu 1866 im Inneren des Reichs zurücklassen würde; für die active Armee blieben somit 350,000 übrig.

Wir haben freilich eine allgemeine Neutralität vorausgesetzt, jedoch natürlich nur innerhalh der Grenzen des factisch Möglichen. So wäre es z. B. vollkommen unmöglich, dass wir im Fall eines österreichischen Krieges gar keine Vorsichtsmassregeln gegen die Türkei ergreifen sollten, welche unvermeidlich mit Oesterreich sympathisiren würde und bei dem ersten Erfolge der Oesterreicher sich sofort ihnen anschliessen könnte. Unter solchen Umständen würden unsere Defensivkräfte ungefähr' in folgender Weise vertheilt sein müssen.

Weder Petersburg mit Kronstadt, noch Finnland, noch selbst Moskau würden ohne Garnison gelassen werden, um so mehr, als man am Anfang eines europäischen Krieges unmöglich mit Genauigkeit vorherzusehen vermag, unter welchen politischen Combinationen er enden kann. Nehmen wir für diese Punkte also nur 3 Divisionen an. In den westlichen Provinzen, nach der oben angeführten Berechnung, 4½ Divisionen als Garnison der Festungen, 7 Divisionen zur Unterdrückung oder Verhütung eines Aufstandes in diesen Provinzen und 1 Division für Warschau — macht zusammen 12½ Divisionen. Im Bassin des schwarzen Meeres: als Garnison der Festungen und Häfen (Bender, Odessa, Nikolajew, Perekop, Sebastopol, Kertsch) 2½ und im Felde: in der Krim 1 und als Observationscorps in Bessarabien 4, zusammen 7½ Divisionen*); im Kaukasus endlich 6 — macht im Ganzen

*) Diese Kräfte sind als Vorsichtsmassregeln erforderlich. Im Fall eines offenen Bruchs mit der Türkei müssen sie natürlich sehr viel bedeutender sein.

29 Divisionen. Für die active Armee bleiben mithin 18 Divisionen übrig, d. i. also bei der höchsten Annahme, nach Ausschluss von 15% von der Etatstärke, ein Effectivbestand von 230,000 Combattanten sämmtlicher Waffengattungen gegen 350,000 Oesterreicher.

2) Der preussische Krieg. Obgleich wir freilich eine allgemeine Neutralität voraussetzen, so ist doch immer der Fall nicht denkbar, dass der Norddeutsche Bund seine sämmtlichen activen Truppen an der russischen Grenze zusammenziehen würde. Die politischen Beziehungen dieses neugegründeten Staates zu seinen Nachbaren bieten noch lange nicht die Sicherheit, dass er sich freiwillig von der Weichsel bis zum Rhein entblössen dürfte. Wir wollen den allermässigsten Satz nehmen. Ausser den Ersatztruppen und der einen Hälfte der Landwehr: 165,000 + 100,000 = 265,000 Mann zum Garnisondienst und zu Regimentsdepots, wollen wir ebenfalls nicht mitrechnen die Kräfte der kleinen Staaten = 92,000, welche mit der nöthigenfalls mobil gemachten anderen Hälfte der Landwehr 190,000 ausmachen; nehmen wir an, dass aus diesen Truppen die Observationsheere am Rhein und an der österreichischen Grenze gebildet werden und nur die active Armee des eigentlichen Königreichs Preussen, 415,000 Mann, an unsere Grenze geschoben wird; nehmen wir nur 85% als Effectivstärke an, so sind es 350,000 Mann.

Die Vertheilung unserer Defensivmacht wird dann ungefähr folgende sein müssen:

Obschon den baltischen Küsten in diesem Fall keine ernstliche Truppenlandung drohen könnte, so wird man sie dennoch nicht für so total ungefährdet halten können, und das zwar um so mehr, als hier auch von Seiten Schwedens eine Gefahr erscheint; es dürfte daher wohl nicht übertrieben erscheinen für Petersburg, Finnland (und die Garnison von Moskau) 4 Divisionen anzunehmen, für die Ostseeprovinzen 2 Divisionen und für die westlichen Provinzen ebenso viel wie im vorhergehendem Fall, d. i. 12½ Divisionen.

Bei einem preussischen Kriege wäre ein Bruch mit der Türkei freilich nicht in einem so hohen Grade wahrscheinlich wie bei einem österreichischen Kriege, immerhin aber würde man die Ufer des schwarzen Meeres nicht vollständig entblössen können, um den Nachbar nicht in Versuchung zu führen; auf die Freundlich-

keit der hohenzollerschen Rumänen würde man sich dabei wohl auch nicht verlassen können. Zum Garnisondienst in den Festungen und im Felde müsste man also, in der Krim und Bessarabien, mindestens 3½ Divisionen zurücklassen, und im Kaukasus 6 Divisionen, macht im Ganzen 28 Divisionen.

Für die active Armee blieben somit 19 Divisionen oder 240,000 Mann regulairer Truppen aller Waffengattungen gegen 350,000 Feinde, also beinahe dasselbe Verhältniss wie beim österreichischen Kriege.

Wir nehmen 12½ Divisionen für die Westgrenze an, und zwar nicht ohne Grund. Ungeachtet der riesigen Kräfte, welche in den Jahren 1863 und 64 in diesem Gebiet concentrirt wurden, ist der polnische Aufstand dennoch nicht eher unterdrückt worden, als erst nachdem in Galizien der Belagerungszustand proclamirt worden. Für die Insurgenten war schon die geheime Nachsicht der österreichischen Regierung genügend, um den Aufstand auf unbestimmte Zeiten in die Länge zu ziehen. Was liesse sich erst dann erwarten, wenn ein starker Feind mit Armeen und Geldern die Empörung entschieden unterstützen und der allgemeinen Revolution den Weg nach Polen öffnen würde? Um nicht auf eigenem Grund und Boden in eine Situation zu gerathen, wie sie den Franzosen durch den Volkskrieg in Russland bereitet worden, um nicht ohne Communication und Verproviantirung zu bleiben, würden wir, abgesehen von der activen Armee, das weite Gebiet vom Dnieper bis zur preussischen Grenze so stark besetzen müssen, dass es sich nicht rühren könnte. Hierzu dürften selbst 12½ Divisionen, von denen 1½ die Garnisonen der Festungen bilden, vielleicht nicht vollständig genügen; wir haben deshalb auch zum Schutz des Dnieper-Bassins mindestens das Allernothwendigste ausgeworfen. Bringt man aber dieses Nothwendige in Abzug, so würde unsere active Armee, selbst im Fall eines Einzelkrieges, um ein Drittel schwächer sein als die feindliche; sie könnte daher zum Rückzug gezwungen werden, in Folge dessen auch die zum Schutze des Gebiets aufgestellten örtlichen Truppen würden weichen müssen; und es ist noch gut, wenn ihnen solches möglich wäre. Wenn man dagegen das Land nicht besetzt, sondern alle Kräfte in der activen Armee concentrirt, so könnte selbst noch bevor der erste Schuss gefallen ist, schon bei den Vorbereitungen zum Kriege, ein weithin sich erstreckender Aufstand

in unserem Rücken entbrennen und wir würden uns inmitten unserer Grenzen plötzlich wie in fremdem Lande befinden, wo Alles dem Feinde zu helfen eilt. Ein dem Anschein nach unlöslicher Cirkel, der aber in der That nur eine zweifellose Wahrheit beweist, und zwar: dass bei der heutigen Organisation der Streitkräfte in ganz Europa die active Armee allein, ohne eine starke, bei Zeiten organisirte und mindestens zur Hälfte mobile Reserve, nicht nur keinen Offensivkrieg, sondern auch nicht einmal einen Defensivkrieg zu führen vermag. Der Grund ist einleuchtend. Werden der activen Armee auf der einen Seite Verpflichtungen auferlegt, welche beim Feinde die Reserven erfüllen, so wird sie, selbst wenn sie sogar nach dem Etat des Friedensbestandes numerisch viel stärker als die feindliche Armee ist, dennoch im Kriege viel schwächer als die letztere sein. Wir aber haben bis jetzt nicht nur gar keine Reserven hinter der Armee, sondern sogar die Armee selbst ist verhältnissmässig, aus zwei Gründen, numerisch nicht stark genug: erstlich hat sie bis jetzt noch immer eine viel zu lange Dienstzeit und ist beim Uebergang zum Kriegsfuss nicht dehnbar genug; zweitens sind bei uns, und das ist die Hauptsache, neben der Armee, selbst nach den durch die letzte Reform ausgeführten Reductionen, noch allzu viel todte Abtheilungen geblieben, wie: locale Truppen, Linien-, Festungs- und Garnisons-Bataillone, welche als stehende Truppen bei der Gesammtsumme der Armee mitzählen, aber keine äussere Kraft repräsentiren, — was in Europa fast gar nicht mehr vorkommt, wo neben der Armee in Friedenszeiten nur noch Regimentsdepots und technische Abtheilungen existiren.

Es giebt bei uns Personen, selbst erfahrene (ich habe deren gekannt), welche sich der Erwägung ganz verschliessen, dass es nothwendig sei, zur Vertheidigung bereit zu sein, bevor man an den Angriff denkt. Sie möchten alle Kräfte mit einem Mal in der activen Armee concentriren, nach dem Princip, dass der Feind, welcher am Hauptpunkt geschlagen worden, auch überall bereits besiegt ist. Entschiedenheit ist eine schöne Sache, über eine gewisse Grenze hinaus aber nicht nur gefährlich, sondern einfach unmöglich. Nehmen wir an, dass uns die Mittel zu Gebote gestanden hätten, um 1855 mit Oesterreich Krieg zu führen. Wäre es denn etwa auch nur möglich gewesen, diesen Angriff damit zu beginnen, dass man die Krim, die Küsten des schwarzen Meeres,

Bessarabien, Finnland, endlich selbst Petersburg dem Feinde preisgegeben hätte, bis unsere Kräfte an der Westgrenze concentrirt worden wären, — Alles in Erwartung des Erfolges gegen die Oesterreicher. Der durch einen solchen Anfang hervorgerufene Eindruck hätte wahrscheinlich wohl gerade den Erfolg des Angriffs illusorisch gemacht. Und wenn nun bei allem dem gar kein Erfolg erzielt worden wäre, oder nur ein nicht vollgültiger Erfolg — worauf man immer vorbereitet sein muss —, was dann? Ein Friede uti possidetis, d. h. mit Belassung Finnlands, der Krim und des Uebrigen in den Händen der Feinde? Noch Niemand in der Welt hat mit mehr Entschiedenheit gehandelt als Napoleon I., Keiner ist in so hohem Grade des Erfolges sicher gewesen als er, dank dem persönlichen Genie und den Eigenschaften seiner Armee, und dennoch haben seine activen Streitkräfte niemals mehr als die Hälfte sämmtlicher bewaffneten Kräfte Frankreichs betragen.

Beide oben angeführten Beispiele sind auf die nie sich erfüllende Voraussetzung, den Einzelkampf mit einer benachbarten Macht, basirt. Allein wird Niemand gegen uns auftreten. Nicht von irgend einem einzelnen Gegner, sondern nur von einer Coalition können wir zum Kriege genöthigt werden und müssen nach diesem Verhältniss den Grad der Anspannung unserer Streitkräfte berechnen. Ja selbst wenn wir in den Krieg zögen und Bundesgenossen hätten, wir dürften uns nicht sicher auf sie bis zum Ende verlassen und zwar gerade wegen der Existenz unserer angestammten Interessen, mit denen kein einziger europäischer Bundesgenosse sich aufrichtig aussöhnen wird.

Drittes Capitel.

Die Volksmiliz (Opoltschenie).

Zuerst wollen wir uns mit den rein defensiven, inneren Truppen, welche den Landwehren, den Nationalgarden oder der Miliz anderer Staaten entsprechen, beschäftigen. Wir haben gesehen, dass wir, ausser den Ersatztruppen, welche die Rekruten ausbilden, 480,000 oder zum allerwenigsten 400,000 solcher Truppen nöthig haben, damit die active Armee nicht von ihrer directen Aufgabe abgezogen werde.

Mit einem Mal 480,000 oder auch nur 400,000 regulairer Truppen aus Nichts zu schaffen ist natürlich eine schwierige Aufgabe. Das wäre grade wie das „es werde Licht“, nur nicht aus göttlichem Munde. Sobald der Krieg erklärt ist, hat man schon nicht blos mehr oder weniger mobile Truppen zu formiren, gleichzeitig muss man auch noch Rekruten zu Hunderttausenden ausheben und einüben, ohne welche die Armee selbst während eines Feldzugs dahinschmilzt, das Kriegsmaterial vervierfachen u. dgl. m. Das Bedürfniss nach Officieren, und zwar nicht allein nach tüchtigen, sondern selbst nach irgend tauglichen, denen man nur aus irgend einem Grunde die Stellen anvertrauen könnte, wird in solchen Zeiten äusserst dringend, während ausserdem sogar bei den activen Truppen ein Mangel an Officieren fühlbar ist; und dann werden endlich noch die mit Aufwand solcher Mühen neuformirten Truppen plötzlich durch unerwartete, mit einem Mal sich geltend machende Umstände absorbirt, ohne die Aufgabe gelöst zu haben, zu welcher sie anfänglich bestimmt gewesen. Ueberall in Europa, selbst in Frankreich, wo der Organismus des Heeres so vollkommen ist, ist der Uebergang vom Friedens- auf den Kriegsfuss mit einer unmässigen Verwirrung, mit einer ungeheueren Kraftver-

schwendung und Zeitverlust verbunden. Preussen allein vollzieht diesen Uebergang ohne Schwierigkeiten. Nachdem es im voraus jedem einzelnen Mann, jedem Officier und Soldaten in der Volksarmee seinen Platz angewiesen, beruft es ohne die geringste Verwirrung seine Reserven und die Landwehr verschiedener Aufgebote, eins nach dem anderen, ein und stellt sie als wohlgefügte Masse auf, und zwar nicht um die Lücken, erst wenn sie sich schon ergeben haben, auszufüllen (was niemals ungestraft geschieht), sondern um dem Bedürfniss entgegenzukommen. Bei uns hat man, selbst mit Rücksicht auf die erste Zeit des Krieges, immer damit angefangen, dass man auf rein militairische Weise Reserven formirte, indem ein Bataillon nach dem anderen den Infanterieregimentern angefügt wurde. Die Bataillone wurden langsam formirt, während die Ereignisse indess nicht warteten, und wir verspäteten uns immer mindestens um ein halbes Jahr; der orientalische Krieg ist noch im Gedächtniss Aller. Sodann aber erwiesen sich die Reserven, aller Anstrengungen ungeachtet, als unzureichend, und man endete immer damit, dass man sich an das Volk wandte und die Opoltschenie (die Volksmiliz) einberief. So war es noch während der Leibeigenschaft in den Jahren 1807, 1812 und 1855, und so wäre es auch 1863 geschehen, wenn es damals zum Kriege gekommen wäre. Der officielle „Invalide" *) sprach wenigstens damals schon von 125,000 Mann Volksmiliz, bei denen es natürlich nicht geblieben wäre. Die Volksmiliz aber hat noch niemals, selbst nicht zur Zeit der Leibeigenschaft, die Erwartungen der Regierung betrogen. Im Jahre 1855 war sie gänzlich uneingeübt, dessen ungeachtet aber ohne Zweifel weit mehr werth als die Reserven der verschiedenen Benennungen, war viel lebhafter von ihrem Pflichtbewusstsein durchdrungen, mehr begeistert und viel entschiedener. In keinem ernstlichen Kriege werden wir die Volksmiliz entbehren können, denn die Erfahrung hat es gelehrt, wie nothwendig sie ist. Die Russland eigenthümliche Fähigkeit über seine Volkskräfte zu disponiren, geradeso wie die Schweiz und die Vereinigten Staaten Nordamerikas, und auch wie Preussen, wenn auch in anderer Gestalt, gewährt andererseits einen so ungeheueren, unschätzbaren Vorzug, dass denselben nicht zu be-

*) Das officielle Journal und Organ des Kriegsministeriums.
Anm. d. Uebers.

nutzen, seine permanenten Kräfte nicht in Rechnung zu ziehen soviel hiesse, als der Hälfte seiner Macht entsagen. Zur Zeit der Leibeigenschaft konnte die Volksmiliz nur eine durch den Drang der Umstände hervorgerufene Zufälligkeit sein; im befreiten Russland kann und muss sie die permanente Stammkraft sein, welche Russland unbesiegbar macht, wenn auch die ganze Welt über dasselbe hereinbräche. Die organisirte Miliz eines Volkes von 80 Millionen schützt den Staat freilich nicht vor der Möglichkeit einer Niederlage im Offensivkrieg, aber sie schützt ihn vor allen Folgen einer solchen Niederlage.

In einem Staat, dem die Möglichkeit geboten ist eine bewaffnete Volkskraft aufzustellen, braucht man offenbar keine anderen Quellen für die Masse der im Kriegsfall erforderlichen inneren Truppen, von denen hier die Rede ist, zu suchen. Künstlich Reservetruppen formiren, die ohnehin nie zur rechten Zeit fertig werden, während im Volk eine fertige Kraft vorhanden ist, welche man mit einem Mal in dem Masse, wie es gerade nöthig ist, mobil machen kann, hiesse soviel, wie auf chemischem Wege Wasser herstellen, während man am Brunnen steht. Beim Uebergang auf den Kriegsfuss können alle nicht direct für den Krieg bestimmten Truppentheile jeder Benennung, mit alleiniger Ausnahme der Regimentsdepots zur Ausbildung der Rekruten, durch die Volksmiliz ersetzt werden, und zwar nicht nur die Ergänzungs-Bataillone der Regimenter, welche zum Schutz der Grenzen bestimmt sind, sondern ebenso auch die Festungsregimenter und die innere Wache, in ausgedehntester Weise aber die Artillerie-Garnisonen und die Nichtcombattanten aller Art, welche man bei einem solchen Ersatzmittel in Friedenszeiten gar nicht zu halten nöthig hätte.

Ein Staat wie Russland, welcher beim Kriege seine endlosen Grenzen von Archangeln bis zum kaspischen Meer mit entsprechenden Kräften zu decken und zu gleicher Zeit eine enorme active Armee aufzustellen hat, kann nur bei einer bewaffneten Volkskraft mächtig sein; ohne dieselbe würde er durch die Last des eigenen Körpers, der in allen seinen Theilen unterstützt werden muss, ermatten. Hätte Russland bei dem Umfange seines Gebiets in politischer Hinsicht mit Frankreich Aehnlichkeit, es wäre nicht im Stande einen grossen europäischen Krieg zu führen; dass die Mittel gerade so den Bedürfnissen entsprechen, darin

eben liegt eine grosse Weisheit der Geschichte. Die Volksmiliz repräsentirt nicht die Kriegsmacht Russlands, aber sie bildet das Ersatzmittel, ohne welches Russland nicht im Stande wäre die seinen Aufgaben entsprechenden Kriegskräfte ins Feld zu stellen.

Eine bewaffnete Volkskraft, deren Cadres in Friedenszeiten gar nicht existiren, ist die siegreiche Realisirung des militairischen Princips: „je weniger desto mehr“, während alle von sehr verschiedenem Erfolg gekrönten Bestrebungen der europäischen Staaten, für den Krieg Streitkräfte zu schaffen, die das Budget so wenig als möglich belasten, nur eine Annäherung zu diesem Princip ergeben haben.

Trotz aller in unserer Gesellschaft und in unserer Presse obwaltenden Meinungsverschiedenheiten ist doch bei uns noch niemals, selbst nicht einmal von derjenigen Seite, auf der man am allermeisten die Bewegung des nationalen russischen Geistes fürchtet, die Ansicht ausgesprochen worden, dass sich der russische Zar bei einem Kriege mit dem Ausland, z. B. unter den Umständen von 1863, seinem freien Volke nicht anvertrauen könnte, da er sich doch sogar dem leibeigenen Volke anvertraut hatte. Vermuthlich wird auch künftig keine derartige Ansicht auftauchen.

Die bewaffnete Volkskraft existirt jedoch bis zu dieser Stunde im russischen Reich nur als Möglichkeit, als Elementarkraft, wie im Marmorblock für des Künstlers Auge die Statue lebt. Sie plötzlich während des Krieges zu formiren ist mit masslosen Anstrengungen verbunden und würde wiederum die allermittelmässigsten Resultate ergeben. Um die Volksmiliz permanent bei der Aufzählung der russischen Kräfte in Anschlag zu bringen, muss man nicht nur auf dieselbe rechnen können, sondern auch früher und ganz genau wissen, worauf und zu welchem Termin man rechnen kann; die Volksmiliz (Opoltschenie) muss, als eine Kraft des Staates, durch ein Gesetz ein für alle Mal bestimmt und im voraus rangirt sein, — damit die einzuberufenden Militionaire sich auch als solche fühlen und wenigstens eine Idee von ihrem Beruf bekommen.

Nimmt man einmal an, dass es am allergeeignetsten ist die inneren Kräfte (mit Ausnahme des stehenden activen Heeres), welche bei uns mit jedem Kriege in so enormer Quantität aufgeboten werden, aus der Volksmiliz zu beschaffen, so muss man gleichfalls annehmen, dass auch Alles, was nur die Militairuniform

trägt und nicht zu den activen Kriegstruppen gehört, durch die Volksmiliz ersetzt werden kann, ausgenommen die Mannschaft der technischen Theile, zu denen es einer längeren Ausbildung bedarf. Sogar für einige Specialwaffen sind, ausser den Fachleuten, viele gewöhnliche Arbeitskräfte erforderlich, die nur sehr wenig, bisweilen aber auch gar keine Vorbereitung verlangen. Die Zahl aller solcher Leute ist ganz immens: es gehören hierher fast sämmtliche Nichtcombattanten, das Fuhrwesen, die nach den Kriegsetats verstärkten Proviant- und Commissariats-Commandos, die Lazarethbedienung, die Officiersbedienung (Denschtschiks), bei der Garnisonsartillerie — mit Ausnahme der ersten vier Geschütznummern — die ganze übrige Mannschaft, bei den Artillerie- und Sapeurparks alle Fahrer und Fuhrleute. Ohne solche Nichtcombattanten kann eine Armee nicht existiren, und daher sind sie bei uns, wie in ganz Europa, in den Etatlisten ebenfalls mit verzeichnet, obgleich nicht Alle von ihnen während des Friedens in der Präsenz sind. Die Stärke der aufgeführten Kategorien beträgt beim Uebergang auf den Kriegsfuss nicht weniger als 60,000 Mann. Sie würden sämmtlich in die Reihen treten und im Kriege die Armee verstärken, ohne den Etatbestand derselben im Frieden zu vermehren, wenn man nur diesen Bedarf direct aus der Volkskraft befriedigen wollte. Die gesammte Anzahl der Nichtcombattanten sowohl bei den Kriegstruppen, als auch bei den einzelnen abgesonderten Commandos könnte in dem Reglement der Volksmiliz für jeden Ort einzeln aufgezählt sein und eine besondere, stets bereite Klasse bilden. Nicht im Mindesten würde es die Eigenliebe unseres gemeinen Mannes kränken, wenn er nicht zum Frontedienst bestimmt wird, in der Uniform und mit dem Seitengewehr wird er sich immer ebenso als Militionair fühlen. Bei einer solchen, bisher nur in Preussen allein existirenden Organisation ist bei der Formirung der nicht activen Abtheilungen, sobald der Krieg erklärt ist, eine Reihe complicirter Massregeln und unklarer Ueberzählungen nicht weiter erforderlich; gleich auf den ersten Befehl sind diese Abtheilungen vorhanden und es bleibt nur übrig den materiellen Theil zu organisiren.

Die die Arbeitskraft der Armee bildende Masse bedarf keiner besonderen Ausbildung, sie genügt als rohes Material ihrer Bestimmung; für die active Miliz ist dagegen wohl eine Ausbildung, wenn auch in den allerbeschränktesten Dimensionen erforderlich.

In sittlicher Hinsicht verwandelt sich der gemeine Russe rascher als irgend ein Europäer, ausser dem Franzosen, in einen Krieger; in seiner Natur liegen bereits alle kriegerischen Eigenschaften im Keime: er ist kühn wie Keiner, beharrlich, gehorsam; nur allein an das Technische des Kriegshandwerks gewöhnt er sich nicht leicht. Der Grund davon ist erstlich die Zähigkeit des russischen Volkscharakters, der nur schwer dem Einfluss der neuen Sphäre zugänglich ist, in welcher, aufrichtig gestanden, noch sehr viel Nichtrussisches, mindestens im Aeusseren, vorhanden ist, und zweitens die Ungewohnheit der Feuerwaffe, deren Gebrauch beim russischen Volk weit weniger verbreitet ist, als überall sonst in Europa. Der europäische Rekrut nimmt die Flinte als etwas ihm Bekanntes in die Hand; der russische Rekrut dagegen fürchtet sich in der ersten Zeit vor seiner eigenen Flinte, obgleich er sich vor der auf ihn gerichteten Kugel nicht fürchtet. Sehr nützlich wäre es, ihm bei Zeiten drei Dinge beizubringen: die ihm unbekannten Verhältnisse des militairischen Zwanges und des Kasernenlebens; dass er seine Vorgesetzten, vom Unterofficier bis zum Regimentscommandeur, kenne und erkenne; und endlich den Gebrauch der Waffe, — das letztere ist geradezu unumgänglich. Sind sich erst die Leute in ihrem täglichen Leben als Kriegskameraden bewusst, kennen sie ihre Vorgesetzten in der Fronte und sind sie daher die aus Unbekanntheit entstehende Befangenheit losgeworden, und wissen sie überdies irgend mit ihrer Waffe Bescheid, so werden sie kühn und entschlossen ins Feld ziehen; und bei einer solchen Stimmung der Gemüther muss Alles gut von statten gehen. Auf dem Marsch und an den Orten, wo sie rasten, kann ihre militairische Ausbildung bis zum genügenden Grade vervollkommnet werden; die Begeisterung, welche den Russen in den für das Vaterland wichtigen Augenblicken stets begleitet, wird dann das Uebrige thun.

Die Volksmiliz muss natürlich nicht blos aus Altersgenossen gebildet werden, sondern aus mehreren aufeinanderfolgenden Altersklassen, etwa aus 20-, 21- und 22jährigen. Nach dieser Annahme würde also in einer Druschina (Milizbataillon) von 1000 Mann eine jede Altersklasse durch 333 Mann vertreten sein, oder, rechnet man 2 Proc. auf den Defect, die Klasse der 20jährigen durch 340. Zugleich wird man dann auch entweder diese Klassen alle mit einem Mal, oder aber auch einzeln, eine nach der anderen,

je nach dem Erforderniss, mit der ältesten Klasse beginnend, einberufen. Die Dimensionen der Rüstungen eines Staates können nicht bei jedem Kriege gleich sein; zuweilen wird ein Drittel der Volkskraft genügen, zuweilen werden zwei Drittel nöthig sein. Um die Verzeichnisse dieses Volksheeres richtig führen und dasselbe einberufen zu können, würde es ohne Zweifel nöthig sein, dasselbe nach Bezirken einzutheilen, welche die Militionaire nur im Fall einer Einberufung verlassen dürften. Rechnet man diejenigen Theile des Reichs, in welchen das Institut der Volksmiliz nicht anwendbar ist, nicht mit: wie Finnland, welches seine besondere Verfassung hat, das Königreich Polen, Transkaukasien, die Gebiete der Kosakenheere und der nomadisirenden Stämme, so macht die übrige Bevölkerung gegenwärtig annähernd fast 64 Millionen aus. Bei einer Eintheilung in 480 Bezirke würde jeder Bezirk 133,000 Seelen beiderlei Geschlechts umfassen, also etwa ebensoviel als ein grosser Kreis, wie es deren viele in Russland giebt.*) Das Verhältniss der Anzahl der activen Militionaire zur Bevölkerung würde auf tausend männliche Seelen $15^1/_2$ Mann ausmachen, anstatt 23, wie im Jahre 1855 bestimmt worden war; die nichtactiven mitgerechnet würde dieses Verhältniss gegen 18 Mann betragen. Bei einer Bevölkerung von 64 Millionen kann man in der Klasse der 20jährigen Männer gegen 614,000 rechnen; wenn also die Volksmiliz aus dieser Anzahl jährlich 160,000 beansprucht, so kann dadurch nicht wohl die Rekrutenaushebung beeinträchtigt werden.

Damit die Volksmiliz immer zum Ausmarsch bereit sei, muss sie ihre beständigen Officiere haben. Die Formirung eines Officiercorps bildete im Jahre 1855 den allerschwierigsten Theil der Aufgabe; dass die Mehrzahl dieser in der Eile zusammengelesenen Officiere ihrer Soldaten nicht werth war, darüber ist kein Wort weiter zu verlieren. Indessen ist diese Aufgabe, Officiere für die Volksmiliz zu schaffen, auch damals richtig gelöst worden; der wesentliche Uebelstand, der nicht zu vermeiden war, bestand nur gerade darin, dass die Volksmiliz so plötzlich einberufen werden musste. Wie damals bei der plötzlichen Einberufung, so kann auch jetzt, bei einer permanenten Einrichtung, nur allein das

*) Bezieht sich auf die administrative Eintheilung Russlands in Gouvernements und Kreise. Anm. d. Uebers.

Land selbst die Officiere für die Volksmiliz liefern. Die regulaire Armee vermag nicht eine solche Masse von Truppen mit Officieren zu versorgen; ebensowenig können aber auch die Regierungsautoritäten über Leute, welche ganz ohne irgend welchen Zusammenhang mit denselben in ihren entlegenen Dörfern leben, ein Urtheil haben. Als Regel müsste jedoch festgestellt werden, wie das auch früher geschehen ist, dass nur solche Leute zu Compagniecommandeurs erwählt werden dürften, die bereits im Militair gedient haben; nicht allein Officiere kann man zu diesen Stellen zulassen, sondern ebenfalls auch verabschiedete Feldwebel und für untadelhaft absolvirte Dienstzeit decorirte Unterofficiere, wenn sie sich eines guten Rufs an ihrem Wohnort erfreuen. Die Stellen der Druschinen-Commandeurs (Commandeurs der Milizbataillone) und höher hinauf, bei der Vereinigung mehrerer Milizbataillone, kann man jedoch nicht mehr den Wahlen überlassen, denn ohne genügende taktische Kenntnisse ist es unmöglich einen Truppentheil zu commandiren. Bei dem gegenwärtigen Mangel an Officieren würde es schwierig sein einen Theil derselben beständig bei der Volksmiliz zu halten. Mit dem Anfang der Vorbereitungen zum Kriege, bei der Einberufung der Volksmiliz, ist das aber wohl möglich. Vor der Eröffnung des Krieges ist es nämlich gut, die activen Truppen von vielen Generalen und Officieren zu befreien, welche wohl in Friedenszeiten nützlich sind, auf die man sich aber im Kriege nicht verlassen kann; um so mehr, als durch eine solche Massregel die Möglichkeit geboten wird, die geeigneten Persönlichkeiten in die sich ergebenden Vacanzen hineinzuschieben, was zum Anfang der Campagne ein überaus wichtiges Moment ist.*) In diesem Fall braucht man sich auch nicht streng an die Hierarchie der Rangklassen zu halten; ein Compagniecommandeur aus der Truppe kann sehr gut eine Druschine (Milizbataillon) commandiren und ein Bataillonscommandeur ein Milizregiment. Eine solche Vertheilung könnte sogar richtig sein, da eine gleiche

*) Indem ich einer bei uns sehr weit verbreiteten Ansicht dieses Zugeständniss mache, kann ich nicht umhin zu erklären, dass ich, meiner persönlichen Ueberzeugung nach, nur diejenigen Leute für fähig halte Truppen vernünftig auszubilden, welche auch genau wissen, wie viel man von ihnen in der Schlacht verlangen kann. Aber auch ausserdem bleiben in der Militairhierarchie noch eine Menge rein technischer Posten übrig.

numerische Stärke bei der Volksmiliz und bei den stehenden Truppen noch keineswegs auch eine gleiche Kampfstärke repräsentirt.

Spricht man von einem solchen Institut, wie die Volksmiliz, so muss man besonders das im Auge haben, dass es soviel als möglich in Friedenszeiten keine Last für das Volk sei. Ich bin davon überzeugt, dass, wenn den localen Bedingungen in richtiger Weise Rechnung getragen wird, die Volksmiliz sogar in keiner Hinsicht eine Last sein würde, sondern im Gegentheil die jungen Leute interessiren und sie anziehen, zugleich aber auch den Geist des Volkes heben würde. Nur muss die Dienstzeit in der Miliz kurz sein, meiner Meinung nach etwa dreijährig.

Diejenigen Gebiete, in denen ihrer politischen Beschaffenheit wegen das Institut der Volkstruppen nicht eingeführt werden kann, dürfen aber nicht aus dem Grunde ein Privilegium geniessen, weil man sich nicht vollständig auf sie verlassen kann. An Stelle der Volksmiliz könnte für sie eine ergänzende, der Last dieser Leistung entsprechende Rekrutenaushebung Platz greifen.

Die Hauptfrage besteht darin: soll die Volksmiliz ausgebildet werden und wie soll das geschehen?

Auf eine Volkskraft rechnen, welche nicht bei Zeiten ausgebildet worden, kann zu Nichts führen. Für mich ist das ein Axiom, welches direct aus der Bestimmung dieser Kraft entspringt. Die Volksmiliz würde niemals ein wirkliches, zum offenen Kampfe taugliches Heer werden; sie könnte freilich in kleinen Abtheilungen, bataillonsweise etwa, den activen Regimentern zugetheilt werden, sie könnte als vorzügliche Kraft selbst gegen minder bedeutende Landungstruppen, welche immer im fremden Lande, wie ein Kind im Dunkeln, behutsam auftreten, verwandt werden; sie könnte nicht ganz zuverlässige Provinzen unterm Drucke halten, Festungen besetzen u. dgl. m.; zu allem diesem ist eine uneingeübte Volksmiliz sehr wohl fähig und verwendbar, zu mehr aber nicht. Die Volksmiliz erst dann zur Verstärkung der activen Massen einberufen, wenn der Krieg schon in hellen Flammen wüthet, wenn der Feind bereits die Oberhand gewonnen hat, hiesse folglich sich selbst aus freien Stücken Sand in die Augen streuen, das Geld wegwerfen und das Volk ohne wesentlichen Nutzen der Arbeit entziehen, denn die Volksmiliz wird niemals eine vom stehenden Heere verlorene Sache wiedergewinnen. Die natürliche Aufgabe

der Volksmiliz ist, wie die einer jeden Landwehr oder Miliz, im Inneren des Reichs überall, wo es möglich ist, die activen Truppen zu ersetzen, damit diese letzteren nicht von ihrer directen Aufgabe, von dem Kampf mit dem Feinde, abgezogen werden. Ein Krieg wird aber heutzutage rasch abgespielt und beinahe der allerwichtigste Moment desselben ist gerade der Anfang. Folglich gilt es gerade zum Anfang stark zu sein, d. h. also schon vor dem ersten Schuss die activen Truppen überall, wo man nur irgend kann, zu ersetzen. Ich glaube nicht erst beweisen zu müssen, dass man eine Volksmiliz nicht erst vor dem ersten Schuss aus Nichts schaffen kann, es sei denn, dass man die Rüstungen zum Kriege auf ein ganzes Jahr ausdehnte, was nur kein Gegner geschehen lassen wird.

Also, ganz abgesehen noch von der Qualität der Volksmiliz, besteht unser erstes Erforderniss darin, dass die Volksmiliz ein permanentes Staatsinstitut werde, dass die Listen derselben bei Zeiten angefertigt werden, dass die Volksmiliz ihre eigenen Officiere und Unterofficiere habe, dass für sie bestimmte locale Waffen- und Munitionsdepots, wenigstens in jedem Gouvernement eins, in Bereitschaft seien, denn nur dann allein wird man sie zur rechten Zeit einberufen und wohin es gerade erforderlich ist dirigiren können.

Sodann entsteht aber die Frage, ob man die Mannschaft der Miliz in Friedenszeiten einüben soll? Einige sagen „Nein“ und berufen sich darauf, dass die Milizbataillone 1855 auch unausgebildet befriedigend gewesen. Befriedigend sein ist aber sehr relativ und ausserdem darf man nicht vergessen, dass die Erbitterung des Volks gegen den Feind, welcher Sebastopol bombardirte, den Eifer der Milizbataillone mächtig anschürte, was dagegen im Jahre 1853, gerade zu der Zeit, als die Volksmiliz eigentlich hätte einberufen werden müssen, um den Krieg ordentlich, wie es sich gebührte, anfangen zu können, keineswegs der Fall gewesen wäre; endlich darf man auch nicht übersehen, dass die Volksmiliz von 1855 nicht die heutigen Gewehre, deren Handhabung besonders erlernt werden muss, hatte, sondern die alten Flinten mit Feuerschlössern. Meiner Meinung nach muss Alles, was zum Erfolg des Krieges beitragen kann, als nothwendig angesehen werden, wenn es nur überhaupt ausführbar erscheint, denn es handelt sich hier um Sein oder Nichtsein. In dieser Hinsicht halte ich aber

alles das für ausführbar, was über die gegenwärtigen Grenzen des Militairbudgets nicht hinausgeht. Alles was nöthig ist, um im nächsten Kriege zu siegen und im gegenwärtigen Budget untergebracht werden kann, muss gethan werden. Weiter soll dann gezeigt werden, durch welche Ersparnisse bei verschiedenen Posten die Ausgaben für die Volksmiliz gedeckt werden könnten.

Das Aufstellen eines Systems für die Organisirung und Ausbildung der Volksmiliz ist selbstverständlich eine sehr complicirte Sache, welche eine Unzahl der mannigfachsten Erwägungen erfordert und welcher daher nur eine Versammlung von erfahrenen Militairs und Vertretern des Landes gewachsen sein dürfte. Sehen wir jedoch von den Einzelnheiten ab, so kann bei uns nur eine von den folgenden vier Formen adoptirt werden:

1) Alle drei Altersklassen (oder wie viele deren angenommen werden mögen) der Volksmiliz, welche zu einem Bataillon (Druschina) gehören, an einem Ort im Centrum des respectiven Bezirks (wovon weiter unten die Rede sein wird) jährlich während einer kurzen Frist, z. B. drei Wochen lang, einzuüben.

2) Nur die jüngste Altersklasse allein, dafür aber während einer längeren Zeit, etwa anderthalb Monate lang, zu üben.

3) Die Leute compagnieweise (d. h. in einem Rayon von nicht mehr als 30—40 Werst im Durchmesser) zwei bis drei Mal jährlich während der Feiertage auf einige Tage einzuberufen.

4) Endlich die Leute im Frieden gar nicht einzuberufen, sondern nur Listen über sie zu führen.

Meiner Ansicht nach ist das letzte System nur die völlige Abwesenheit eines jeden Systems. Freilich ist es ja immer noch besser eine vorher registrirte, wenn auch nie einberufene Volksmiliz zu haben, als gar keine. Damit aber dieselbe zum Anfang des Krieges bereit sei, wird es nichts desto weniger doch nöthig sein, dass der Einzelne schon vor diesem Moment mit seinem Gewehr umzugehen weiss, denn sonst wird die Flinte verdorben sein, noch ehe ein Schuss aus ihr gefallen; die Handhabung des Gewehrs ist aber gerade der wunde Punkt bei dem gemeinen Russen. Selbst wenn es auch nicht viel Zeit erfordert das zu lehren, so würde es doch im Augenblick der Einberufung, die am Anfang des Krieges nothwendigerweise rasch vor sich gehen muss, auch an dieser kurzen Zeit gebrechen. Uebergiebt man schnellschiessende Gewehre Leuten, die nicht einmal wissen, mit welcher Hand sie

dieselben anfassen sollen, und führt man dann diese Leute sofort an das andere Ende von Russland, — was soll da aus diesen Gewehren werden? Später könnte man dann freilich die Milizbataillone, wenn auch erst nachdem sie bei ihren Standquartieren angelangt sind, ordentlich einüben, — bevor man aber an vielen Punkten die activen Truppen durch sie ersetzen kann, müssten sie doch eine einigermassen kampffähige Kraft repräsentiren, was jedoch von Soldaten, die nicht einmal eine Flinte zu laden verstehen, nicht zu erwarten ist. Daher kann man denn wohl Diejenigen, die einmal in die Listen der Miliz eingetragen worden sind, nicht ganz ohne jegliche Ausbildung lassen, und es bleibt nichts übrig als die Wahl unter den drei vorhergehenden Systemen.

Für das beste System halte ich das erste: die jährliche Einberufung aller drei Altersklassen eines Milizbataillons an einen Ort für die Zeit von drei Wochen. Die Leute würden sich an die Waffe gewöhnen, mit einander bekannt werden und ihre Vorgesetzten kennen lernen; auch der Wetteifer würde grösser sein.

Auch das zweite System ist möglich: die Einberufung der jüngsten Altersklasse auf 5 oder 6 Wochen. Eine derartige Einberufung würde sowohl dem Staat wie der arbeitenden Klasse billiger zu stehen kommen, freilich würde dann aber auch viel weniger erreicht werden.

Endlich wäre auch die Einberufung der Leute aus den benachbarten Dörfern während einiger Feiertage vollkommen genügend, wenn nämlich das Scheibenschiessen bei uns ebenso eine Volksbelustigung wäre, wie z. B. der Faustkampf; an einem Tage würden es dann die Leute lernen mit den neuen Flinten umzugehen. Unter den obwaltenden Verhältnissen müsste man jedoch die Flinten in jedem Jahre mehrere Male an die einzelnen Rayons versenden, oder aber sie zum Verderben in den Händen der Leute lassen. Das Eine wäre so unpraktisch als das andere. Man wird also wohl bei dem ersten oder bei dem zweiten Modus der Einberufung bleiben müssen.

Die Kosten der jährlichen Einberufung aller drei Altersklassen der Volksmiliz auf drei Wochen — im Ganzen 480,000 Mann — würden folgende sein.

Die Ausgaben für den Unterhalt der Leute würden sich nur auf 21 Tage beziehen und brauchten sich auf keine Wegekost-

gelder zu erstrecken, da die Leute nach der Ausdehnung der Bataillonsbezirke in einem Tage oder in zwei den Sammelplatz erreichen würden (citiren doch die Polizeibehörden fortwährend die Leute auf solche Distancen, ohne sie irgendwie zu entschädigen).

Ein dreiwöchentlicher Unterhalt würde 2 Rubel per Mann zu stehen kommen, — im Ganzen also 960,000 Rbl., die Gage der Officiere 360,000 Rbl.; die Instructoren aus den Untermilitairs würden gar nichts kosten, weil man mit diesem Geschäft die Reserveabtheilungen betrauen könnte (wie man weiter unten sehen wird). Für Material zu praktischen Schiessübungen 260,000 Rbl. Für Remonte der Gewehre, der Ranzen und Patrontaschen, welche nur drei Wochen im Jahr in den Händen der Leute sind, 1 Rbl. 20 Kop. per Mann gerechnet, 576,000 Rbl.; für Stroh, Beleuchtung und Holz (in der warmen Jahreszeit) 50 Kop. per Mann, 240,000 Rbl.; für die Behandlung der Kranken (für solche junge Leute, die auf drei Wochen zusammenkommen, sind keine förmlichen Kriegshospitäler erforderlich, sondern einfache Krankenstuben genügend) nehmen wir 25 Kop. per Mann an, macht 120,000 Rbl., also im Ganzen 2,456,000 Rbl.*), rechnen wir in runder Summe $2^1/_2$ Millionen. Montirungsdepots braucht man gar nicht. Es wäre sogar sehr gut, wenn man von der Volksmiliz auch beim Ausrücken an die Grenzen keine strenge Uniformität verlangte, sondern sich mit irgend einem allgemeinen Abzeichen für jedes Milizbataillon begnügte.

Die Einberufung der jüngsten Altersklasse allein auf anderthalb Monate würde ungefähr auf 2 Millionen Rubel zu stehen kommen.

Es bleibt uns nur noch übrig zuzusehen, in wie weit das Volk durch solche Uebungszeiten der productiven Arbeit entzogen wird. Die allerunproductivste Entziehung von der Arbeit ist aber vor

---

*) Die gegen eine stehende Volksmiliz laut gewordenen Stimmen in der russischen Militairliteratur haben die Unkosten derselben auf eine ganz ungeheuerliche Ziffer berechnet. Diese Abschätzung kann jedoch nicht als eine nüchterne, sachliche gelten, da sie gelegentlich der Polemik gemacht worden ist. Eine ohne allen Zusammenhang mit der ganzen übrigen Militairorganisation eingeführte Volksmiliz würde natürlich sehr theuer zu stehen kommen; bewahrt man jedoch diesen Zusammenhang, so werden die Unkosten die oben angegebene Ziffer nicht übersteigen.

Allem diejenige, welche ihren Zweck verfehlt, und es ist folglich weit besser 30,000 Mann mehr unter den Waffen zu halten (soviel beträgt ungefähr die nach dem Jahrescontingent berechnete monatliche Einberufung der Volksmiliz) und dabei stark zu sein, als ohne dieselben eben nicht stark genug zu sein und dennoch jährlich 800,000 Mann der Arbeit zu entziehen. Zweitens kann man, wenn man über eine Volksmiliz von einer halben Million disponirt, sehr viele locale Truppen auflösen, wie weiter unten gezeigt werden soll, und würde dann als Resultat nicht einen Ausfall, sondern einen reinen Gewinn für die Staatskasse und die Productionskräfte des Volks erhalten. Drittens endlich müsste die Einberufung der Miliz in den verschiedenen Gegenden Russlands den localen Eigenthümlichkeiten Rechnung tragen, denn in allen Gegenden giebt es bei uns eine Zeit, in der die Arbeit beinahe gar nichts einträgt.

Ausser der eigentlich russischen Volksmiliz müsste dann, natürlich auf etwas veränderter Grundlage, auch in Transkaukasien die Volksmiliz eingeführt werden.

Bei dieser Uebersicht der wichtigsten Grundlagen, auf denen, meiner Meinung nach, bei uns eine Volksmiliz eingeführt werden kann, sind viele Momente unerwähnt geblieben, welche zwar von wesentlicher Bedeutung für das Institut sind, deren Besprechung jedoch nur im Zusammenhang mit der Organisation der activen Truppen klar werden kann. Davon also später.

Zum Schluss wiederhole ich es: Russlands bewaffnete Volkskraft ist nicht die Erfindung irgend eines Einzelnen. Im Laufe eines halben Jahrhunderts haben sie die Verhältnisse bereits drei Mal aus dem Kern des Volkes hervorgerufen, fast wäre es das vierte Mal geschehen und es wird unbedingt jedes Mal wieder geschehen, sobald Russland in einen ernstlichen Krieg verwickelt wird. Die Möglichkeit sich in dieser Weise der Volkskraft zu bedienen ist ein mächtiger und ausschliesslicher Vorzug unseres Vaterlandes vor dem übrigen Europa; das Bedürfniss nach dieser Kraft ist bei uns dringender als irgend sonst wo, weil unsere Flotte relativ schwach und die Aufgabe, die endlosen Dimensionen der russischen Grenzen allein nur mit dem stehenden Heere, welches eine ganz andere Bestimmung hat, zu schützen, eine den gegebenen Kräften nicht entsprechende ist. Aus der Möglichkeit und dem Bedürfniss, welche beide in gleichem Mass vorhanden

sind, resultirt die Nothwendigkeit. Um sich aber auf die Volksmiliz vollkommen verlassen zu können, muss sie permanent und ordentlich organisirt sein, denn sonst würde sie eine Elementarkraft bleiben, niemals zur rechten Zeit fertig sein und keinen den Ausgaben, die ihre plötzliche Organisirung erfordert, entsprechenden Nutzen bringen. Ich sage nochmals: die Volksmiliz kann nicht die Kriegsmacht Russlands bilden, sie repräsentirt aber dasjenige Ersatzmittel, ohne welches Russland niemals eine seinen Aufgaben und seiner Weltstellung entsprechende Kriegsmacht aufstellen könnte.

Viertes Capitel.

Die Infanterie.

Es ist im zweiten Capitel bemerkt worden, dass unsere aus 47 Infanteriedivisionen bestehende active Armee, selbst bei einer organisirten Volksmiliz, noch immer nicht zahlreich genug ist, d. h. den politischen Aufgaben Russlands nicht entspricht.

Die Volksmiliz ist dazu nöthig, damit die active Armee auf dem Kriegsschauplatz concentrirt werden könne, sie repräsentirt aber nicht schon an und für sich eine Macht bei einem internationalen Conflict; sie ist der Schild, aber nicht das Schwert des Staates. Die internationale Macht Russlands liegt, wie auch bei jedem anderen Staat, in dem stehenden Heere.

Wir befinden uns in einer exclusiven Lage; wir sind zu stark, als dass Jemand allein mit uns anbinden würde, und können daher nicht, wie jeder andere Staat, unsere Rüstungen nach den Dimensionen eines Einzelnkampfes bemessen; kommen wir zu einem Kriege, so wird es entschieden ein Krieg gegen eine Coalition sein. Im Jahre 1863 hätte das einzige Wörtchen „Ja“ von Seiten der österreichischen Regierung genügt, um ein Bündniss zwischen Frankreich, Oesterreich, Italien, der Türkei und Schweden gegen uns zu realisiren. Damals ging der Sturm vorüber, aber er kann sich von neuem erheben. Wollen wir diese nicht zu Stande gekommene Coalition als Basis annehmen und dabei sehen, was für organisirte Kräfte wir derselben entgegenstellen könnten, wenn wir, ausser der gegenwärtigen activen Armee, noch über eine organisirte Volksmiliz verfügen.

In diesem Fall würden wir, da wir ausser dem Landkrieg auch noch einen Seekrieg hätten, genöthigt sein die Grenzprovinzen des Reichs ebenso stark wie im Jahre 1855 zu besetzen. Wir

haben bei der oben ausgeführten Berechnung gesehen, dass zum Schutz der Grenzen, unter ähnlichen Umständen, noch sechs stehende Divisionen ausser der Volksmiliz, als Reserve derselben, nöthig sind. Bringt man von den 47 Infanteriedivisionen 6 für die Grenzprovinzen, 6 für den Kaukasus und mindestens 7 für die Donau in Abzug, so würden für die grosse active Armee an der Weichsel, welche das Geschick des Krieges zu entscheiden hätte, 28 Divisionen übrig bleiben — nach Abzug von 15 Proc. von der Etatstärke — gegen 340,000 Kämpfer aller Waffengattungen, also gerade soviel, wieviel nöthig wäre um bei einem Einzelnkriege mit Oesterreich oder Preussen ein Gleichgewicht der Kräfte herzustellen, aber nicht im entferntesten hinreichend zu einem Kampf gegen eine Coalition.

Bei einem Kriege mit einem einzelnen Gegner hätten wir die Grenzen nicht so stark zu besetzen nöthig und der ganze Rest der Defensivtruppen würde als Verstärkung der grossen activen Armee zu gute kommen, welche auf diese Weise zu einem beträchtlichen Uebergewicht über die feindliche Armee gebracht werden könnte. Daraus geht also hervor, dass die Bildung einer Volksmiliz, wenn das stehende Heer nicht zugleich auch verstärkt wird, nur im Fall eines übrigens höchst unwahrscheinlichen Einzelnkrieges den Bedürfnissen entsprechen würde.

Unter solchen Umständen, wie sie das Jahr 1863 hätte fügen können, hätten wir nicht weniger als 600,000 Mann Soldaten an der Weichsel uns gegenüber gehabt. Selbst wenn wir sogar über eine organisirte Volksmiliz, die bis jetzt bei uns nicht existirt, verfügten, wir könnten doch, bei der gegenwärtigen Stärke unserer stehenden Armee, solchen Kräften nicht viel mehr als die Hälfte derselben gegenüberstellen, so dass es also eigentlich vernünftiger wäre sich ganz ohne Krieg zu ergeben. Um für alle Fälle sicher zu sein, muss das russische Reich über ein stehendes Heer von mindestens 60 Divisionen verfügen. Dann würde die grosse Westarmee nicht, nach dem oben angeführten Betrag der Kräfte, aus 28 Infanteriedivisionen bestehen, sondern aus 41, so dass man, nach Abzug von 15 Proc. von der Etatstärke, nicht weniger als eine halbe Million Soldaten aller Waffengattungen annehmen könnte, eine Macht also, welche genügen würde, um der feindlichen das Gleichgewicht zu halten, namentlich aus dem Grunde, weil unter solchen Umständen eine gleichartige, dem Willen Eines

gehorchende Masse gegen anfangs unconcentrirte Verbündete verschiedener Zungen operiren würde.

Die Möglichkeit unsere active Infanterie auf eine solche Ziffer hinaufzubringen, ohne das Militairbudget in Friedenszeiten zu erweitern und ohne die Kampftüchtigkeit des Heeres zu schmälern, unterliegt gar keinem Zweifel.

Vor Allem müssen sämmtliche lokalen Infanterietruppen zu activen umformirt werden; neben den neuen, den heutigen thatsächlichen Verhältnissen entsprechenden Einrichtungen ist nämlich gegenwärtig noch sehr viel aus alten Zeiten übrig geblieben, was den anerkannten Erfordernissen direct widerstreitet, deshalb aber fortexistirt, weil die Berechnung der Kriegsmittel Russlands ausschliesslich auf dem stehenden Heer basirt ist, obschon die Erfahrung gelehrt hat, dass unser Vaterland in keinem ernsten Kriege die Volkskraft wird entmissen können. Da man in Friedenszeiten nicht in richtiger Weise dieses Ersatzmittel im Auge hat, so ist man genöthigt für den Kriegsfall verschiedene Abtheilungen zu unterhalten, die man anderenfalls entbehren könnte. Ein grosser Theil derselben könnte aufgelöst werden, wenn nicht die Frage dazwischenträte: wodurch sie ersetzen, wenn der Krieg die vorhandenen Kräfte abruft? — eine Frage, welche bei einer gesetzlich bestehenden Volksmiliz nicht vorkommen könnte. Zu solchen Abtheilungen und Kategorien des militairischen Dienstpersonals gehören: die Festungsregimenter, die kaukasischen Linienbataillone, die innere Wache, ein Theil der Garnisonsartillerie (mit Ausnahme der ersten Geschütznummern), das Fuhrwesen, die Fahrer und Fuhrleute in den Parks, und fast sämmtliche Nichtcombattanten, darunter auch die Denschtschiki (Officiersbedienung). Man sieht, zu welcher enormen Ersparniss in Friedenszeiten man es bringen kann, wenn man nur das bei der Hand hat, womit man alle diese Kategorien beim Uebergang auf den Kriegsfuss ersetzen könnte.

Vor Allem muss bemerkt werden, dass alle nicht activen, lokalen Truppen immer Truppen geringerer Qualität zu sein pflegen, erstens deshalb, weil die besseren Elemente, namentlich in Bezug auf die Officiere, durch die Kriegstruppen absorbirt werden; zweitens deshalb, weil auf die lokalen Truppen immer weniger Sorgfalt verwandt zu werden pflegt, da von ihnen auch nicht soviel verlangt wird; drittens, weil sie sich selbst als die unterste Kategorie betrachten, und da der Mensch vor Allem ein sittliches

Wesen ist, so kann er sich in der Wirklichkeit nie höher, als seine eigene Meinung von ihm selbst ist, erheben. Active Truppen sind zu Allem brauchbar; lokale Truppen dagegen sind nur allein zu ihrem speciellen Zweck zu gebrauchen. Es unterliegt sogar keinem Zweifel, dass sie alle nur sehr wenig taugen. Früher kosteten sie weniger als die anderen, weil sie auf geringeren Unterhalt gestellt waren, und darin bestand auch der einzige Grund ihrer Existenz, denn wozu hätte man sonst absichtlich Truppen niedrigerer Qualität, die nur zu einem bestimmten Zweck brauchbar sind, formirt, wenn man für dasselbe Geld gute Truppen, die jeder Aufgabe gewachsen sind, hätte unterhalten können. Gegenwärtig sind die lokalen Truppen den activen hinsichtlich des Unterhalts gleich gestellt; man hat nur noch die Oekonomie beibehalten, dass bei denselben kein Train unterhalten wird.

Eine willkührliche, durch die Nothwendigkeit nicht bedingte Theilung einer Waffe, wie die Linieninfanterie, in verschiedene Kategorien, ist nur geeignet die Armee unnütz zu zersplittern. In allgemeinen Umrissen kann man wohl angeben, wie viel Kräfte im Kriege, auf diesem oder jenem Kriegsschauplatz nöthig sein werden; die Aufstellung derselben an Ort und Stelle lässt sich aber niemals früher bestimmen; es ist also weit besser, dass jedes auf dem Kriegsschauplatz anwesende Bataillon überall, wo es nöthig ist, verwandt werden kann. In einem so ausgedehnten Staat, wie Russland, macht sich natürlich bisweilen irgendwo ein ausschliesslich lokales Truppenbedürfniss geltend; an den wüsten Grenzstrecken des Reichs würde man z. B. einzelne Bataillone zur Besetzung der weit auseinander liegenden einzelnen Orte formiren. In Sibirien und im Orenburgschen Gebiet entspricht daher die Eintheilung der Infanterie in Linienbataillone dem Bedürfniss. Gar keinen Zweck kann es dagegen haben mitten unter einer Masse activer Truppen einen vollständig abgesonderten Complex lokaler Truppen, wie es die kaukasischen Linienbataillone*) sind, zu halten. 37 solcher Bataillone, also drei Infanteriedivisionen, sind in lokale Garnisonstruppen verwandelt, welche in der Gesammtsumme der Kriegskräfte der Armee gar nicht mitzählen,

*) Die Zahl dieser Bataillone ist gegenwärtig verringert, ich berücksichtige jedoch den Betrag der Kräfte, wie er zum 1. Januar 1868 existirte.

und zwar nicht nur deshalb, weil sie wegen des Mangels eines Trains nicht von der Stelle bewegt werden können, sondern noch vielmehr deshalb, weil sie, ihrer überaus niedrigen Qualität wegen, nur sehr wenig zum Kriege taugen, obgleich sie ebenso viel wie die allerbesten Regimenter kosten. Dass bei der kaukasischen Armee eine solche Menge rein lokaler Truppen besonders existirt, ist nicht nur gegenwärtig nicht nöthig, sondern ist sogar niemals nöthig gewesen; die Formirung derselben war vom ersten Tage an ein Fehler. Als wir im letzten Türkenkrieg genöthigt waren mit 7000 gegen 50,000 zu kämpfen, so wurden dennoch viele an ihrem Platz vollständig unnützen Linienbataillone gar nicht einmal von der Stelle gerührt. Es ist längst hohe Zeit die 37 kaukasischen Linienbataillone in drei active Divisionen umzubilden. Dann wird man sie auch gleich am Anfang des Krieges dahin, wo es erforderlich ist, placiren und die Garnison durch innere Miliztruppen ersetzen können, was gegenwärtig, soviel Volksmiliz auch zur Stelle sein mag, unmöglich wäre, da diese Bataillone, ihrer Organisation gemäss, unmobil und, ihrer Qualität nach, im Kriege nicht besonders zuverlässig sind. Veranschlagt man die für Russland erforderlichen Streitkräfte auf 60 Infanteriedivisionen, so würde die Formirung dreier activer Divisionen aus den kaukasischen Linientruppen, ohne dass auch nur ein einziger Mann mehr zum Kriegsetat hinzukäme, jedenfalls mit in Rechnung zu bringen sein.

Das gegenwärtige Kriegsministerium hat bereits einen entschiedenen Schritt in dieser Richtung gethan. Die finnländischen Linienbataillone sind bereits zu activen Regimentern umformirt; es wäre äusserst wünschenswerth, dass diese Umgestaltung auch auf den Kaukasus ausgedehnt würde. Dann würde man auch gleich zu Anfang der Action, je nach den Bedürfnissen des Augenblicks, die man früher nicht vorausbestimmen kann, die Truppen vertheilen können.

Es ist ebenfalls klar, dass mit der Organisation der Volksmiliz auch die Festungsregimenter, mit Ausnahme kleiner lokaler Commandos, unnütz werden. In Friedenszeiten können die Festungen, wie überall in Europa, von Feldtruppen besetzt werden; im Kriege würde dann die Volksmiliz ihre Stelle vertreten. Die Vorbereitungen zu einem grossen Kriege geschehen nicht an einem Tage; die bei Zeiten organisirte Volksmiliz kann zu derselben Zeit

einberufen und an ihre Bestimmungsorte vertheilt werden, während die terminlosen Urlauber sich bei den activen Regimentern einstellen. Die Ausrüstung der Volksmiliz wird dann schon an Ort und Stelle completirt werden können. Auf diese Weise haben wir noch eine Division.

Der grösste Theil der gegenwärtigen Gouvernements-Bataillone wird lediglich nur für den Fall unterhalten, damit beim Abrücken der Feldregimenter zur Grenze Jemand da sei, der die Wachen beziehen könnte. Ihre Existenz erscheint aber beim Vorhandensein einer legalen Volksmiliz zu diesem Zweck ganz überflüssig. Wenn man je 100 Mann (einen Zug) von jedem Milizbataillon (Druschina) abtheilt, so erhält man 48,000 Mann (die Stärke der gegenwärtigen Gouvernements-Bataillone) zur Besetzung der inneren Wachtposten. Bei einer organisirten Volksmiliz wird man diese inneren Bataillone an solchen Orten, wo gewöhnlich Feldtruppen zu stehen pflegen, sämmtlich eingehen lassen können.

Aber auch selbst die Organisation unserer inneren Wache, so sehr sie auch in letzterer Zeit verbessert worden ist, ruft viele Bedenken hervor. Die Bestimmung dieser Truppen ist die Ruhe im Innern aufrecht zu erhalten. Sie haben viererlei Obliegenheiten zu erfüllen: 1) Unruhen zu unterdrücken, 2) Solche, die die öffentliche Sicherheit mittelst Gewalt gefährden, zu verfolgen, 3) die Gefängnisse zu bewachen und Arrestanten zu escortiren und 4) in den Städten die Wachen zu beziehen. Die ersten drei Obliegenheiten sind in ganz Europa den Gensdarmen übertragen. Wer weiss es nicht, dass unsere innere Wache, welche aus Soldaten zweiter Kategorie, d. h. nahezu aus untauglichen Soldaten besteht, zu solchen Zwecken beinahe total unbrauchbar ist. Diese Unbrauchbarkeit balancirte man bis hierzu allein dadurch, dass man die Qualität durch die Quantität ersetzte, d. h. also drei oder gar vier Garnisonssoldaten hinstellte, wo ein einziger guter Gensdarm genügt hätte.

In den hauptsächlichsten europäischen Staaten ist die Zahl der unsere innere Wache ersetzenden Gensdarmen und bewaffneten Polizisten folgende:

In Frankreich	24,791	Mann.
In Oesterreich	12,432	„
In Italien	21,236	„

Die innere Wache bestand noch vor Kurzem bei uns aus 140,000 Mann. Obgleich sie gegenwärtig schon in sehr bedeutendem Grade durch active Truppen ersetzt wird, so umfasst sie dennoch auch jetzt noch 53 Bataillone und 606 verschiedene Commandos, deren Stärke im Jahre 1864 (nach der zuletzt veröffentlichten Rechenschaft, in welcher die Stärke der inneren Wache angegeben war) 94,000 und mit den Gensdarmen 100,000 Mann betrug. Würden die 34 Gouvernements-Bataillone von der vollen Stärke auf den Cadrebestand reducirt werden, so könnte man diese Ziffer gegenwärtig wahrscheinlich auf 80,000 vermindern.

Das anfangs durch die Bauernemancipation hervorgerufene Vagabundiren hat sich gegenwärtig bereits gelegt und man wird wahrscheinlich nunmehr gegen das freie russische Volk nicht mehr so oft bewaffnete Executionen vorzunehmen haben. Aber selbst in früheren Zeiten, als solche Executionen öfter vorkamen, jedesmal sobald nur die Unordnungen einen etwas grösseren Umfang annahmen, sich z. B. über ein grosses Dorf oder ein Kirchspiel erstreckten, erwies sich die innere Wache, so zahlreich sie damals war, dennoch zur Unterdrückung solcher Unordnungen als unzureichend und es mussten Feldtruppen requirirt werden. Aeltere Personen können sich genug derartiger Vorfälle erinnern. Unter solchen Verhältnissen würden aber 25 gute Gensdarmen ohne Zweifel weit mehr ausrichten als 100 Invaliden. Beim Vorhandensein einer Volksmiliz würde man ausserdem zu einem solchen Zweck immer noch eine entsprechende Milizabtheilung aus anderen Bezirken, in gehöriger Entfernung von denjenigen Gegenden, in denen die Unordnungen vorgekommen sind, requiriren können.

Es ist allbekannt, dass, ungeachtet 100,000 Mann Bewaffnete, denen ausschliesslich die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit obliegt, (und ausserdem noch so und so viel Polizeibeamte) im Staate existiren, dennoch die Verfolgung der zum Widerstand fähigen Uebelthäter — eine Obliegenheit, die in Europa den Gensdarmen übertragen ist — bei uns von unbewaffneten Häschern ausgeübt wird. Die 100,000 Garnisonssoldaten betheiligen sich daran nicht im Mindesten. Zur Bewachung der Gefängnisse und zur Escortirung der Arrestanten ist unsere innere Wache vollkommen unbrauchbar. Die häufigen Verbrechen in unseren Gefängnissen, die vielen Beispiele von Verbrechern, welche sich so leicht der Verfolgung entziehen, liefern genug Beweise für diese

Wahrheit.*) Zu derartigen Obliegenheiten, wie das Einfangen und das Bewachen der Arrestanten, bedarf es gewandter und erfahrener Leute, die in diesen Beruf eingeweiht sind, echter Gensdarmen, welche noch dazu nicht mit Flinten, sondern mit Revolvern bewaffnet sind. Wie kann man von einem wachehabenden Unterofficier, geschweige denn von einem Soldaten verlangen, dass er alle Kniffe hartgesottener Arrestanten kenne! Wer nur jemals ein europäisches Gefängniss besucht hat, erkennt auf den ersten Blick, dass die Beaufsichtigung der Verbrecher in unseren Haftanstalten nur rein äusserlich und vollkommen mechanisch geschieht; gerade ebenso ist es auch bei der Escortirung derselben, ganz abgesehen davon, dass die Wachen selbst, aus der dem Russen angeborenen Gutmüthigkeit, bisweilen aber auch aus eigenem Vortheil, den Arrestanten als Vermittler dienen zum Verkehr mit ihren in Freiheit gebliebenen Spiessgesellen. Unter solchen Umständen bleibt nur ein Mittel übrig: die Qualität durch Quantität zu ersetzen und zwar die Zahl der Aufseher nicht blos zu verdoppeln, sondern zu verzehnfachen; trotz alledem können aber 10 Wachtposten, welche also 30 Mann als Schildwachen und 90 zur Ablösung derselben erfordern, dennoch nicht einige beständige und deshalb erfahrene Gendarmen ersetzen. Daher ist denn auch die innere Wache, welche niemals Verbrecher einfängt, sondern dieselben nur bewacht, bei uns nicht doppelt so stark (wie es im Verhältniss zur Bevölkerungszahl sein müsste), sondern viermal so zahlreich als die französische, welche sowohl einfängt, als auch bewacht, und ausserdem endlich noch Aufgaben politischen Charakters zu erfüllen hat, von denen die unsrige nichts ahnt.

Ferner liegt es der inneren Wache noch ob, die Wachtposten bei gewissen Instituten, wie z. B. bei den Rentkammern u. dgl. zu besetzen. Hierbei kann man aber fragen, wer wohl bei englischen, nicht gerade militairischen Rentkammern jemals Schildwachen gesehen hat? Die Bewachung derselben ist einigen zuver-

---

*) Als in Transkaukasien eine berittene Miliz zum Türkenkriege formirt wurde, sagte ich einem Hauptmann derselben, einem Tartaren, der ein Commando von 100 Mann unter sich hatte, dass seine Leute im Kriege nichts taugen würden. „Das mag wohl bei Anderen der Fall sein", antwortete er, „aber nicht bei mir; mein Hundert habe ich aus lauter wackeren Kerlen gebildet; das sind lauter aus Sibirien oder aus den Gefängnissen entsprungene Sträflinge!"

lässigen Wächtern und der Polizei anvertraut, und doch kommen dabei Diebeseinbrüche bei weitem seltener vor als bei uns.

Unsere innere Wache lässt sich nicht reorganisiren, denn in ihr fehlen durchaus alle Elemente, aus denen irgend was zu machen wäre; sie muss durch ein neues, ebenso ökonomisches wie dem Zweck entsprechendes Institut ersetzt werden: wie in ganz Europa, durch Gensdarmen.

Zur Bewachung eines nicht sehr grossen Gefängnisses, in welchem nur 10 Schildwachen stehen, bedarf es eines Etats von 90 Mann ausser den Unterofficieren; während 30, ja sogar weniger, erfahrene Gensdarmen, mit Revolvern in der Tasche, dieses Geschäft ohne besondere Anstrengung besorgen können. Gerade so ist es auch mit allem Uebrigen. Man kann dreist sagen, dass in einer grossen Gouvernementsstadt zur Bewachung der Gefängnisse, der Rentkammern, zur Verfolgung der Strolche hundert oder anderthalbhundert tüchtige, erfahrene und bewaffnete Leute, richtig verwendet, genügen; ein ganzes Bataillon der inneren Wache würde sie nicht ersetzen. Durchschnittlich genügen 25 solcher Leute für einen Kreis, wenn man auf diejenigen Kreise, durch welche Etappenrouten gehen, mehr, und auf die, durch welche keine gehen, weniger rechnet. Auf ein mittleres Gouvernement von 10 Kreisen, von einer Million Einwohnern, die Gouvernementsstadt mitgerechnet, werden nicht mehr als 355—375 Mann Gensdarmen kommen. Rechnet man für den Bedarf der Hauptstädte und anderer wichtiger Punkte noch ein Uebriges hinzu, so kann man 450 Mann annehmen. Mit Ausnahme von Finnland, der Länder der Kosakenheere und der Nomadenvölker, wo keine innere Wache existirt, würden für ganz Russland nicht mehr als 30,000 Mann Gensdarmen nöthig sein und man könnte sicher jede Garantie dafür übernehmen, dass diese Gensdarmen die öffentliche Sicherheit weit besser beschützen werden, als die gegenwärtigen Garnisonstruppen. Für ein Gehalt, wie es die freiangeworbenen Polizeidiener erhalten, könnten die Gensdarmen sowohl aus im Dienst stehenden, als aus verabschiedeten Soldaten gebildet werden, wobei aber diesen Letzteren genau einzuschärfen wäre, dass sie, solange sie in der freiwillig übernommenen Stellung bleiben, auch im Staatsdienst stehen und alle Verantwortlichkeit desselben zu tragen haben. Das gegenwärtige Gensdarmeriecorps müsste natürlich in der oben angegebenen Anzahl mit inbegriffen sein. Endlich könnten auch

die gegenwärtigen Schutzleute und die Polizeimannschaften in den Städten hiermit vereinigt werden; anstatt einiger Dutzend Garnisonsofficiere, die auf ein Gouvernement kommen, würden dann ihrer zehn genügen; von einer solchen Anzahl gehörig ausgewählter Gensdarmeofficiere würde man dann auch eine überaus nützliche Unterstützung der Criminalpolizei, mit der es bei uns noch so schwach bestellt ist, erwarten können. Um gute Gensdarmen zu bekommen, müsste man die Leute durch einen genügenden Gehalt zu diesem Dienst heranziehen. Ausser den gegenwärtigen bereits gesicherten Polizeimannschaften würde die Unterhaltung von 30,000 Gensdarmen, wenn sie auch doppelt so hoch zu stehen käme als die Kosten für gewöhnliche Feldtruppen, doch nur eine Ausgabe für 60,000 repräsentiren, nicht aber für 100,000, wie gegenwärtig (das Gensdarmeriecorps mitgerechnet). Ausserdem wäre das die einzige Waffe, zu der man Freiwillige heranziehen könnte, da das hohe Gehalt natürlich zuverlässige Leute anlocken würde. Auf diese Weise könnte unsere active Armee verstärkt werden durch 37 kaukasische Linien-, 13 Festungs- und 53 Gouvernements-Bataillone, im Ganzen durch 103 Bataillone, d. h. also durch 8 Divisionen von je 13 Bataillonen fertiger, vollständig formirter Truppen, zu deren qualitativer Verbesserung man nur eine Umwälzung im Officiercorps durch Translokationen herbeizuführen nöthig hätte. Die numerische Stärke der 53 neuen, aus den derzeitigen Gouvernements-Bataillonen gebildeten activen Bataillone im Cadrebestand übersteigt nicht 20,000 Mann, d. h. das Ersparniss an Leuten, welches sich ergiebt, wenn die gegenwärtige innere Wache durch Gensdarmen ersetzt wird (selbst angenommen, dass 30,000 Gensdarmen das Doppelte, also so viel wie 60,000 Mann kosten würden). Die Verwandlung dieser 8 Divisionen in active wird die Personallisten des Kriegsministeriums nicht um einen Mann vergrössern, denn diese Leute sind ja ohnehin schon anwesend (im Gegentheil würde der Aufwand an Menschen, wenn auch nicht an Geld, um 30,000 Mann geringer werden). Ein Geldzuschuss würde nur zur Gagirung der neu hinzukommenden Divisionsstäbe und zur Unterhaltung von 8 Artilleriebrigaden erforderlich sein.

Eine solche Umgestaltung kann im Zeitraum eines Jahres ausgeführt werden und dann würden wir anstatt der gegenwärtigen 47 Infanteriedivisionen deren 55 haben. Wir brauchen aber zum

allermindesten 60. Durch die Entlassung eines grossen Theils von Nichtcombattanten, welche zu Kriegszeiten von der Volksmiliz ersetzt werden, könnte allerdings ein sehr namhafter Beitrag zu den erforderlichen Mitteln beschafft werden. Wir wollen jedoch, zur Vermeidung jeden Streites, annehmen, dass es dazu doch noch eines ganz neuen Budgetpostens bedarf. Fünf Divisionen mehr im Frieden kann man ohne Erhöhung des Militairbudgets nur allein auf Kosten der Verringerung des Personalbestandes der activen Truppentheile unterhalten. Um die Ausgabe zur Unterhaltung dieser 5 Divisionen (im Cadrebestand) im Budget unterzubringen, genügt es einige andere Divisionen vom Friedensetat oder vom verstärkten Friedensetat auf den Cadrebestand zu reduciren, was gar keine Schwierigkeiten machen würde. Für die im Innern des Reichs stehenden Truppen gelten überall dieselben Bedingungen. Ausser der (gegenwärtig im Friedensetat befindlichen) Garde, den 4 kaukasischen Divisionen und den 4 an der westlichen Grenze (die je nach den Umständen auf den Kriegsfuss oder den verstärkten Friedensfuss gesetzt werden müssten), kann ein grosser Theil der übrigen Infanterie, wenn nicht gar sämmtliche, auf den Cadrebestand reducirt werden, welcher bereits gegenwärtig für eine erhebliche Anzahl Truppen ohne irgend welche Schwierigkeiten eingeführt worden ist. Ohne also die Ausgaben zu vermehren und den gegenwärtigen Personalbestand der Armee zu alteriren (wenn das nothwendig sein sollte, was ich indess nicht glaube), braucht man dieselbe nur in eine grössere Anzahl Regimenter zu theilen, wie das schon im Jahre 1863 geschehen ist, d. h. also die Reorganisation von 1863 noch etwas weiter, noch auf 5 Divisionen auszudehnen, da die erwähnten 8 Divisionen keinen Zuwachs, sondern nur eine Umbenennung von todten Kräften in lebende repräsentiren.

Die in einem so grossen Reich wie Russland beständig vorkommenden besonderen Umstände veranlassen bald hier, bald dort die Truppen zu verstärken und die Bataillone auf höheren Stärkegrad zu bringen; die Nothwendigkeit zu derartigen Verstärkungen würde jedoch zum grössten Theil durch die Vermehrung der Anzahl activer Truppentheile aufhören, weil man dann überall, wo es erforderlich werden sollte, anstatt eines Cadrebataillons zwei aufstellen könnte. Durch die neuen Regiments- und Divisionsstäbe, sowie durch die hinzukommenden Artillerieabtheilungen werden

die Ausgaben allerdings etwas erhöht; gedeckt aber werden diese Ausgaben wieder durch die Oekonomie, welche durch die Auflösung vieler Abtheilungen gemacht wird, die eben nicht mehr nöthig sind bei einer solchen permanenten bewaffneten Volkskraft, welche sämmtlichen vom Staat an sie gestellten Anforderungen zu entsprechen vermag.

Würde es aber auch unter der Bedingung, dass ein grosser Theil der Leute nach Hause entlassen wird, möglich sein die Truppe auf der erforderlichen Höhe militairischer Tüchtigkeit zu conserviren? Diese Frage gilt übrigens nicht blos den in dieser Schrift vorgeschlagenen Massregeln, sondern wesentlich hinsichtlich der gesammten bei uns eingeführten Ordnung der Dinge, weil bereits seit einigen Jahren bei mehr als der Hälfte der activen Divisionen und bei sämmtlichen inneren Truppen ein grosser Theil der Leute nach Hause entlassen wird. Einem solchen Bedenken kann man jedoch in keinem Fall mit einer directen Antwort begegnen. Die verneinende, sowie die bejahende Antwort ist von gewissen Bedingungen abhängig: 1) von der Dauer der Dienstzeit beim ersten Eintritt in den activen Dienst (denn der Mensch, welcher sich in anderthalb oder zwei Jahren, wie in Preussen, nicht gehörig in seinen Beruf einlebt, kann sich vortrefflich einleben in drei oder vier Jahren, wie in Frankreich); 2) von den Gefühlen, welche in dem Soldaten für die allgemeine Sache leben, sowie auch davon, ob die ganze Armee nur aus einer Nationalität, wie z. B. in Preussen, oder aus mehreren, wie z. B. in Oesterreich, besteht; 3) davon, wie die terminlosen Urlauber bei der Einberufung rangirt werden: ob sie in ihre früheren Regimenter oder in andere für sie fremde eingestellt werden; 4) davon, ob auch eine genügende Anzahl alter Soldaten als guter Sauerteig für die ganze Masse in den Regimentern zurückbehalten worden; 5) endlich von dem Geist und dem Grade der Ausbildung der Officiere. Je nachdem diese Bedingungen obwalten oder nicht, kann es vollständig genügen, wenn im Frieden ein Drittel sämmtlicher Leute unter der Fahne bleibt, aber es kann auch gänzlich ungenügend sein.

Bei dem gegenwärtig eingeführten System der Disciplin und Ausbildung der Truppen, sowie bei der jetzigen Richtung des russischen Volks, welche sich mit vollster Klarheit auch bei den Rekruten ausspricht, ist ohne Zweifel eine elastische Militairorgani-

sation bei uns möglich geworden. Bei dem früheren System war unser Rekrut ein für immer seiner Familie und seinem heimathlichen Dorf entrissener Mensch, der bisweilen sogar in Fesseln und immer unter Wache in die Rekrutirungsbehörde geführt wurde, gekennzeichnet wie ein Arrestant durch einen zur Hälfte rasirten Kopf; im Dienst wurde ihm nicht das Kriegshandwerk gelehrt, sondern straffe Haltung und Marschiren, man verlangte von ihm Bewegung und sogar Grazie in der Haltung. Für ihn hatten diese Dinge natürlich gar keinen Sinn; die Vorgesetzten wussten es selbst nicht, wozu sie das trieben, und liessen sich daher natürlich nicht darauf ein dem Soldaten Erklärungen zu geben, sondern prügelten ihm das Exercitium mit Gewalt ein. Der dadurch völlig verwirrt gemachte und fast um seinen Verstand gebrachte gemeine Russe musste, sobald er eingereiht war, das Alles lernen, nur nicht vermittelst des Verständnisses, sondern durch mechanische Gewohnheit; er verstand daher nur das zu thun, was ihm gründlich eingebläut worden war und was sich dann so von selbst machte, wie es etwa bei einem Menschen im Halbschlaf geschieht, der das täglich Gewohnte bewusstlos wiederholt. Es war daher sehr natürlich, dass der Rekrut unter solchen Verhältnissen selbst nicht einmal in fünf Jahren vollständig zum Soldaten wurde, ja kaum erst nach zehn Jahren soweit war; sogar zwischen zehn- und funfzehnjährigen Soldaten war ein erheblicher Unterschied zu bemerken, so schwerfällig wurde ihnen das Nöthige beigebracht. Der kaukasische Soldat, von dem ein mehr praktischer, verständlicher Dienst verlangt wurde und den man besser behandelte (in Folge der durch den Krieg hervorgerufenen intimeren Beziehungen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen), erlernte schon damals Alles unvergleichlich rascher; wenn es dann vorkam, dass er zu den inneren Truppen übergeführt wurde, so begriff er selbst die kleinlichen Anforderungen der conventionellen Eleganz leichter als ein Anderer, weil er mehr entwickelt war. Der Zeitraum, in welchem der Rekrut ein Soldat wurde, war im Kaukasus bei weitem kürzer, als im Innern Russlands; die Obrigkeit aber beurtheilte die Soldaten nicht nach den im Kaukasus gemachten Erfahrungen. Es galt als Axiom (und man muss gestehen, unter den damaligen Verhältnissen mit Recht), dass aus dem russischen Rekruten nicht eher als in fünf Jahren ein zuverlässiger Soldat werde. Dass bei einer solchen Ueberzeugung von einer kürzeren

Dienstzeit der Soldaten auch nicht die Rede sein konnte, versteht sich von selbst. Die Rekruten taugten nicht zu einer raschen Completirung der Abtheilungen; die terminlosen Urlauber aber, die schon eine sehr lange Dienstzeit hinter sich hatten und wussten, dass sie in der Fronte für jede Kleinigkeit eine barsche Behandlung zu erwarten hätten und dass man sie dort nach dem Mass der Grazie, für welche sie schon zu alt geworden waren, abschätzen würde, kehrten überaus ungern in die Reihen zurück und erwiesen sich daher, wie es die Erfahrung zur Genüge gezeigt hat, noch weit mangelhafter als die Rekruten. Es blieb somit nichts übrig, als sich allein auf die im Dienst stehenden, eingelebten Soldaten zu verlassen und selbst im Frieden die activen Truppentheile auf mindestens drei Viertel der vollen Etatstärke zu halten. In diesen Vorstellungen sind fast alle höheren Officiere unserer Armee erzogen worden. Seitdem aber hat sich Vieles verändert, — die Leibeigenschaft hat nicht blos für das Volk, sondern auch für die Armee aufgehört, und das Volk weiss das sehr gut; die Rekruten werden nicht mehr in Fesseln geführt und nicht mehr durch das Rasiren des Kopfs gebrandmarkt; die Dienstzeit ist verkürzt und die factische Präsenz in der Fronte ist sogar noch geringer geworden; die Körperstrafe ist abgeschafft, die Verpflegung ist besser geworden, die Behandlung hat sich verändert; man hat angefangen von dem Soldaten im Dienst Dinge zu fordern, die er begreift, die ihm nicht eine Last sind, sondern ihn zum Wetteifer anspornen. Sind auch alle diese Verbesserungen, namentlich die zuletzt erwähnte, noch nicht vollständig realisirt worden, so sind sie doch alle bereits soweit gediehen, dass der Unterschied zwischen dem Gegenwärtigen und dem Früheren in die Augen fällt. Eine Folge davon war es bereits, dass, als unsere Armee im Jahre 1863 plötzlich um zwei Fünftel verstärkt wurde, wozu auf ein Mal eine grosse Menge Rekruten nöthig war, diese Rekruten frohen Muthes in den Dienst traten und, bei verständiger Leitung, schon in zwei Monaten nicht nur eine Ehrenwache beziehen konnten, sondern sogar gar nicht üble Schützen abgaben. Ungeachtet ihrer Jugend führten diese Leute selbst anstrengende Märsche mit Leichtigkeit aus. Ein gewaltiger Wetteifer machte sich unter ihnen geltend; besonders da, wo Landsleute gruppenweise aus verschiedenen Gouvernements in die Regimenter eingereiht worden waren, strengten diese Gruppen alle Kräfte an, um einander im Dienst zu über-

bieten: die aus Woronesch leisteten das Aeusserste, um nur nicht schlechter zu erscheinen als die aus Tambow. Es begann ein ganz neuer Geist in unserer Armee zu wehen. Als im Kaukasus drei neue Divisionen formirt wurden, waren die dortigen Officiere, welche überhaupt intimer zu den Soldaten stehen und für die ernste Seite des Dienstes ein besseres Verständniss haben, als in Russland, erstaunt über die Geschwindigkeit, mit der sich die neuen Rekruten entwickelten. In dieser Hinsicht erleichtert jedes abweichende Jahr die Aufgabe, indem die neuen sittlichen Vorstellungen, welche durch die Reorganisation des Disciplinarsystems und sovieler anderer Dinge in unserer Armee Platz gegriffen haben, immer tiefere und tiefere Wurzeln in den Truppen schlagen. Früher war der russische Soldat der Leibeigene seiner Vorgesetzten, jetzt ist er ein freier, zur Vertheidigung seines Vaterlandes berufener Mann. Mit den freien Leuten ist auch die Aufgabe eine ganz andere geworden; was dem Soldaten sonst eingebläut werden musste, braucht man ihm jetzt blos zu erklären. Gleichzeitig ist es auch möglich geworden den Soldaten ziemlich rasch, im Laufe weniger Jahre, auszubilden und ihn sodann für den Rest seiner Dienstzeit nach Hause zu entlassen.

Die Rekruten entwickeln sich also gegenwärtig in guten Händen unvergleichlich rascher als früher. Ein Jahr nachdem sie aus dem Reservebataillon ins Regiment getreten, stehen sie hinsichtlich der äusseren Kenntniss des Dienstes nicht im mindesten hinter den alten Soldaten zurück; nach zwei Jahren sind sie vollkommen tüchtige Schützen geworden. Durch die Kenntniss des Dienstes allein sind aber noch lange nicht alle Eigenschaften des Soldaten repräsentirt, denn ein kriegsgeübter militairischer Körper ist nicht blos eine Gruppe militairisch geschulter Leute. Ausser dass er seine Sache beim Exercitium, auf dem Marsch und auf dem Wachtposten vollkommen versteht, muss der Soldat auch noch vom militairischen Geist so tief durchdrungen sein, dass alle seine Anschauungen und Gefühle von diesem Geist geleitet werden, dass es ihm zur Gewohnheit wird nur von diesem Gesichtspunkt aus Menschen und Dinge zu beurtheilen; dass z. B. der Begriff von der Heiligkeit der Fahne, von der mit dem Verlust derselben nicht nur für die ganze Abtheilung, sondern für jeden einzelnen Mann der Abtheilung verbundenen Schmach, ihm ins Herz gewachsen ist; dass kriegerisches Verdienst einen unschätzbaren,

mit nichts zu vergleichenden Werth in seinen Augen habe; dass die auf ihrem Posten eingeschlafene Schildwache in seinen Augen nicht nur als ein schuldiger, sondern als ein verächtlicher Mensch erscheine u. dgl. m. Dann muss auch der mit seinem Regiment verwachsene Soldat sich der Verdienste desselben rühmen und auf eine andere Uniform nur mit einer gewissen Geringschätzung herabsehen; mit einem Wort, das Regiment muss ihm gewissermassen zu einer aparten Nationalität, zur zweiten Heimath werden. Alle diese Anforderungen lassen sich auf das Eine zurückführen: dass es dem Neueintretenden gelingt von der öffentlichen Meinung seiner neuen Sphäre genügend durchdrungen zu werden. Es versteht sich von selbst, dass diese Sphäre auch vorhanden sein muss, dass die Truppen auf eine Weise geleitet werden, die es möglich macht, dass sich in den Regimentern ein Geist der Gemeinschaft bilden und Wurzel schlagen kann. Ist ein solches Ideal auch vielleicht nur von seiner äusseren Seite dem jungen Soldaten zugänglich, so kann es doch im Moment der Begeisterung so voll in seine Seele dringen, dass er dadurch selbst, sei es auch nur für eine Stunde, gleichsam zum Veteran wird; die Hauptsache aber ist, dass dann der Kriegsdienst, neben der Technik des Handwerks, auch eine gewisse sittliche Bedeutung für den Menschen haben wird; der terminlose Urlauber wird sich dann auch im häuslichen Lebenskreise als Krieger fühlen. Ich bin davon überzeugt, und Viele theilen diese Ueberzeugung mit mir, dass, wenn erst die gegenwärtigen militairischen Reglements in ihrem wahren Geiste zur Ausführung kommen (was dringend verlangt werden muss), der Soldat mit drei Jahren im Felddienst, ausser der Vorbereitungszeit in den Reserven, zu einem solchen Grade des Bewusstseins gebracht werden könnte. In einem Jahr würde er seine Sache verstehen, in zwei Jahren würden ihm die üblichen Beschäftigungen zur Gewohnheit geworden sein, und nach drei Jahren könnte er mit ganzer Seele Soldat geworden sein. Bei dem System der Volkstruppen müssten diese Truppen aus jungen Leuten im gesetzlichen Alter (etwa von 20 Jahren) gebildet werden; um diese Zeit pflegen die Eindrücke lebendiger zu sein und nachhaltig fürs ganze Leben. Bei den höheren Ständen sind das die Jahre für die Universität oder für andere höhere Lehranstalten; ein Jeder erinnert sich ja dessen, wie tief er von der collegialischen Sphäre dieser Uebergangsepoche erfasst worden und wie nachhaltig der Einfluss derselben geblieben.

Man halte einen solchen Vergleich nicht für seltsam, — er ist vollkommen richtig. Die Regimentsgenossenschaft erschliesst dem zwanzigjährigen gemeinen Mann, ganz abgesehen davon, dass er dabei lesen und schreiben lernen kann, ein total neues Leben, sie erweitert seine Vorstellungen und übt überhaupt einen erziehenden Einfluss auf ihn aus. Drei Jahre Regimentsleben bilden ebensosehr das geistige Wesen des gemeinen Mannes heraus, wie die drei letzten Schuljahre das Wesen eines jungen Menschen aus den höheren Ständen ausbilden, und ein Jeder weiss ja, dass der Einfluss der Schule noch viele Jahre später fortdauert. Bei dem gegenwärtigen System der Truppenerziehung (oder vielmehr bei dem Geist dieses Systems, denn die praktische Anwendung desselben bedarf noch einer weiteren Entwickelung) kann eine dreijährige active Dienstzeit für unsere Infanterie zur vollständigen Ausbildung des Soldaten als genügend angesehen werden.

Die Bestimmung der Dauer der vollen Dienstzeit ist von zwei Momenten abhängig: 1) von der Zeit, welche zur gewissenhaften Ausbildung eines Rekruten erforderlich ist, und 2) davon, um wie viel Mal die Armee beim Uebergang vom Friedensfuss auf den Kriegsfuss verstärkt werden soll. Multiplicirt man die erste Zahl mit der zweiten, so erhält man die rationelle militairische Dienstzeit, zu welcher seine Bürger zu verpflichten der Staat vollständig berechtigt erscheint. Ein halbes Jahr im Rekrutendepot (im Reservebataillon) und drei Jahre im Regiment sind zusammen $3\frac{1}{2}$ Jahre, multiplicirt mit 3 giebt $10\frac{1}{2}$ Jahre. Da aber die jährlichen Altersklassen in Folge der Sterblichkeit sich beständig vermindern (der Ausfall in diesem blühenden Alter übersteigt übrigens selten 2 Proc.), so kann man zur Conservirung der Vollzähligkeit zwölf Jahre annehmen. Unter den gegebenen Einrichtungen wäre das die rationelle Dienstzeit.

Wenn ich behaupte, dass nach dem in der Reserve verbrachten Halbjahr eine dreijährige Zeit zur Ausbildung eines zuverlässigen russischen Soldaten vollständig genügt, so übersehe ich keineswegs die vielen gewichtigen Einwendungen, die man gegen eine solche Behauptung erheben kann. Erstens genügt eine dreijährige Zeit nur in dem Fall, wenn der Soldat auch bestimmt drei Jahre lang ausgebildet oder vielmehr erzogen wird. Für solche Truppen, die in kleinen Dörfern zerstreut liegen und sich nicht einmal täglich compagnieweise versammeln können, würden

sich diese drei Jahre in anderthalb verwandeln, die dann jedenfalls nicht genügen. Ebenso wenig taugt dieser Termin für solche Truppen, die an entlegenen Grenzen stehen, zu denen der Rekrut mehrere Monate wandern muss. Angesichts einer solchen Mannigfaltigkeit der Verhältnisse ist aber bereits bei uns eine Verschiedenheit in der numerischen Stärke der Bataillone, d. h. eine verschiedene Dienstzeit für die Präsenz unter der Fahne angenommen: Zweitens entspricht ein dreijähriger Termin den Anforderungen auch nur bei einem tüchtigen Officiers- und Unterofficiers-Personal, welches seine Pflichten genau kennt und gewissenhaft erfüllt, wessen wir uns mit voller Ueberzeugung noch nicht rühmen können. Drittens endlich unterliegt es, selbst bei der Realisirung aller dieser Bedingungen, keinem Zweifel, dass ein fünfjähriger Soldat besser ist als ein dreijähriger und ein fünfzehnjähriger besser als beide. Ich gebe den dreijährigen Termin als ein Minimum an und habe mich für das System, aus dreijährigen Soldaten die in der Heimath, im europäischen Russland, stehende Infanterie zu formiren, ausgesprochen, nicht als wäre es das einzig mögliche, um unsere Kräfte den präsumtiven feindlichen Kräften gleich zu machen, sondern weil es die Grenze ist, welche angenommen werden kann, ohne dass man zu fürchten braucht, die Armee werde sich in eine Miliz verwandeln, zu gleicher Zeit aber auch, weil es das allerdehnbarste System ist, welches für den Staatsbürger am wenigsten drückend ist und die Stärke der Armee beim Uebergang auf den Kriegsfuss am meisten erweitert. Eine gleichförmige Organisirung aller Truppen, ohne Unterschied der Gegend, in der sie stehen, wie das in Europa existirt, ist bei uns noch nicht anwendbar; ein jedes Organisationssystem würde Ausnahmen verlangen; daher ist denn auch die Zeit des activen Frontedienstes, worauf der terminlose Urlaub folgt, bei uns nicht durch ein Gesetz fixirt, sondern den speciellen Anordnungen des Kriegsministeriums überlassen. Je nach den Umständen sind dann auch die Zeiten für den Beginn des terminlosen Urlaubs verschieden. Eine Cadrestärke von 320 Mann, wie sie gegenwärtig für einen bedeutenden Theil der Truppen eingeführt worden ist, setzt doch auch nicht etwa eine lange Dienstzeit voraus?

Ich bin davon überzeugt, dass die von mir angegebenen Termine, unter der Voraussetzung einiger Ergänzungen bei der Organisirung der Regimenter und des Officiercorps (von denen

unten die Rede sein wird), für diejenigen Truppen, welche im Innern des Reichs stehen, angenommen werden können und zur Bildung einer vorzüglichen Armee genügen würden. Keineswegs verlange ich jedoch die unverzügliche Einführung derselben, erstlich eben deswegen, weil dazu noch einige ergänzende Bestimmungen erforderlich sind; zweitens aber deswegen, weil die Hauptsorge gegenwärtig nicht darin zu bestehen hat, allendlich ein System aufzustellen, sondern darin, die russische Armee, ohne Ueberlastung des Staats, auf eine solche Stufe materieller und sittlicher Macht zu bringen, bei welcher ein jedes Wort der russischen Regierung Europa gegenüber nicht nur ein blosses Wort, sondern eine vollendete That wäre.

Ohne den Termin von 3½ Jahren, als für die Zukunft wünschenswerthe Norm, aufzugeben, glaube ich, dass man schon jetzt ohne jede Gefahr die Dienstzeit in der Fronte auf fünf Jahre festsetzen könnte. Das würde dem bereits factisch Existirenden vollkommen entsprechen. Diese Dienstzeit würde natürlich nur für diejenigen Truppen eine normale sein, welche auf die Cadrestärke gebracht worden sind; mit jeder Verstärkung des Bestandes würden die Soldaten eine längere Zeit unter der Fahne zu halten sein. Die jährliche Zahl der Rekruten würde dabei freilich grösser werden, die mit der Rekrutenpflicht verbundene Last würde sich aber für den Einzelnen bedeutend vermindern, was bei weitem wichtiger ist. Der gegenwärtige Dienst ist nicht mehr abschreckend; der Rekrut fürchtet sich nicht vor dem Dienst, sondern davor, seiner Familie entrissen zu werden und in Ewigkeit ein Lostreiber zu bleiben, was bei einer solchen verhältnissmässig kurzen Trennung niemals geschehen würde. Natürlich muss man, damit die fünfjährige Dienstzeit auch factisch zur Thatsache werde, sich streng an die Norm halten und den Bestand der Truppentheile ja nicht, ohne die äusserste Nothwendigkeit, erhöhen. Der Soldat, welcher, bei einer vernünftigen Richtung von oben und unter der Leitung erfahrener Chefs, fünf Jahre in der Fronte gedient hat, kann seine Sache genügend erlernt haben und von dem Geist seines Standes genug durchdrungen sein, als dass es noch weiter nothwendig wäre, ihn nach der Entlassung jährlich noch einmal zur Repetition des Dienstes einzuberufen. Darin besteht der Hauptvorzug der fünfjährigen Dienstzeit vor der 3½jährigen, welche wohl ebenfalls genügt, um dem Soldaten materiell Alles, was er

wissen muss, beizubringen, aber vielleicht doch nicht lang genug dazu ist, damit das, was er versteht, vollständig dem Menschen zur Gewohnheit wird.

Die Frage wegen der Dauer der Dienstzeit hat mehr eine sociale, als rein militairische Bedeutung. Für das Volk ist es keineswegs einerlei, ob, wenn die ganze Dienstzeit 15 Jahre beträgt, 5 oder 8 Jahre davon in der Fronte zu dienen sind; für die Organisation der Armee ist es aber beinahe ein und dasselbe, wenn anders die Zeit der Ausbildung nur dazu genügt, dass der junge Soldat seine Sache gehörig erfasst. Im militairischen Sinn ist nicht sowohl die Dauer dieser beiden Termine von Wichtigkeit, als vielmehr das Verhältniss derselben zu einander. Wenn die terminlosen Urlauber oder die Rekruten, sobald eine Abtheilung auf die volle Stärke gebracht wird, nur das Manquement in den Cadres ausfüllen, — so muss die Armee, selbst wenn die ganze Dienstdauer des Soldaten nicht bedeutend wäre, dennoch für eine mit langer Dienstzeit gelten; wenn aber die einzelnen Abtheilungen nur als Cadres bestehen und, sobald sie auf die volle Stärke gebracht werden, die einberufene Mannschaft die Majorität bildet, so ist die Armee eine volksthümliche, welche für die Zeit des Krieges aus der Nation selbst entspringt, einerlei wie lange der Soldat früher in der Fronte gestanden. Bis auf die letzte Zeit war z. B. die volle Dienstzeit in Frankreich und Preussen gleich lang und betrug 7 Jahre; der Unterschied bestand nur in dem Verhältniss der unter den Fahnen stehenden Anzahl zu der Zahl der Entlassenen; dieser Unterschied involvirt aber eine solche radicale Verschiedenheit, dass die französische Armee zweifellos ein Heer mit langer Dienstzeit und die preussische dagegen ein Volksheer war. Diese beiden Normen der Militairorganisation erfordern total verschiedene Massnahmen, um eine gute kriegerische Ausbildung der Truppen zu erzielen. In einem Regiment mit langer Dienstzeit, d. h. in einem solchen, in welchem die Mehrheit der Mannschaft sich beständig unter der Fahne befindet, wird sich der militairische Geist, gleichviel aus welchen Elementen das Regiment gebildet worden, ganz von selbst entwickeln, weil sämmtliche Dienenden, als Kameraden, von einem gemeinsamen Geist durchdrungen sind. In einem Volksheer ist das anders; einberufene, mit einander unbekannte Leute haben nichts Gemeinsames. In einem solchen Heer bedarf es künstlicher Massnahmen, einer

besonderen Gruppirung der Elemente, um ein Regiment zu einem einheitlichen Ganzen zu machen, wenn es anders überhaupt jemals ein zuverlässiger Truppentheil werden soll.

In unserer Armee sind allein im Jahre 1865 24 Divisionen auf den Friedensbestand, d. h. auf die halbe Stärke, und 10 auf den Cadrebestand, d. h. auf ein Drittel der vollen Etatstärke reducirt worden. Eine solche Armee muss als Volksheer mit kurzer Dienstzeit gelten, ungeachtet die obligatorische Dienstzeit 15 Jahre dauert, während die englische Armee, für welche der Soldat nur auf 10 Jahre geworben wird, vorzugsweise ein stehendes und nicht ein Volksheer ist. Dass unsere gegenwärtige Armee, ungeachtet der gesetzlichen Bestimmungen, nicht eine mit langer Dienstzeit ist, das bezeugen alle Abtheilungschefs, indem sie darüber klagen, dass ihnen die Leute fehlen, aus denen sie die Unterofficiere zu wählen haben, da zu diesen Stellen nur solche ernannt werden können, welche drei Jahre gedient haben, in der ganzen Mannschaft aber nur sehr wenig solcher Leute vorhanden sind. Ob ein Soldat 8 Jahre oder 5, oder selbst noch kürzere Zeit im Regimentscadre bleibt, verändert den Charakter der Armee noch nicht wesentlich; die Sache ist die, dass eine Abtheilung beim Uebergang auf den Kriegsfuss zu zwei Dritteln aus neuen Leuten, die durch Nichts mit derselben zusammenhängen, gebildet wird. In dieser Hinsicht besteht gar kein Unterschied zwischen dem gegenwärtigen Militairgesetz und dem, was wir oben erörtert haben. In beiden Fällen sind ganz dieselben Massregeln dazu erforderlich, damit ein completirtes Regiment nicht zu einem zusammengewürfelten, eines jeden Geistes baren Haufen werde, sondern zu einem im Wesen einheitlichen Truppenkörper aus einem Guss.

Solange bei uns der Soldat noch permanent fünfundzwanzig Jahre diente, konnten bei der Vertheilung der Leute in die einzelnen Regimenter gar keine Bedenken entstehen; berücksichtigt wurde höchstens, dass die Rekruten nicht gar zu weite Märsche bis zu den Regimentern, in welche sie eintreten sollten, zu machen hatten; dann aber mussten sich die Leute, die fast für ihr ganzes Leben zusammengebracht waren, mit einander verschmelzen und es entstand für sie eine neue Heimath: die Abtheilung, in der sie dienten. Sobald aber erst das Institut der terminlosen Urlauber eingeführt war, entstanden diese Bedenken, wenn auch nicht in

Regierungskreisen, so doch wenigstens in der öffentlichen Meinung des Militairs. Es ergab sich folgendes Factum: geriethen die Urlauber zufällig in ihre frühere Abtheilung, so gewannen die alten Erinnerungen die Oberhand, sie kamen ins alte Gleis hinein und erwiesen sich zum grössten Theil als dieselben, wie man sie vor ihrer Entlassung gekannt hatte. Wurden dagegen diese Urlauber einer anderen, für sie fremden Abtheilung zugezählt, wie das fast immer geschah, so erwiesen sie sich nicht nur als schlechte Soldaten, sondern geradezu als ein Gift, welches entschieden die ganze Abtheilung inficirte. In dieser Hinsicht kamen nur sehr selten Ausnahmen vor; in der gesammten russischen Armee wurde nicht eine Stimme zu Gunsten derartiger Reserven laut. Ueberall erschienen die einberufenen Urlauber als wüste Leute, von schlechter Führung, welche die jungen Soldaten verführten und ihnen Verachtung der allerheiligsten Dienstpflichten beibrachten; im Treffen verstanden sie es immer zu hinterst zu bleiben; da sie aber bei alledem alte Soldaten waren, mit Chevrons und Medaillen, mitunter sogar mit Orden, und daher durch ihr Aeusseres den jungen Soldaten gewissermassen imponirten, so konnte ihr Beispiel natürlich nur verderblich wirken. Es gab keinen einzigen Commandeur, welcher nicht zur Completirung seiner Reihen Rekruten, die sich anfangs vor dem selbst abgefeuerten Schuss fürchteten, diesen alten Dienern des Kaisers, wie sie officiell hiessen, vorgezogen hätte. Wie es allgemein hiess, schwächte jeder einberufene Urlauber das Heer um zwei Mann: erstens taugte er selbst zu Nichts und zweitens musste man, um ihn zu bewachen, noch einen dienenden Soldaten abrechnen.

Bei der gegenwärtigen Ordnung nimmt der Soldat beim Abgehen schon nicht mehr dieselben Erinnerungen aus dem Dienst mit wie früher, und kehrt daher auch nicht mit den früheren Gefühlen zum Dienst zurück; der Unterschied besteht aber nur in der Quantität und nicht im Wesen. Jeder junge Bauer beträgt sich anders unter fremden Leuten, als in seinem Dorf unter den Augen der Verwandten und Aeltern, da er die Ehrerbietung gegen sie mit der Muttermilch eingesogen hat. Das Regiment, in welchem dem Rekruten zuerst das Herz aufgegangen, in welchem seine Umwandlung vom Bauern zum Soldaten vor sich gegangen, ist für ihn ein zweites Heimathsdorf, nur da existirt die Kameradschaft, deren Meinung er für sich als bindend anerkennt.

Jeder weiss, in welchem Grade der gemeine Russe ein Sclave der Gemeinde ist, aber nur derjenigen Gemeinde, in welche er sich eingelebt hat und die er daher als seine eigene Gemeinde betrachtet. Um in dieselben Beziehungen zu einer neuen Gemeinschaft zu treten, muss er aufs neue innerlich mit derselben verwachsen, was jedoch nicht Sache eines Tages, ja selbst nicht eines Jahres ist; dazu kommt, dass der Rekrut, welcher zum ersten Mal in den Dienst tritt, sich von selbst in die fertige Form hineinfügt, während der zur Fronte einberufene Urlauber schon ein geriebener Kerl ist, mit fertigen Begriffen, und es ihm daher schwer fällt sich an neue zu gewöhnen; er wird lange Zeit ganz abgetrennt von den Uebrigen, allein für sich in der Abtheilung leben, ohne sich auch nur im Mindesten dem sittlichen Einfluss derselben zu unterziehen. Das Regiment, in welchem somit zwei Drittel der Leute dem Regiment sowohl, wie unter einander fremd geblieben, kann jedoch unterdess in die Schlacht geführt werden müssen. Einzeln können diese Leute sich wohl tapfer schlagen, wird aber von einem solchen Regiment irgend ein gemeinsamer Geist, irgend eine Gesammtstimmung zu präsumiren sein? Bei den regulären Truppen besteht aber die Stärke keineswegs darin, dass jeder einzelne Mann ein Held ist, denn das kann gar nicht vorkommen, sondern darin, dass das Regiment an sich tapfer ist; in dem corporativen Sinn desselben liegt der Schwerpunkt. Sind in einem Regiment Viele, welche sich dem Geist desselben nicht unterordnen, so wird die Existenz dieses corporativen Sinnes selbst unmöglich.

Man braucht nur an das Beispiel von Waterloo zu denken. Die erst kurz vor dem Feldzug formirte französische Armee bestand beinahe Mann für Mann aus alten kampfbewährten Soldaten, welche von allen Enden Europas, aus der Gefangenschaft und aus fernen Garnisonen heimgekehrt waren; diese Leute wurden aber zu neuen Regimentern gruppirt und kannten weder ihre Anführer, noch einer den andern. Napoleon sagte: „*la terre qui porte cette armée en est fière*“, und er hatte Recht in Bezug auf jeden einzelnen Mann. Aber was geschah? Diese alten Soldaten schlugen sich wie die Löwen, diese jungen Regimenter dagegen, welche aus Leuten, die kein gemeinsames Band unter einander hatten, bestanden und daher jeden corporativen Sinnes ermangelten, fingen an, sobald das Glück sie verliess, „Verrath“ zu schreien und zer-

streuten sich in alle Winde, wie eine erschreckte Heerde, was selbst bei den Rekrutenregimentern, welche im Jahre 1813 doch förmlich zur Schlachtbank geführt wurden, niemals in dem Grade vorgekommen war.

Für jedes Heer, und um so mehr für eine Volksarmee, welche vorzugsweise aus jungen Soldaten besteht, muss Folgendes als Axiom angenommen werden: „man kann sich nur dann im Kriege auf einen Truppentheil verlassen, wenn er aus Leuten besteht, welche ein sittliches Band umschlungen hält, welche eine Kameradschaft bilden;“ nur bei einem solchen Bande entsteht eine solidarische Bürgschaft, die Gewissheit einer gegenseitigen Unterstützung in der Abtheilung, und diese wird dann zu einem einheitlichen Ganzen aus einem Guss; darin aber gerade besteht im Kriege die ganze Kraft. Um sich im Kriege auf ein Regiment verlassen zu können, welches im Frieden aus einem Drittel, oder selbst aus der Hälfte der vollen Stärke besteht, muss die Ergänzung durch Solche, die aus demselben Regiment entlassen worden, nicht aber durch beliebig Andere geschehen; anders wird man es nie zu einer guten Armee bringen. Es ist jedoch entschieden unmöglich, die durch das ganze weite Reich zerstreuten terminlos Entlassenen ausschliesslich in ihren Regimentern wieder unterzubringen. Dazu müsste man ganze Divisionen in Schreiber verwandeln und ein Jahr auf die Completirung der Truppen verwenden. Es giebt nur ein Mittel um dieses Ziel leicht und ohne jede Verwirrung zu erreichen: einem jeden Infanterieregiment einen besonderen Rekrutenbezirk zuzuweisen, aus welchem es sich ausschliesslich zu formiren hat. Die Entlassenen gehen in die Heimath; soll das Regiment auf den Kriegsfuss gebracht werden, so werden zu demselben die terminlos Entlassenen seines Bezirks einberufen. Wenn auch einzelne Auswärtige darunter gerathen und auch einige von den aus dem Regiment Entlassenen zu anderen Truppentheilen verschlagen werden, so ist das von gar keinem Belang; die Masse wird im Wesentlichen dieselbe sein, das Regiment wird eine Kameradschaft bleiben und darauf allein kommt es an. Ausnahmen können nur zeitweise, im Kriege z. B., wenn ein Regiment unverhältnissmässige Verluste erlitten, zugelassen werden; dann muss dasselbe natürlich, der grösseren Geschwindigkeit wegen, durch die ersten anlangenden Rekrutenpartien completirt werden. Ebenso kann auch zu gewöhnlicher

Zeit eine Verschiedenheit im Abgang bei den einzelnen Regimentern, welche an allen Enden des Reichs nicht unter denselben sanitarischen Bedingungen stehen, sich ergeben; für solche Eventualitäten bleibt jedoch die ganze Anzahl der Rekruten aus solchen Gegenden übrig, die keine Eintheilung in Regimentsbezirke zulassen, und man kann dieselben nach Gutdünken unter die Regimenter vertheilen.

Stehende Heere mit langer Dienstzeit können aus allen beliebigen Elementen formirt werden; Volksheere dagegen, in denen die Cadres durch temporär Entlassene completirt werden, können nur unter der angegebenen Bedingung gut sein. Die Staaten, welche das System der Volksarmeen recipirt haben, haben alle dasselbe auf Regiments-Rekrutenbezirke basirt; selbst Oesterreich mit seiner Racenverschiedenheit hat es so gemacht.

Man kann dafür garantiren, dass ein aus Landsleuten, aus Nachbaren gebildetes Regiment sich so sehr zu einem organischen Ganzen entwickeln, so begeistert sein werde, wie es noch nie ein Regiment in unserer Armee gegeben hat. Ich habe schon davon gesprochen, welch ein Wetteifer in denjenigen Divisionen angeregt worden war, bei deren Formirung im Jahre 1863 die Leute zum Theil gruppenweise in den Regimentern untergebracht wurden, obgleich das damals noch in sehr beschränktem Mass geschah. Für die Eigenschaft eines Regiments ist es überaus wichtig, dass dasselbe so etwas in der Art einer kleinen, gleichviel ob natürlichen oder gemachten, Nationalität repräsentirt; es ist unbedingt erforderlich, dass ein Regiment seine ausgeprägte sittliche Schattirung, seine Originalität, seine Gebräuche habe; dass es von einem Soldaten, welcher sich zu einem fremden Regiment verirrt, sogleich heisse: „da sieht man ja beim ersten Wort gleich den Kurinsker", oder: „der ist schon auf eine Meile als Eriwaner zu erkennen", und dass man auch wirklich den Kurinsker beim ersten Wort erkennen und den Eriwaner auf eine Meile unterscheiden könne. Alle müssen ihr Regiment für das erste auf der ganzen Welt halten, die Tradition desselben heilig bewahren, bereit sein für die Ehre desselben mit jedem Fremden bis aufs Messer zu kämpfen; das ist aber Alles nur dann möglich, wenn das Regiment eine Individualität hat. Nur bei einer solchen Entwickelung wird ein Truppentheil ein einiges kampftüchtiges Ganzes abgeben, welches bis zur äussersten Erschöpfung der Kräfte unge-

brochen bleibt, ein Ganzes, in welchem weder der Einzelne den Kameraden, noch eine Compagnie die andere im Stich lassen, noch das Regiment in seinem ganzen Bestande es dulden würde, dass es von einem anderen übertroffen werde. Die grusinischen Grenadiere, dadurch beleidigt, dass die im Stabsquartier ihnen benachbarten Eriwaner im Gefecht bei Basch-Kadiklara sie angeblich nicht unterstützt hatten (eine völlig unrechtfertige Prätension übrigens), haben Mann für Mann, noch mehrere Jahre später, selbst wenn sie einander begegneten, mit den Eriwanern nicht gesprochen. Das heisst ein Regiment mit Individualität! Man muss es kennen, welche Wirkung die Erwähnung des ruhmreichen Namens eines Regiments auf kaukasische Soldaten ausübt. „Vergesst nicht, dass ihr Kabardaer seid", dieses Wort ist immer für Tausende eine Ermuthigung und ein Sporn gewesen. In unserer ganzen Armee gab es aber auch nur im Kaukasus Regimenter mit Individualität, und selbst dort beginnt dieselbe schon abzublassen. Schon in den Briefen aus Tiflis, welche in der „Moskauschen Zeitung" veröffentlicht wurden, erklärte ich den höheren Grad der Entwickelung dieser Truppen nicht nur aus ihrem Leben im Kriege, sondern daraus, dass sie die echten Truppen Suworow's, als welche sie im ersten Jahr dieses Jahrhunderts dahin gekommen waren, auch geblieben sind; von der Platz-Paraden-Schule Friedrich's sind sie fast gänzlich verschont geblieben und die Regimenter haben sich factisch als selbständige, individuelle Einheiten entwickelt. Ausser im Kaukasus haben jedoch unsere Regimenter gar keine unterscheidbare Physiognomie und der Unterschied besteht bei ihnen, aufrichtig gesagt, nur in der Farbe des Uniformkragens; die Regimentstraditionen ruhen in den Archiven und sind keinem bekannt; der Name des Regiments hat für den Soldaten keinen Klang, der ihm zum Herzen spricht. In der Praxis heisst das aber soviel, als dass das Regiment bei weitem nicht die kriegstüchtige Kraft repräsentirt, welche in ihm enthalten sein könnte. In der Natur existirt das Gesetz, dass jeder neue Schritt zur Entwickelung durch eine grössere Absonderung zunächst des Einzelwesens, sodann des Individuums charakterisirt wird; aus der unterschiedlosen Masse von Kräften arbeitet sich allmälig die lebendige Seele heraus. Das ist ebenso richtig für die politische Geschichte, wie für die Naturgeschichte. Ein Regiment mit einer entwickelten Individualität verhält sich

zu einem ohne dieselbe, wie der höhere Organismus zum Gallert des Polypen; alle unreifen Früchte sind von gleichem Geschmack. Man kann entschieden behaupten, dass die russische Armee nicht eher, als bis sich jedes russische Regiment zur Selbständigkeit entwickelt hat, das sein wird, was sie sein könnte.

Der sechzigjährige Einfluss der Schule Friedrich's hat höchst nachtheilig auf unsere Truppen gewirkt: nicht auf die Soldaten, sondern auf die Vorgesetzten, auf die Stäbe, auf die Gesammtheit aller militairischen Gewohnheiten und Handgriffe. Mit der offen zu Tage liegenden Routine kann man zwar bald fertig werden, was auch bereits im hohen Grade schon geschehen ist; die Routine aber, welche sich im Innern, in den Begriffen der Leute festgesetzt hat, ist selbst im Laufe vieler Jahre schwer auszurotten. Verbleiben unsere Regimenter auf ihrer früheren Grundlage, so ist es selbst im Laufe einer Generation unmöglich, ihnen jene breiten Lebensbedingungen einzuflössen, welche jedem Truppentheil einen selbständigen Charakter verleihen. Es fehlt eben Alles, woraus eine solche Selbständigkeit sich entwickeln könnte, zu welcher bisjetzt selbst der Keim nicht einmal vorhanden ist. Man muss einen neuen Sauerteig in das russische Heer bringen. Die Vertheilung der Rekrutenbezirke nach Regimentern, die Formirung der Regimenter aus Landsleuten würde ein neues Leben in unsere Armee bringen. Man könnte sogar den einzelnen Truppentheilen gar nicht einmal Namen geben, die gegenwärtigen Benennungen beseitigen und nur Zahlenbezeichnungen beibehalten; sie würden es schon von selbst wissen, was sie sind. Aus zwei Gründen von eminenter Wichtigkeit ist es nothwendig, bestimmte Rekrutenbezirke für jedes Regiment zu designiren: damit beim Uebergang auf den Kriegsfuss jeder Theil durch seine eigenen und nicht durch fremde terminlose Urlauber completirt werde, weil er sonst niemals einmüthig verbunden und als Theil kampftüchtig werden wird; und um in den Regimentern einen Wetteifer zu erzeugen und den Geist sittlicher Gemeinschaft in sie zu legen. Ein und dieselbe Einrichtung erweist sich als nothwendig, um einerseits ein zahlreiches, leicht bewegliches Volksheer dauerhaft zu organisiren, und andererseits um dasselbe mit einem Mal auf die Stufe der Reife zu bringen. Ein nur aus Landsleuten gebildetes Regiment bietet alle Bürgschaften für militairische Tüchtigkeit; Verpflichtung gegenseitiger Unterstützung, solidarische Bürgschaft, Wetteifer mit

Fremden, Kameradschaftlichkeit entwickeln sich rasch und die Individualität ist da. In kurzer Zeit würden alle unsere Regimenter im gewissen Sinne Kabardaer werden. Ausserdem wird zwischen der Armee und der Bevölkerung eine innigere Sympathie entstehen. Zu seinem speciellen Rekrutenbezirk würde jedes Regiment wie ein Sohn zur eigenen Familie stehen und von demselben nöthigenfalls alle mögliche Unterstützung erfahren; wem in Folge von Wunden oder Krankheit die Kräfte geschwunden, der würde in der Heimath überall theilnehmende Hilfe finden. Die Rekruten würden mit der grössten Lust in den Dienst treten, wenn sie wüssten, dass sie zu den Ihrigen kommen. Im Dienst würde der Soldat seinen guten Ruf doppelt werthschätzen, wenn er weiss, dass derselbe mit ihm in das elterliche Dorf heimkehrt. Bei einer solchen Einrichtung würde das ganze Russenland hinter der russischen Armee stehen, und zwar nicht allegorisch, sondern im buchstäblichen Sinn, wie die Mutter hinter dem Sohn.

Der militairische Ruhm des Regiments, welches aus einem Bezirk rekrutirt wird, würde entschieden auch auf die Miliz dieses Bezirks reflectiren. Zwischen dem Regiment und seinem Bezirk würde sich das innigste Herzensbündniss knüpfen; der Bezirk würde die Geschichte seines Regiments bis in die geringsten Details kennen, auf dasselbe stolz sein und es ihm nachmachen wollen. Wird die Volksmiliz einberufen, so werden die Leute, sobald sie erst das Gewehr in der Hand haben, sagen: „wir sind ja dasselbe wie Jene!“ und werden unter dem Commando eines tüchtigen Befehlshabers Wunder verrichten; unter dem Einfluss dieser Ueberzeugung wird es niemals an dem Ruhm eines Regiments mangeln, denn jeder Bezirk wird sein Regiment für das erste halten; und das ist genug. Das gegenseitige Band würde aber auch ebenso stark auf das Regiment, wie auf den Bezirk desselben reflectiren; der Soldat würde es wissen, dass sein guter Ruf, das Andenken an seine Verdienste nicht vergessen sind, sobald er seinen Abschied nimmt; er kehrt mit denselben an den väterlichen Herd zurück und man begegnet ihm im heimathlichen Dorf mit demselben Grad der Achtung, welchen er sich in der Fronte erworben. Es wird dadurch für den russischen Soldaten ein bedeutendes, mit gar nichts zu vergleichendes, sittliches Motiv mehr, um sich auszuzeichnen, geben.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass der Rekrut sich unver-

gleichlich rascher unter seinen Landsleuten, als unter Fremden entwickeln würde. Aus dem Dorf würde er ins Regiment kommen, wie man vom Vater zum Besuch zum Oheim fährt. Der Militairdienst würde allendlich aufhören den Russen zu schrecken. Die Sittlichkeit in den Regimentern würde gehoben werden; nicht sowohl die im Dienst Aelteren, als vielmehr die Aelteren nach Blutsverwandtschaft und Sitte, welche er von klein auf zu achten gelernt hat, würden den Soldaten von schlechten Streichen abhalten. Die Leute würden für ihr Regiment einstehen, wie für ihr Haus. Wer wird wohl einen Anverwandten im Stich lassen, wer einen Nachbar verlassen, damit er von ihm später vor den Brüdern und vor der Braut beschimpft werde? Mit einem Regiment von solchem Gefüge vergleiche man eines der gegenwärtigen Regimenter, das vom Cadrebestande auf den Kriegsfuss gebracht worden, wenn zu den 60 den Grundstamm des Regiments bildenden Soldaten (von denen 30 zu bereits Gestraften gehören) für kurze Zeit noch 120 hinzukommen, die weder diese Cadresoldaten, noch einer den andern jemals gesehen haben und vollkommen gleichgültig sind gegen die Meinung ihrer zufälligen Kameraden; würde es etwa überhaupt auch nur möglich sein, es diesen Leuten zum Bewusstsein zu bringen, dass sie z. B. Asower sind und für die Ehre ihres Regiments und dessen Fahne einzustehen haben?

Gegen die Bildung der Regimenter nach bestimmten Bezirken ist ein, dem Anschein nach, allerdings sehr gewichtiger Einwand erhoben worden. „Die aus einer Bevölkerung nichtrussischer Nationalität gebildeten Regimenter würden in unserer Armee eine Anomalie sein, alle Mängel der österreichischen Truppen würden auch in ihnen sich bemerkbar machen; wie sollen sie ausgebildet, wie commandirt werden? zudem dient das russische Heer als Hauptleiter für die Nationalität; durch dasselbe werden die andersredenden Volksstämme allmälig russisch.“ Diese Einwände wären nicht ohne Gewicht, wenn die Russen blos der Hauptstamm im Reiche wären, wie die Deutschen in der Schweiz; sie sind jedoch nicht blos der Hauptstamm, sondern sie sind das *Wesen* des Reichs; alles Nichtrussische geht hierin auf. Von vorn herein haben wir den Ländern, deren Grund und Boden nicht russisch ist und die nur von uns erobert worden sind, wie Finnland, das Königreich Polen und Kaukasien, ihre Stellung angewiesen. In

diesen Grenzländern ist weder das Institut der Volksmiliz, noch die Eintheilung nach Regimentsbezirken anwendbar. Dann kann man auch noch zwei unrussische Winkel nennen: die Ostseeprovinzen und das littauische Gebiet. Die Richtung der unteren Volksschichten ist jedoch in diesen Gegenden eine derartige, dass man um den Geist der Soldaten von dort nicht besorgt zu sein braucht; stehen sie erst in einem russischen Gouvernement, unter dem Commando russischer Officiere, so erlernen sie auch das Russische. Endlich können auch diese Bezirke, welche von nicht mehr als $2^1/_2$ Millionen Einwohnern bevölkert sind, von dem allgemeinen Gesetz ausgeschlossen und ihre Rekruten beliebig in anderen Regimentern untergebracht werden. Von 64 Millionen würden dann noch immer 62 übrig bleiben, bei denen dieses Institut vollkommen anwendbar ist; allein nur wegen der Provinzen Livland und Kowno kann eine so nützliche Massregel nicht aufgehalten werden. Obschon die nichtrussischen Nationalitäten wohl gruppenweise über das Reich zerstreut sind, so bilden sie doch im übrigen Russland nirgend eine compacte Bevölkerung und es giebt keinen einzigen Kreis, in dem die russische Nationalität nicht die Majorität ausmachte, demnach würde also auch kein Regiment existiren, in welchem nicht auch die Russen in der Majorität sein würden. Die Minorität kann aber natürlich bei dem geringen nationalen Halt irgend welcher ohnehin bereits halb russificirter Mordwinen oder Teptjaren kein ernstliches Hinderniss abgeben.

Ebenso werden durch die Entfernungen keine besonderen Schwierigkeiten veranlasst. Diejenigen Regimenter, welche beständig die Grenzgebiete besetzt halten, wie z. B. die kaukasischen, rekrutiren sich auch gegenwärtig hauptsächlich aus den zunächst liegenden Gouvernements; in eben denselben Gouvernements müssten ihnen auch ihre Rekrutenbezirke zugewiesen werden. In Friedenszeiten braucht man die übrigen mobilen Regimenter nicht gar zu weit von ihren Bezirken aufzustellen. Dass man gegenwärtig die Regimenter nicht allzulang an einem Ort stehen lässt, ist sehr vernünftig; zu diesem Zweck genügt es aber, sie nur in den benachbarten Militairbezirk überzuführen. Wäre es nöthig die Leute von der Wolga an die Weichsel zu versetzen, wie das gegenwärtig geschieht, so würde das bei den Eisenbahnen auch nicht schwierig sein. Ueberhaupt muss man bemerken, dass gar

keine, selbst nicht die allernothwendigste Reorganisation durchgeführt werden kann, ohne dass sich dabei eine Menge Schwierigkeiten ergeben würden; aber jede Veränderung des Altgewohnten erscheint drückend. Die Frage ist nur die, auf welcher Seite das Uebergewicht ist: auf der Seite der Vortheile oder der Schwierigkeiten.

Ich glaube nicht, dass es nöthig wäre zu beweisen, dass aus der gruppenweisen Vereinigung von Landsleuten für die öffentliche Sicherheit keine Gefahr erwachsen würde. Fürchtet sich vor dieser Einrichtung doch selbst das buntscheckige Oesterreich nicht, wo jedes Regiment seinen besonderen Rekrutenbezirk hat. Sogar dort bringt die Vertheilung der Truppen nach Nationalitäten nicht nur keine schädlichen, sondern selbst nicht einmal irgend welche bedenklichen politischen Folgen mit sich. Welche Folgen könnten denn da für Russland eintreten bei der Vertheilung der Rekruten nach Kreisen? Sind denn nicht alle Russen in gleichem Masse Diener des Zaren und des russischen Vaterlandes?

Auf der oben ausgeführten Grundlage wird der Uebergang auf den Kriegsfuss, unter Beobachtung der zu einer guten Qualität der Truppen erforderlichen Bedingungen, leicht zu bewerkstelligen sein. In den einzelnen Theilen wird eine innige Kameradschaft entstehen, zwischen denselben wird sich ein Wetteifer einstellen und die Individualität eines jeden Theils wird an den Tag kommen. Das ist aber noch nicht Alles. Eine Masse junger Soldaten, selbst von dem besten Geist beseelt, ist doch immer zu sehr plötzlichen Eindrücken ausgesetzt, um vollkommen zuverlässig zu sein, wenn ihr nicht ein festerer Halt beigegeben ist, wenn sie nicht von reifen, erfahrenen Leuten, nicht blos von Officieren, geleitet wird; die Officiere repräsentiren den Verstand der Abtheilung, aber nicht die sittliche Seele derselben; sie sind der Kopf, aber nicht das Herz derselben. In jeder Armee, in der unsrigen aber noch unvergleichlich mehr als in irgend einer anderen, müssen zwischen den Officieren und der Mannschaft Zwischenglieder existiren, Vermittler, welche das Vertrauen der letzteren geniessen. Es ist nothwendig, dass erfahrene Leiter an die Spitze der allerkleinsten Unterabtheilungen, selbst von zehn Mann, gestellt werden. Die Infanterie braucht dann nicht lange ausgebildet zu werden, denn wenn nur ein Kopf vorhanden ist, so lässt sich immer ein neuer Schwanz daran machen, nur darf dieser

Kopf nicht in dem kleinen Kreise der Anführenden concentrirt sein, sondern Alle in der ganzen Abtheilung müssen ihn auf ihren Schultern fühlen. Selbst aber für die allerkleinste Schaar seiner Kameraden kann der junge Soldat keinen solchen Kopf repräsentiren, denn ihm fehlt der Nimbus, er kann nur selbst handeln, nicht aber Andere unterweisen, wie sie zu handeln haben. In der Fronte sind Unterofficiere und Gefreite nöthig, welche die Autorität der Erfahrung und der Sachkenntniss geniessen.

Von den Unterofficieren braucht man nicht viel zu sagen; sie repräsentiren in unserer Armee die ganze sittliche Basis der Abtheilung. Die Unterofficiere müssen, ausser ihrer Bedeutung im Leben des Regiments und in der Fronte, auch noch Instructoren sein, welche die Gemeinen einzeln ausbilden, sie müssen ihre Sache ganz vollendet verstehen, was man von Leuten, die selbst noch zu lernen fortfahren, nicht verlangen kann; die dreijährigen Soldaten müssen aber bis auf den letzten Tag noch lernen, sollen sie anders zum Termin, wo sie wieder entlassen werden, vollkommen ausgebildet sein. Die Zahl der Unterofficiere ist nicht so gross, dass schon auf zehn Mann einer käme; bei diesem Verhältniss ist es jedoch schwer die Leute rasch und ordentlich auszubilden und ebenso schwer sie zu beaufsichtigen; sie brauchen daher alte gefreite Soldaten als Gehülfen. Soll eine junge Truppe von guter Qualität sein, so muss immer auf einige Soldaten ein Führer kommen, der ihnen stets vor Augen ist. Dann wird das Heer eine vollständige Vereinigung aller kriegerischer Eigenschaften repräsentiren: von der einen Seite die Festigkeit und Kaltblütigkeit der Reife und von der anderen Seite das Ungestüm der Jugend.

Dabei müssen aber Unterofficiere und Gefreite, wenn sie so tüchtig als möglich sein sollen, nicht an den Abschied denken als an den glücklichen Augenblick der Befreiung von einer drückenden Pflicht, wie das in der Natur eines jeden Soldaten liegt; sie müssen nicht nur, wie die Mehrzahl der Gemeinen, der Pflicht nach Krieger sein, sondern mit ganzer Seele, ihr Beruf muss ihnen ins Blut übergegangen sein; der Soldat muss in ihnen ein Vorbild sehen, nach welchem sich zu formen er bestrebt sein soll. Aber der Mensch entwickelt sich nur dann vollkommen im Geiste seines Berufs, wenn er Nichts ausserhalb desselben sucht und ihm sein ganzes Leben weiht; dazu ist es aber erforderlich,

dass die Unterofficiere und Gefreiten die dem Menschen als sittliches Wesen nothwendige Befriedigung eben im Dienst finden und zugleich wissen, dass sie im Alter versorgt sein werden; dann werden sie auch freiwillig im Dienst bleiben, solange es ihnen die Kräfte gestatten, und jungen Regimentern die Festigkeit alter Heerschaaren verleihen.

Solche erfahrene Leute zu gewinnen giebt es nur ein Mittel, das aber sicher und einfach ist: nämlich das französische System der Anwerbung solcher Soldaten, die ihre Zeit ausgedient haben. Der französischen Armee wird Niemand eine hohe Stufe der Reife absprechen, obgleich der Soldat dort in Friedenszeiten nicht länger als drei, vier Jahre in den Reihen gehalten wird; ungeachtet einer solchen Kürze der activen Dienstzeit verleiht diese Einrichtung, die Soldaten auf eine zweite Frist anzuwerben, dennoch den französischen Truppen den unzweifelhaften Charakter alter Schaaren und stellt diese Armee auf eine so hohe Stufe. Preussen besitzt diese Ressource nicht, seine bewaffnete Macht verschlingt die ganze waffenfähige Bevölkerung; Veteranen giebt es da nicht. In einem Staat jedoch, welcher nicht genöthigt ist seine Mittel in so hohem Grade anzustrengen, sondern bei der Organisirung seiner Bewaffnung einen weiteren Spielraum hat, muss das Anwerben von Soldaten zu einer zweiten Dienstzeit, wodurch Alles, was einer jungen Truppe in sittlicher Hinsicht abgeht, ergänzt wird, zu einer der allerwesentlichsten Grundlagen der Militairorganisation werden. Diese Einrichtung ist in Frankreich angenommen worden, wo das Verhältniss der bewaffneten Macht zur Bevölkerung $1/_{43}$ ausmacht; bei uns, wo dieses Verhältniss niemals $1/_{80}$ übersteigen wird, ist hierzu noch viel mehr Spielraum vorhanden.

Bei uns ist freilich bis jetzt, bei einer fünfzehnjährigen Dienstzeit, das Anwerben von Soldaten auf eine zweite Frist noch nicht nothwendig, obschon es in jedem Fall vortheilhaft wäre, den Rekruten durch einen ausgebildeten, erprobten und vom Geist seines Berufs durchdrungenen Menschen zu ersetzen, vorausgesetzt, dass ein solcher Tausch nichts kostet; vollständig unumgänglich ist es dagegen schon gegenwärtig Unterofficiere und Gefreite anzuwerben; welches auch der Termin für den activen Dienst sein mag, gleichviel ob $3^1/_2$ oder 9 Jahre, so sind doch, sobald der terminlose Urlaub bei den Truppen eingeführt worden und der Soldat

nicht mehr sein ganzes Leben lang in der Fronte steht, jedenfalls Massnahmen nothwendig, um Unterofficiere und Gefreite in den Reihen zurückzubehalten. In der kaukasischen Armee weiss man sehr wohl, wie das plötzliche, nach Beendigung des Krieges angeordnete Entlassen der 15 Jahre gedient habenden Untermilitairs die Regimenter demoralisirt hat; Alles, was die Seele des Regiments, die innere Basis desselben repräsentirte, ging mit einem Mal ab; viele Regimenter sind jetzt gar nicht wiederzuerkennen. Diese Massregel war indess von der Gerechtigkeit gefordert; man kann Keinem deshalb allein sein Recht verweigern, weil er in seinem Beruf tüchtig und daher nützlich ist. Hätten damals bei uns legale Massregeln existirt, um die fürs Heer erforderlichen Leute zum freiwilligen Dienst heranzuziehen, so hätten nicht nur die 15jährigen, sondern sogar auch alle 8jährigen entlassen werden können ohne irgend welche destructive Folgen für die Regimenter. Die Gemeinen in der Infanterie sind wie die Haare auf dem Kopf, man kann sie immer wieder von Neuem wachsen lassen; Unterofficiere und Gefreite dagegen repräsentiren im Organismus diejenige Quelle des Lebens, ohne welche man die Haare nur aufkleben, aber nicht wachsen lassen kann.

Die Completirung der Reihen durch alte Soldaten ist nicht allein eine wesentliche Bedingung für die Qualität der Truppen, sondern sie dient gleichzeitig auch dazu, um die Armee von den gegenwärtigen freiwillig Angemietheten zu befreien, und um jedem Bürger, welcher die Mittel dazu besitzt, die Möglichkeit des Loskaufs zu gewähren. Dass die gegenwärtigen Angemietheten im Heere nicht zu dulden sind, darin stimmen Alle überein. Wer es nur jemals gesehen hat, auf welche Weise bei uns die Freiwilligen gestellt werden, kann sich darüber nicht wundern. Als Freiwillige treten ohne Ausnahme nur total verkommene Leute ein. In den letzten Monaten vor dem Eintritt in den Dienst pflegen diese Leute, indem sie über den Beutel und die Familie des Anmiethers fast unbegrenzt disponiren, die unsinnigsten Orgien zu feiern, wodurch auch das Letzte noch an ihnen demoralisirt wird. Kein Wunder dann, wenn aus ihnen keine Vertheidiger des Vaterlandes werden, sondern Sträflinge der Arrestanten-Compagnien, welche sich hauptsächlich aus ihnen rekrutiren. Der Anmiethende aber wird dadurch immer in seinen Vermögensumständen derangirt, häufig auch vollkommen zu Grunde gerichtet. In diese

8*

Verhältnisse muss eine gesetzliche Ordnung gebracht werden, damit sich jeder Bürger von dem obligatorischen Kriegsdienst ohne Schwierigkeit loskaufen kann, indem er eine bestimmte Summe zur Rekrutenkasse zahlt. Der absolut obligatorische Kriegsdienst kann wohl in Preussen einen Sinn haben, aber nicht bei uns, wo selbst bei der grössten Kraftentfaltung das Verhältniss der Dienenden zu der Bevölkerung niemals grösser sein wird als 1 zu 80. Die Errichtung einer Staats-Rekrutenkasse ist in jeder Hinsicht, sowohl für die Armee, als auch für die Gesellschaft, nothwendig geworden. Der gemeine Russe scheut nicht die Arbeit, die im Dienst ohnehin wohl geringer ist als die freie Arbeit; ihm ist aber der Preis, den er für die Arbeit erhält, wichtig. Steht ihm die Wahl frei, so wird er nicht darauf eingehen für den Dienst weniger zu nehmen, als er bei einer anderen Beschäftigung bekommen kann. Der aus dem Dienst geschiedene Unterofficier kann sich für ungefähr 8 Rubel, der Soldat für 5 Rubel monatlich verdingen; für denselben Preis, sogar für 6 und 4 Rubel, würden sie gewiss gern im Dienst bleiben und sich des Rechts auszutreten nicht bedienen. Durch die Verwandlung unserer Armee aus einer leibeigenen in eine freie ist es ohnehin nothwendig geworden die Dienststellung und die Emolumente der Unterofficiere zu verbessern; hierin stimmen Alle überein*); für eine zweite Dienstzeit oder auch nur, je nach den Kräften, für die Hälfte derselben, könnten sie für den Preis der Rekrutenquittungen**),

---

*) Diesem schreienden Bedürfniss muss jedenfalls, gleichviel aus welchen Mitteln, abgeholfen werden. Es wäre selbst sogar vortheilhafter die Stärke der einzelnen Truppentheile zu vermindern und das Ersparniss zu einer Vergrösserung des Gehalts der Unterofficiere zu verwenden. Wer könnte daran zweifeln, dass ein Bataillon von 900 Bajonetten mit tüchtigen Unterofficieren eine weit grössere Kraft repräsentirt, als ein Bataillon von 1000 Bajonetten mit schlechten. Fürs Erste wird man wahrscheinlich noch mehrere Jahre Unterofficiere und Gefreite für eine geringere Gage, als oben angegeben worden, im Dienst behalten können, denn mit der Aussicht auf ein Kapital von 500 Rubeln (d. i. der Preis einer Rekrutenquittung, welcher für eine abermalige Dienstzeit ausgezahlt werden müsste) würden sie dem terminlosen Urlaub, an dessen Stelle ein mehrmaliger kurzer Urlaub treten könnte, entsagen (Unterofficiere würden für ein jährliches Gehalt von 60 Rubel, Gefreite für 40 Rubel im Dienst zu behalten sein).

**) Rekrutenquittung heisst der Loskaufsschein eines Dienstpflich-

welcher gegenwärtig 500 Rubel beträgt, angeworben werden, indem die Renten dieser Summe, zur Erleichterung der Staatsausgaben, ihnen als Gehalt ausgekehrt werden, das Kapital aber als Pension bei der Verabschiedung verwandt wird. Sind erst unsere höheren Untermilitairs genügend salarirt, solange sie dienen, und für das Alter sicher gestellt, so werden sie ihr ganzes Leben dem Dienst weihen und eine Quelle des militairischen Geistes für die ganze Armee werden. Bei einer Verkürzung der Dienstzeit wird die Nothwendigkeit dieser Massregel noch bei weitem mehr fühlbar werden.

Bei einem Truppentheil, welcher auf ein Drittel seiner ganzen Stärke reducirt worden, wird es nicht nöthig sein die volle Anzahl solcher älteren Leute im Dienst zu conserviren. Der terminlose Urlaub kann für diejenigen, welche es wünschen, durch mehrmaligen Jahresurlaub ersetzt werden, etwa immer für das dritte Jahr nach zwei Dienstjahren. Dabei würde noch der Vortheil sein, dass die Armee von solchen Elementen befreit werden würde, aus denen, wegen Unzuverlässigkeit oder Untauglichkeit, selten tüchtige Soldaten werden; so z. B. von den Polen, von den Juden u. dgl., welche sich massenhaft loszukaufen anfangen würden, sobald ihnen die Möglichkeit eines nicht gar zu beschwerlichen Loskaufs geboten wird; sie würden dadurch dieselbe Staatssteuer leisten, nur in anderer Gestalt. Sobald ein solcher Modus des Loskaufs und der Anwerbung alter Soldaten, gleichzeitig mit der Gründung einer allgemeinen Rekrutenkasse und mit dem unbedingten Verbot, beliebig angemiethete Freiwillige anstatt seiner stellen zu dürfen, zum Gesetz geworden, so werden auch ohne allen Zweifel das Angebot und die Nachfrage von beiden Seiten ausgedehnte Dimensionen annehmen; weder an Freiwilligen zur Uebernahme einer abermaligen Dienstzeit, noch an den Mitteln sie heranzuziehen würde Mangel sein.

Sind die Dinge einmal derart geordnet, so muss das Anwerben von solchen Leuten, die ihre Zeit ausgedient haben, für eine

---

tigen, welcher von demselben, gegenwärtig für 500 Rubel, unter gewissen Voraussetzungen erworben werden kann. Die Höhe dieser Summe wird vor einer jeden Rekrutirung von der Staatsregierung festgesetzt. Statt der Erlegung dieser Summe ist es gegenwärtig aber auch sämmtlichen Dienstpflichtigen gestattet, angeworbene Stellvertreter zu stellen, von denen oben die Rede gewesen. Anm. d. Uebers.

abermalige Dienstzeit in den allergrössten Dimensionen erfolgen. Der Verkauf von Rekruten-Abrechnungs-Quittungen muss dann zu einem bestimmten Preise in sämmtlichen Rentkammern eröffnet, das Recht aber sich loszukaufen ohne Ausnahme allen Personen und Ständen gewährt werden, damit sich desselben nicht nur der Einzelne, sondern auch Stadt- und Landgemeinden in ihrer Gesammtheit, wenn sie es wünschen, bedienen könnten. Ausser einzelnen Familien würden sich nämlich auch ganze Klassen von Leuten finden, welche sich in ausgedehntester Weise dieses Rechts bedienen würden, wie z. B. die Juden. Im zweiten Jahre wird man schon mit genügender Genauigkeit zu erkennen vermögen, welche Dimensionen der Loskauf vom Militairdienst annimmt, und danach die Quantität, in welcher ausgediente Soldaten wieder anzuwerben sind, bestimmen können. Bei einer solchen Einrichtung würde die Rekrutirung auch auf alle Grenzgebiete des Reichs und auf die eine Ausnahmestellung einnehmenden Bevölkerungsgruppen ausgedehnt werden können, als da sind: die muhamedanischen Gebiete (mit Ausnahme der Bergvölker, welche unter einer Militairverwaltung stehen), Bessarabien, die ausländischen Kolonisten u. a. Wenn mehr oder weniger begründete politische Bedenken veranlassen könnten in einigen Gegenden von einer Rekrutenaushebung in natura abzusehen, so werden solche Bedenken gegenstandslos, sobald jedem Einzelnen und jedem Stande die Möglichkeit geboten ist für einen mässigen Preis Rekrutenquittungen zu kaufen. Die einigen fremden Stämmen verliehene Befreiung von der Leistung der Militairpflicht in natura mag wohl ihre Gründe gehabt haben*); die Liberirung jedoch von einer Geldsteuer, welche auch von dem herrschenden Volk getragen wird, muss jeder Begründung entbehren.

Ueber die taktische und administrative Eintheilung des Heeres ist nicht viel zu sagen; sie ist beinahe in ganz Europa dieselbe. Nur Eins könnte man bemerken. Es wäre wünschenswerth, dass bei uns ein dreizehntes Schützenbataillon, wie ein solches bei einigen Divisionen existirt, bei allen formirt werden

---

*) Sämmtliche ausländische Kolonisten beinahe sind bis jetzt von der Rekrutirung befreit gewesen, wogegen von der russischen nationalen Presse in den letzten Jahren heftig geeifert worden ist.

Anm. d. Uebers.

würde. Die Regiments-Schützencompagnien decken die Fronte ihrer Abtheilungen: hierzu genügen sie vollkommen, selbst bei dem andauerndsten Kampf. Im Kriege kommen jedoch fortwährend Fälle vor, in denen speciell Scharfschützen allein zur Besetzung eines besonders coupirten Terrains nöthig sind. Ein Infanteriebataillon bietet bei der Vertheidigung eines solchen Terrains nicht die genügende Anzahl Schützen, da deren nur 160 auf 1000 Mann nach dem Etat kommen; die Schützencompagnien aus der Reserve dorthin schicken, hiesse ein Bataillon, welches vielleicht noch einen heissen Kampf zu bestehen haben könnte, vorher seiner Scharfschützen berauben; ein Schützenbataillon aus einer andern Division heranziehen, hiesse Verwirrung in das Commando bringen: der Corpscommandeur soll sich nicht mit den einzelnen Truppeneinheiten befassen. Zu solchen so häufig durch die Umstände gebotenen Zwecken ist bei jeder Division ein besonderes Schützenbataillon erforderlich. Ausserdem bleiben beim gewöhnlichen Gang des Krieges mehr Schützen auf dem Schlachtfeld, als Leute der Liniencompagnien, und es ist sehr schwer sie zu ersetzen, da die letzteren das Schiessen auf weite Distancen nicht lernen. Die Errichtung je eines Schützenbataillons bei jeder Division würde das Zahlenverhältniss der Scharfschützen zu der Masse der Linieninfanterie von einem Fünftel auf ein Viertel bringen, was schon an und für sich höchst wichtig ist.

Fünftes Capitel.

Die Stärke der Infanterie und die Landes-Militair-organisation.

Nimmt man eine fünfjährige Frist für den activen Dienst unter den Fahnen, wenn die ganze obligatorische Dienstzeit 15 Jahre ist, als normalen Termin für sämmtliche Theile der Infanterie an, so würden 15 Jahrgänge, ein jeder zu 80 Rekruten, zusammen 1200 Mann für ein Bataillon ergeben; nach Abzug des natürlichen Abgangs von 2 Proc. jährlich würde diese Gesammtsumme jedoch nur gegen 1000 Mann betragen. Ein Bataillon auf dem Cadrefuss würde aus den fünf jüngsten Jahrgängen, also aus 400 Mann, bestehen; der allerjüngste Jahrgang, die 80 Mann Rekruten, würde sich im ersten Jahr im Reservebataillon und unterwegs befinden; die Stärke des Cadrebataillons würde somit ebenso gross sein als gegenwärtig und 320 Mann oder vielmehr, nach Abzug des Manquements, 300 Mann betragen.

Nach der zuletzt veröffentlichten Uebersicht (für das Jahr 1865) betrug die Stärke unserer ganzen Infanterie 626,000 Mann, darunter die active Infanterie mit 466,000 Mann.

Wird unsere Armee auf 60 Infanteriedivisionen gebracht, so würde die Stärke der gesammten Infanterie zusammen mit den lokalen Truppen im europäischen Russland in Friedenszeiten folgende sein können:

3 Gardedivisionen auf dem Friedensfuss wie gegenwärtig	14,000	Mann,
4 Divisionen an der westlichen Grenze und 4 im Kaukasus auf dem Kriegsfuss . . .	104,000	-
49 Divisionen im Cadrebestand	255,000	-
Reserve-Infanterie	41,000	-
Gensdarmen	30,000	-
Zusammen	444,000	Mann.

Rechnet man noch 40,000 Mann auf die östliche Grenze (Sibirien, Orenburg, Turkestan), so würden es immer 142,000 weniger als gegenwärtig sein. Bei einer solchen Reduction im Frieden würde unsere active Infanterie beim Uebergang auf den Kriegsfuss 768,000 Bajonette (nach den Etatlisten) anstatt der gegenwärtigen 580,000 aufstellen.

Die Verminderung der Stärke der beständig unterhaltenen Truppen um 140,000 Mann repräsentirt, wenn man die Kosten für einen Soldaten mit 50 Rubeln berechnet, ein Ersparniss von 7 Millionen.

Für die Volksmiliz sind $2\frac{1}{2}$ Millionen erforderlich. Nimmt man ferner an, dass die 30,000 Gensdarmen noch ein Mal soviel kosten werden als die Infanterie, so würde das eine Mehrausgabe von $1\frac{1}{2}$ Millionen repräsentiren. Zehn neue Divisionsstäbe (die kaukasischen Linienbataillone haben bereits ihre eigene Verwaltung) und die neuformirten Artilleriebrigaden werden auf dem Friedensfuss jährlich ungefähr $1\frac{1}{2}$ Millionen zu stehen kommen. Somit würde noch ein Ersparniss von $1\frac{1}{2}$ Millionen zur Bestreitung der allerdringendsten Erfordernisse übrigbleiben.

Wenn 480,000 Mann Volksmiliz auf einen Monat der productiven Arbeit entzogen werden, was aufs Jahr vertheilt je 40,000 Mann ausmacht, so würden 140,000 terminlose Urlauber als unnöthig zu Hause bleiben können; ungeachtet dessen, dass die Volksmiliz einberufen wird, würde sich somit die Zahl derer, welche der Arbeit entzogen werden, jährlich um 100,000 Mann vermindern.

Hierbei ziehen wir gar nicht einmal in Rechnung die vielen sehr erheblichen Ersparnisse, welche sich ganz von selbst ergeben werden, sobald nur die Volksmiliz bei uns ein Staatsinstitut geworden; da indess die militairischen Rechenschaften bei uns noch nicht mit der Ausführlichkeit abgefasst werden, dass man für jeden einzelnen Posten genau die Ausgaben zu erkennen vermöchte, so würden wir nur sehr zweifelhafte Zahlen aufstellen können. Wir können aber wenigstens auf zwei Hauptquellen der Ersparnisse, welche sich bei einer solchen Ordnung der Dinge zu ergeben nicht ermangeln werden, hinweisen.

Es ist klar, dass die Anzahl der gegenwärtig zur Armee gehörigen Nichtcombattanten durch die Einführung der Volksmiliz erheblich zu vermindern sein würde. Repartirt man nun auf jedes

Volksmiliz-Bataillon (druschina) die nach der Berechnung erforderliche Anzahl der Nichtcombattanten, so wird die ganze Masse derselben beim Uebergang auf den Kriegsfuss vorhanden sein. Dass der gemeine Russe, wenn er einmal den Uniformsrock trägt und den Säbel an der Seite hat, sich ebenso ausser der Fronte wie in derselben als Militionair betrachten wird, unterliegt keinem Zweifel. Mit solchen Leuten, die nicht ausgebildet und daher auch nicht jährlich einberufen zu werden brauchen, wird man ersetzen können: 1) die Hospital-, Proviant- und Commissariats-Commandos (bei der im Kriege erforderlichen enormen Anzahl der ersteren ist es unmöglich dieselben ausschliesslich aus geübtem Personal zu bilden, und es genügt, wenn nur die höhere Lazarethbedienung ausgebildet ist); 2) die Arbeitskräfte der Artilleriegarnisonen in den Festungen; 3) das Fuhrwesen bei den Regimentern; 4) sämmtliche Fuhrknechte (allein schon die Artillerieparks erfordern eine beträchtliche Anzahl solcher Leute; werden die Munitionskarren zu vierräderigen umgeändert, so wird ein jeder Bauerjunge Karrenfahrer sein können); 5) die Officiersbedienung. Hat man nur für Kriegszeiten die volle Anzahl von Nichtcombattanten in Bereitschaft, so wird man sie in Friedenszeiten gar nicht bei den Regimentern zu halten brauchen; zur Erfüllung der nothwendigen Obliegenheiten ausser der Fronte könnten dann die Leute aus der Fronte der Reihe nach verwandt werden, jedoch durchaus nur eben abwechselnd, damit der Soldat nicht auf lange Zeit von seinem speciellen Beruf abgezogen werde.

Ist die Stärke der Mannschaft auf ein Drittel reducirt, so ist es auch hinsichtlich des Dienstes nicht nöthig die volle Anzahl von Officieren zu conserviren. Hierbei müssen jedoch zwei Momente im Auge behalten werden: 1) der Officier, welcher sich der Regierung freiwillig zur Disposition gestellt hat, muss trotz aller etwaigen Etatverminderungen vor allen Zufälligkeiten sicher gestellt sein. Verlangt man von einem Menschen, dass er sich für ein besonderes Fach, welches für die Gesammtheit nothwendig ist, ihn jedoch von jedem Wissen anderer Art abzieht, ausbilde, so kann man ihm, solange er seinen Beruf würdig erfüllt, nicht sagen: du bist nicht mehr nöthig. Ein solches gewaltsames Entlassen von Officieren kann die Armee sittlich todt machen. Es verlohnt der Verfahrungsweise der französischen Regierung im

Jahre 1865 seine Aufmerksamkeit zu schenken: als die Stärke der Compagnien und somit auch die Anzahl der Officiere in der französischen Armee vermindert wurde, so wurde doch kein Einziger seinem Schicksal überlassen, sondern für die Zukunft eines Jeden Sorge getragen. 2) Wenn genügend ausgebildete und terminlos entlassene Soldaten auch selbst nach einem langdauernden Urlaub vollkommen befriedigend sein können, so lässt sich doch von Officieren nicht dasselbe sagen: die Letzteren müssen weit mehr verstehen, sie müssen die Fortentwickelung der Taktik hinsichtlich ihrer Specialwaffe verfolgen; und daher wird es häufig vorkommen, dass ein nach langem Urlaub wieder zurückkehrender Officier viel vergessen haben und arg zurückgeblieben sein wird. Der terminlose Urlaub taugt nichts für Officiere, kann aber durch wiederholten kurzen Urlaub ersetzt werden. Um nicht unnütz bei einer auf den Cadrefuss reducirten Abtheilung die Officiere vollzählig zu erhalten, ist es am besten dem dritten Theil der vorhandenen Officiere das Recht auf einen Jahresurlaub mit halber Gage, welcher von den Dienstjahren nicht in Abzug gebracht wird, zu gewähren. Eine solche Einrichtung würde eine erhebliche Wohlthat für die höheren Stände und überhaupt für Solche, die etwas Vermögen besitzen, sein. Die Richtigkeit einer solchen Massregel kann sich erst in der Praxis ergeben; höchst wahrscheinlich aber wird sich eine beträchtliche Anzahl Liebhaber finden; erreicht dieselbe die bezeichnete Grenze, so werden sich die Kosten für die Unterhaltung der Officiere im Frieden um ein Sechstel vermindern. Solche beurlaubte Officiere können ausserdem, wenn sie für drei Wochen von ihren Wohnorten zum Centrum des Militairbezirks einberufen werden, ebenfalls als ein wichtiges Hilfsmittel zur Ausbildung der Volksmiliz dienen.

Stellt man die Armee auf eine neue Basis, da sie anders niemals im Stande sein würde mit europäischen Streitkräften zu rivalisiren, so wird man in vielen Beziehungen nicht nur das Alte umzugestalten, sondern sich auch gänzlich davon loszusagen haben. Nicht nur erst im Fall einer weiteren Verkürzung der Dienstzeiten, sondern schon jetzt, in diesem Augenblick, steht in unseren militairischen Einrichtungen Vieles im directen Widerspruch mit den heutigen, sowohl vom Gesetz als auch einstimmig von der Meinung der Militairs anerkannten Anforderungen. Hierher gehört namentlich das noch bis auf den heutigen Tag in der Armee

existirende Regiments-Oekonomiewesen. Dasselbe besteht darin, dass, da für einige Gegenstände zu kleine, für andere zu grosse Geldmittel verabfolgt werden, es dem Commandeur der Abtheilung überlassen ist in gewisser Hinsicht der Pächter derselben zu sein, die Verpflegung derselben zu übernehmen und mit Benutzung der Arbeit der Soldaten, wie er es eben versteht, seine Rechnung so zu machen, dass die Einnahme die Ausgaben deckt. Eine solche Ordnung der Dinge repräsentirt die Fortdauer der alten Zeit, da der Soldat noch ein Leibeigener des Staats war und sein ganzes Leben lang diente. Damals erschien das ganz natürlich; bei einem fünfundzwanzigjährigen Soldatendienst war eben Vieles möglich, was jetzt schon Schwierigkeiten macht, mit der allendlichen Abkürzung der Dienstzeit aber unmöglich werden wird. Im Laufe von fünfundzwanzig Jahren hatte der Soldat Zeit genug jedes beliebige Handwerk zum Vortheil des Staats zu erlernen und konnte zu gleicher Zeit auch noch im Dienst gründlich Bescheid wissen; hätte man ihm anstatt der strammen Haltung damals das Zielschiessen gelehrt, so hätte er ebensowohl ein guter Schuhmacher als ein vortrefflicher Schütze werden können. Gegenwärtig aber, wo man eine weit grössere Macht ins Feld stellen und deshalb die activen Truppentheile in Cadres verwandeln muss, durch welche die Mannschaften nur hindurchgehen, wo diese Leute in einer relativ kurzen Frist nicht nur gründlich das Militairwesen erlernen, sondern auch von dem Geist desselben durchdrungen werden sollen, um bei der Einberufung zum Kriege wieder als echte Soldaten in die Reihen treten zu können, — gegenwärtig können sie bereits nicht mehr zu gleicher Zeit Krieger und Regimentshandwerker, Scharfschützen und Schneider sein. Ausserdem zeichnet sich diese Art Regimentsökonomie noch durch eine Menge schädlicher Folgen aus. Sie ist die Veranlassung dazu, dass die Präsenzzahl einer Abtheilung, ausser an den Inspectionstagen, beinahe niemals zu constatiren ist: wo die Fehlenden stecken, mögen die Götter wissen; dass die Soldaten im Allgemeinen, mit Ausnahme der Schützencompagnien, äusserst mangelhaft ausgebildet sind; dass ihnen das Bewusstsein ihres rein militairischen Berufs abhanden kommt und sie sich nur an gewissen Tagen und zu bestimmten Stunden unter Anderem auch als Soldaten betrachten. Bei der Verificirung des Effectivbestandes in den einzelnen Abtheilungen habe ich Gelegenheit gehabt mich aus eigener Er-

fahrung davon zu überzeugen, dass, wenn eine vollzählige Compagnie, welche als anwesend aufgegeben und auch in der That vorhanden war, plötzlich aus der Kaserne gerufen wurde, bisweilen kaum zehn Mann zu Hause anzutreffen waren. Diese Leute fehlen gar nicht, am Abend kann man sie alle in Reih und Glied stellen; sie sind nur mit irgend welchen wirthschaftlichen Verrichtungen ausserhalb der Kaserne beschäftigt. Das heisst jedoch, dass an dem Tage nur zehn Mann zum Exercitium erscheinen konnten; währt eine solche Wirthschaft das ganze Jahr hindurch, so kommt jeder Soldat im Laufe von 12 Monaten circa 20 Mal dazu das Exercitium mitzumachen; dabei würde freilich nicht nur ein fünfjähriger, sondern selbst ein zehnjähriger Termin zur Ausbildung nicht genügend erscheinen. Ich habe natürlich den grellsten Fall angeführt, aber nichts desto weniger ist es klar, in welchem Grade diese Art Oekonomiewesen, namentlich in vielen an den Grenzen stehenden Regimentern, wo dasselbe sich besonders entwickelt hat, die Leute von ihrem directen Beruf abzieht. Etwa im Jahre 1842 wurde von den französischen Kammern bestimmt, dass der Soldat zu gar keiner obligatorischen Arbeit verwandt werden dürfe, ausser zu einer durch Kriegserfordernisse bedingten, und zwar auch dann nur, wenn der Truppentheil auf den Kriegsfuss gebracht worden ist. Diese Entscheidung beweist die übrigens auch ohnehin bekannte Thatsache, dass die Bedeutung des Militairwesens in Frankreich von Allen begriffen wird. Gegen die vollständige Abschaffung eines solchen Oekonomiewesens wird bei uns häufig als Argument angeführt, dass die Industrie bei uns noch nicht genug entwickelt ist, dass es bisweilen schwierig sein würde den Bedürfnissen der Truppen vermittelst Lieferungen zu entsprechen. In der Wirklichkeit ist es mir aber noch nirgend, selbst nicht an den Grenzen, passirt auf solche Schwierigkeiten zu stossen. Ich habe dagegen immer bemerkt, dass der Soldat einer imaginären Billigkeit wegen zum Arbeiten gebraucht wurde, indem man meinte, dass es vortheilhaft sei, da derselbe schon ohnehin vom Staat unterhalten werde, durch seine Hände das für 5 Rubel herzustellen, was sonst 10 gekostet hätte; es lief darauf hinaus, dass der Soldat, dessen Erhaltung jährlich 50 Rubel, nach der Gesammtsumme des Kriegsbudgets sogar 150 Rubel zu stehen kommt, seiner Familie entrissen werde und dem Staat soviel Geld kosten sollte, nicht sowohl um ein Krieger

zu werden (denn er lebte nicht als solcher), sondern vielmehr deshalb, damit eine Oekonomie von 5 Rubeln gemacht werden könne. Wäre es dann nicht besser, den Menschen ruhig in seiner Heimath zu lassen und für seine Erhaltung nicht unnütz 50 Rubel auszugeben, sondern das Nöthige für 10 Rubel anzuschaffen und den Rest von 40 Rubeln zu ersparen? Dieses Beispiel ist durchaus kein Scherz. Der ganze Werth der Soldatenarbeit steht entschieden immer in diesem Verhältniss zu dem, was der einzelne Mann dem Staat kostet. Die Vertheidiger der Regimentsökonomie (deren es gegenwärtig übrigens nicht mehr viele giebt) legen darauf Gewicht, dass ein solcher arbeitende Soldat doch immerhin sich in der Präsenz befindet und, sobald es erforderlich ist, in die Reihe treten kann. Ist jedoch zur Ausbildung des Soldaten ein gewisser Termin erforderlich, so muss zu diesem Termin doch noch die ganze Zeit, in der er arbeitet und nicht lernt, hinzugerechnet werden, eine Zeit, während welcher ihn der Staat mit jener vortheilhaften ökonomischen Berechnung, wie das oben gezeigt worden, unterhält. Sobald diese Art Oekonomiewesen existirt, so erfolgt entschieden eins von beiden: entweder wird der Soldat der Arbeit wegen unnütz lang in den Reihen gehalten, oder aber er wird ungenügend ausgebildet nach Hause entlassen (weshalb es denn auch so schwer ist sich mit den Vertheidigern der gegenwärtigen Dienstzeiten zu verständigen; wenn sie behaupten, dass man in einem kürzeren Termin den Soldaten nicht ausbilden könne, so meinen sie dabei eben nicht nur den Soldaten, sondern auch — den Sattler).

Nimmt man das Oekonomiewesen dem Abtheilungscommandeur ab, um es in die Hände eines Comités zu legen, so ist das nur eine sehr unbedeutende Veränderung. Das Uebel rührt bei uns nicht von dem Wirth her, sondern von der Wirthschaft. Wenn wir überhaupt eine wahrhaft kriegstüchtige Armee mit relativ kurzen Dienstzeiten haben wollen, so müssen unbedingt selbst die Spuren eines solchen Oekonomiewesens ausgerottet werden, und zwar nicht nur die Holzsäger und Kohlenbrenner, welche bis zur Stunde in einigen Regimentern existiren, sondern auch sämmtliche Schneider, Schuster, Sattler u. dgl. m.; das Heer muss, wie in allen anderen Ländern, vermittelst Lieferungen ernährt, gekleidet und mit allem Nöthigen versehen werden. Liesse es sich gar nicht anders machen, so wäre es wenigstens unvergleichlich vor-

theilhafter alle gegenwärtigen Regimentshandwerker aus der vollen Stärke auszuscheiden und die Gelder, welche für sie ausgegeben werden, zu den Unterhaltssummen des Regiments hinzuzufügen. Im Heer ist die ökonomische Arbeit nicht an und für sich schädlich; sie würde, mässig betrieben, bei der gegenwärtigen und selbst bei einer fünfjährigen Dienstzeit, den Soldaten nicht hindern sich mit dem Militairischen wie erforderlich zu beschäftigen; aber im Princip darf sie nicht geduldet werden. Sobald die Arbeit gestattet ist, nimmt sie unbemerkt Dimensionen an, die auf ihr richtiges Mass zurückzuführen dann unmöglich ist.

Bei der dargestellten Organisation der Armee würden von 768,000 Mann activer Infanterie (mit Ausnahme der Ingenieurtruppen) in Friedenszeiten 373,000 sich im Dienst befinden und gegen 400,000 (395,000), also etwas mehr als die Hälfte, zu Hause in der Heimath sein; diese letztere Zahl würde sich noch vergrössern, sobald es die Umstände gestatten die Zahl der auf dem Kriegsfuss befindlichen Divisionen zu vermindern.*) Rechnet man nun noch eine Volksmiliz von 480,000 Mann dazu, so ergiebt sich, dass von den 1,248,000 Bajonetten, welche Russland gegen den Feind aufstellen kann, 875,000, also $^7/_{10}$, in der Heimath verbleiben würden. Unter solchen Verhältnissen ist die Sorge um die in die Heimath entlassenen Leute offenbar ebenso wichtig, wie die Sorge um die Truppentheile selbst; der hauptsächlichste Theil der Armee würde im Frieden nicht unter den Fahnen, sondern in der Heimath, in seinen Rekrutenbezirken leben; von der lokalen Militairverwaltung dieser Bezirke würde daher keine geringe Sorgfalt zu verlangen sein. Die Dienstlisten der terminlosen Urlauber und der Volksmiliz werden nicht nur in vollständiger Ordnung gehalten, sondern beständig verificirt und ergänzt werden müssen; jährlich wird man die Mannschaft der Volksmiliz zu sichten, jedem Einzelnen seinen Platz zuzuweisen, die für die Fronte bestimmten von den Nichtcombattanten zu scheiden und endlich sie jährlich zu schulen haben.

Die Completirung sämmtlicher Abtheilungen, der Ingenieur-, Artillerie- und überhaupt aller auch im Frieden nöthigen Com-

*) Die drei Gardedivisionen habe ich nicht besonders aufgezählt, sondern sie in der Gesammtzahl der 60 activen Divisionen mit einbegriffen.

mandos muss durch die Anzahl Rekruten, welche vom Regimentsbezirk aufzubringen sind, geschehen. Die Einrichtung solcher Bezirke kann nur auf solche Theile des Reichs ausgedehnt werden, welche hinsichtlich des in den Massen herrschenden Geistes (unbekümmert um die etwaigen adeligen Stände) vollkommen zuverlässig sind und aus denen man ungefährdet eine Volksmiliz einberufen kann; die Bevölkerung dieser Gebiete haben wir auf annähernd 64 Millionen berechnet. Die Rekruten aus den unzuverlässigen, nicht in Bezirke getheilten Gegenden müssen je nach dem Verhältniss der verschiedenen Manquements an die einzelnen Regimenter vertheilt werden. Die unserem Vaterland nöthige Macht haben wir auf 240 Infanterieregimenter (ausser den Schützenbataillonen) und auf 480 Milizbataillone berechnet. Auf diese Weise würden je zwei Milizbataillone auf jeden Regiments-Rekrutenbezirk kommen und die Bevölkerung desselben würde etwa 266 bis 267,000 Seelen beiderlei Geschlechts, also je zwei, drei oder vier Kreise eines Gouvernements umfassen. 64 Millionen von der Bevölkerung Russlands (mit Ausnahme Finnlands, des Königreichs Polen, des Kaukasus, der Kosakenheere und der Nomadenvölker) würden sich somit in 240 Regiments-Rekrutenbezirke theilen. Jeder Bezirk würde jährlich an Rekruten zu stellen haben:

Für das Regiment von drei Bataillonen	240	Mann,
Für das Schützenbataillon	20	-
Für die übrigen Truppentheile, gemäss dem Verhältniss der Stärke der verschiedenen anderen Waffengattungen, nach der Uebersicht aus dem Jahre 1864 (mit Ausnahme der Cavallerie) .	80	-
Zusammen	340	Mann.

Das jährlich zu stellende Contingent zur Miliz .	680	Mann.
Die zu diesem Contingent ergänzend hinzukommende Zahl von Nichtcombattanten, als Fuhrknechte, Officiersbedienung, Arbeitskräfte verschiedener Ressorts, als Mannschaft der Hospital- und anderen Commandos, und überhaupt als Nichtcombattanten jeder Kategorie, die Gesammtzahl derselben, mit Ausnahme der auch in Friedenszeiten unterhaltenen, auf 80,000 Mann veranschlagt	110	-
Zusammen	790	Mann.

Zur Vermeidung unnützer Complicirtheit haben wir nicht bei jeder Klasse das entsprechende Procent Rekruten in Abzug gebracht, welches auf die Grenzgebiete, die nicht in solche lokale Rekrutenbezirke eingetheilt werden können, entfällt. Dieses Procent beträgt annähernd $^1/_{13}$, und als das jährliche Rekrutencontingent eines jeden Bezirks ist daher nur 315 zu rechnen.

Von 133,000 männlichen Einwohnern, sämmtliche Schichten der Gesellschaft mitgerechnet, würden also jährlich einzuberufen sein 315 Rekruten, d. i. $2^2/_5$ von je 1000 Einwohnern, und für die Milizmannschaft, die in Friedenszeiten vollständig frei über sich disponirt, beinahe 6 von 1000. Auf jeden Bezirk kämen dann 4850 Soldaten (etwas weniger als 28 auf 1000 männliche Einwohner), von denen beinahe die Hälfte gar nicht in der Armee anwesend wäre (selbst wenn man annimmt, dass die Garde, 8 Infanteriedivisionen und die Truppen an der östlichen Grenze in grösserer Vollzähligkeit verbleiben), 2000 Mann activer Miliz und 330 nichtactiver. Die ganze Anzahl der Dienenden sowohl wie der der Einberufung Unterliegenden würde somit in jedem Bezirk 7180 Mann betragen, also etwas weniger als 54 von 1000 männlichen Einwohnern.

Mit der Einübung der Rekruten und der Milizmannschaft müssten die Reservetruppen betraut werden. Diese letzteren würden freilich bei der Eintheilung des Reichs in Rekrutenbezirke und bei der Einführung der Volksmiliz nicht bataillonsweise gruppirt werden können; denn Leute, die sich durch eigener Hände Arbeit den Unterhalt zu erwerben haben, dürfen nicht auf lange Zeit einberufen und der Arbeit entzogen werden. Ohnehin wird es in dünn bevölkerten Gegenden, in denen deshalb auch der Rekrutenbezirk von sehr beträchtlicher Ausdehnung sein würde, sogar sehr schwer halten, die Leute in einem Centrum zu versammeln, und man wird daher zwei Sammelplätze bestimmen müssen. Es würde übrigens nicht viele solcher Bezirke geben. Die Milizmannschaft jedoch aus dem ganzen Gouvernement, oder doch aus einem beträchtlichen Theil desselben zu dem Standort des Reservebataillons einzuberufen würde sich gewiss als unausführbar ergeben. Bei einer solchen Einrichtung müssten daher die Reservetruppen compagnieweise cantonnirt werden, je eine Compagnie in jedem Bezirk, was 240 Compagnien ergeben würde.

Die Verwaltung eines jeden Regimentsbezirks müsste in einer

Hand concentrirt sein. Die Bezirkschefs würden in diesem Fall die gegenwärtigen Gouvernements-Militair-Chefs ersetzen. Die Obliegenheiten derselben würden überaus wichtiger Art sein, denn ihnen würde, ausser allen Geschäften der letzteren, auch noch die Sortirung und Organisirung der Volksmiliz übertragen sein. Bei der gleichartigen Organisation der Regimenter aus lauter Landsleuten werden sich zwischen dem Regiment und seinem Rekrutenbezirk, nicht nur durch die terminlosen Urlauber desselben, sondern auch vermittelst der Miliz des Bezirks, die intimsten Beziehungen ergeben; die für das eine getroffenen Anordnungen werden auch auf den anderen reflectiren; die Qualität des Bezirkschefs wird auf diese Weise eine neue, gar nicht zu unterschätzende sittliche Bedeutung erhalten, von welcher bei dem Gouvernements-Militair-Chef gegenwärtig nicht die Rede ist. Zu gleicher Zeit würde dadurch die militair-administrative Decentralisation bis zu ihren natürlichen Grenzen erweitert werden. Den relativ besten Bezirkschef würde jedenfalls ein tüchtiger Stabsofficier aus dem von diesem Bezirk gebildeten Regiment abgeben, denn ein aus lauter Landsleuten formirtes Regiment würde seine besonderen Eigenthümlichkeiten haben, und wer mit diesen Leuten im Dienst einmal vertraut geworden, wird auch als Chef des Bezirks für dieselben in ihrer Heimath ein Verständniss haben.

Es ist unmöglich eine Volksmiliz zu schaffen, ohne das Land in entsprechende Militairbezirke zu theilen. Meiner innigsten Ueberzeugung nach ist es ebenfalls für die Qualität der Regimenter, welche bei der Completirung mit einer Masse neuer Leute angefüllt werden, dringend nothwendig, dass jedem Regiment ein beständiger Rekrutenbezirk zugewiesen werde. Diese beiden Erfordernisse fliessen zusammen. Auch in Friedenszeiten muss doch irgend Jemand die Leitung der Volksmiliz haben, die Listen führen, die Leute vertheilen, sie einüben; für die Miliz muss bataillonsweise (für jede Druschine) nothwendig irgend eine Verwaltung eingeführt werden. Die Unterhaltung einer solchen Verwaltung würde, abgesehen von den gegenwärtigen Gouvernements-Militair-Verwaltungen, besondere Ausgaben erfordern. Weit praktischer wäre es daher, beides in einer Hand zu vereinigen und das Land in Bezirke zu theilen, von denen ein jeder ein Infanterieregiment, zwei Druschinen (Milizbataillone) und die ganze für die übrigen Waffengattungen erforderliche verhältnissmässige

Anzahl Rekruten aufstellen würde. Werden nun die Infanterie-Reserven compagnieweise in diese Bezirke vertheilt, so würden alle Mittel zur Formirung, Montirung und Einübung der Truppen an Ort und Stelle bei der Hand sein. Dadurch, dass sie aus ein und demselben Bezirk ausgehoben werden, würde sich ein sittliches Band um Volksmiliz und Heer schlingen, ohne welches das letztere doch immer nur ein abgelöstes zusammenhangloses Stück vom Ganzen bleiben würde; die Tradition, der Geist und die zur Zeit herrschenden militairischen Anschauungen würden andererseits bei der Volksmiliz keinen Eingang finden, während dieselbe, wenn sie ebenfalls aus lauter Landsleuten, aus demselben Bezirk wie das Regiment gebildet wird und ausserdem mancherlei Elemente aus dem Regiment, wie z. B. die verabschiedeten Unterofficiere, recipirt, das Spiegelbild des Heeres bilden würde. Die Hauptschwierigkeit bei der Volksmiliz, sich nicht allein mit dem guten Willen zu begnügen, sondern derselben auch militairischen Geist einzuflössen, würde auf diese Weise im Keim beseitigt werden. Wird es erforderlich den Bestand der Regimenter zu verstärken, so würde bei einer derartigen Organisation das eine oder beide Milizbataillone des Regiments demselben beigegeben werden können, und man könnte dessen vollkommen sicher sein, dass dieselben binnen kürzester Zeit denjenigen stehenden Bataillonen, mit welchen sie vereinigt worden, in Nichts nachstehen würden; was aber keineswegs zu erwarten stände, wenn zwischen dem Regiment und den Milizbataillonen das sittliche Band fehlen würde. Allein schon diese Möglichkeit, für die active Armee vierte und fünfte Bataillone, mit der begründeten Hoffnung, dass sie von guter Qualität sein werden, schaffen zu können, verdient, dass man seine Aufmerksamkeit darauf wende.

Die 240 lokalen Verwaltungen würden freilich theurer zu stehen kommen als die gegenwärtigen Gouvernements-Militair-Verwaltungen, doch würde der Unterschied deshalb kein sehr erheblicher sein, weil diesen lokalen Verwaltungen, wegen der geringen Ausdehnung ihrer Rayons, die allerbegrenztesten Etats verliehen werden könnten. Dafür würde aber auch die Militairverwaltung factisch decentralisirt sein; jeder Chef eines solchen Regimentsbezirks würde eine vollkommen einheitliche und bestimmte Sphäre zu verwalten haben, und darin liegt die Hauptsache. Das Regiment und seine Druschinen (Milizbataillone) würden im Wesent-

lichen ein Ganzes ausmachen; in den meisten Bezirken würden nur wenige Auswärtige anzutreffen sein. Der Mensch pflegt nur dann eine Sache gründlich zu betreiben, wenn er sich ganz auf dieselbe concentriren kann; der gegenwärtige Gouvernements-Militair-Chef hat aber hunderterlei Dinge unter Händen, so dass er selbst nicht weiss, was das Wichtigste von ihnen ist. Die Stellen der Regiments-Bezirks-Chefs würden übrigens eine passende Belohnung für solche Stabsofficiere abgeben, denen man, weil sie keine Erfahrung im Kriege haben, keine Regimenter anvertrauen darf, die aber dessen ungeachtet den Dienst kennen und höchst nützlich sind; es giebt deren eine Menge. Ebenso würden sich auch verwundete Officiere dazu eignen. Wenn es dermaleinst geschieht, dass die Kriegskräfte Russlands schon im Keim, im Volk selbst, aus dem sie entspringen, sich harmonisch in einander zu fügen beginnen, so werden sie sich gewiss allein nur in organischen, selbst in militairischer Hinsicht einheitlichen Bezirken, derartig zusammenfügen.

Sechstes Capitel.

Die Reiterei.

Bis jetzt habe ich der Cavallerie keine Erwähnung gethan und ebenso auch die für diese Waffengattung erforderlichen Rekruten nicht, gleich den übrigen, in Anschlag gebracht. Handelte es sich hier um westeuropäische Armeen, so wäre eine derartige Scheidung allerdings nicht am Platz; für die Cavallerie giebt es dort keine andere Quelle, als die eine allgemeine Rekrutenaushebung. Wenn jedoch von Russland die Rede ist, so kann wohl die Frage von der Cavallerie, meiner Meinung nach, getrennt behandelt werden.

Die uralte Vorstellung von der Bedeutung der Cavallerie im Kriege ist heutzutage etwas erschüttert worden. Und sie hat in der That in den letzten Kriegen keine grosse Rolle gespielt; weder in den von Schluchten durchsetzten Umgebungen Sebastopols, noch in den überschwämmten Ebenen Italiens hat sie Verwendung gefunden; im ganzen preussisch-österreichischen Kriege ist nur eine einzige erhebliche Cavallerieattake vorgekommen, nämlich in der letzten Stunde der Schlacht bei Königgrätz, welche den Preussen hundert feindliche Kanonen und eine Masse Gefangener eintrug. Alle übrigen Attaken verfehlten ihr Ziel, denn sie wurden beständig von dem sicheren Feuer der gezogenen Gewehre zurückgeschlagen. Nichts desto weniger unterliegt es keinem Zweifel, dass eine Armee ohne Cavallerie gelähmt wäre und die Fabel vom Löwen, der von einer Mücke besiegt wird, illustriren könnte. Ohne Cavallerie kann man von dem Feinde nichts wissen, also auch die Action nicht richtig einrichten; ohne sie ist es nicht möglich auf Kosten des feindlichen Landes zu leben, da die Infanterie zu sehr durch Märsche ermüdet wird, als

dass man sie weit ab zum Fouragiren aussenden könnte, und man wäre also genöthigt, einen endlosen Train, wie im siebenjährigen Kriege, mit sich zu führen, mit anderen Worten, die Armee in eine Schildkröte zu verwandeln; ohne Cavallerie ist es unmöglich den Feind total zu schlagen, man kann nur das Schlachtfeld behaupten und es dem Gegner dann überlassen sich in eine andere für ihn vortheilhafte Position zu begeben; nur die Cavallerie ist dazu geeignet, die Vortheile des unerwarteten Angriffs zu bieten, den Feind zu überfallen, wenn er aus irgend einem Grunde nicht bereit ist mit uns zusammenzutreffen; endlich kann man auch nur mit Hülfe der Cavallerie sein Spiel maskiren, für einige Zeit die besten Kräfte des Feindes aufhalten und seine Aufmerksamkeit ablenken. Eine gute Infanterie vermag nur die Berechnungen des Feldherrn zu verwirklichen, während eine gute Cavallerie plötzlich das ausführen kann, worauf der Feldherr auch nicht einmal rechnen durfte.

Hier unter Anderem nur ein Beispiel dafür, was ein von der Cavallerie vollbrachter Sieg und was ein nicht von ihr beendigter heisst. In den letzten Kämpfen des türkisch-asiatischen Krieges, als wir, bei einer geradezu lächerlichen Ungleichheit der Kräfte, es noch dazu mit einem gutgerüsteten und organisirten Gegner zu thun hatten, mussten wir uns ganz ohne Reserven schlagen; es waren kaum Truppen genug da zur Herstellung der ersten Linie; Alle kamen zum Handgemenge und waren daher, wenn der Tag zu Ende ging, so erschöpft, dass sie sich kaum rühren konnten, die Cavallerie aber am allermeisten. Zur Verfolgung des Feindes gab es dann Niemand mehr. Deshalb haben wir denn auch in dem Gefecht bei Basch-Kadyklara nur neun Gefangene gemacht; der Feind konnte eben, sowie er sich aus dem Feuer zurückgezogen hatte, ruhig abrücken. In der Schlacht bei Kürük-Dara dagegen, wo die Truppen noch weit mehr erschöpft waren, weil der Kampf hier länger währte, fanden sich zum Schluss des Tages noch einige frische Hunderte lokaler Tatarenmiliz, die nur deshalb frisch geblieben waren, weil man sie ihrer Untauglichkeit wegen ausser dem Feuer gehalten hatte; diese in jeder Hinsicht total unbrauchbare Reiterei, welche in dem Moment des Zurückweichens der Türken auf den linken Flügel derselben losgelassen wurde, machte $2\frac{1}{2}$ tausend Gefangene und brachte den verfolgten Flügel dazu, dass er nach allen Himmelsgegenden aus einander stob,

während das Centrum und der rechte Flügel der Türken, welche im Gefecht einen weit grösseren Verlust erlitten hatten, in aller Ordnung abrückten.

Ohne Reiterei lässt es sich nirgend kämpfen, selbst nicht auf dem allercoupirtesten Terrain: den Beweis liefern unsere kaukasischen Expeditionen; auf den offenen Feldern Mitteleuropas aber, von der Weichsel bis zum Rhein, auf diesem historischen Kriegstheater der Welt', ist eine zahlreiche Reiterei nöthig. Die Reiterei unterscheidet sich jedoch von den anderen Waffengattungen dadurch, dass sie keine Mittelmässigkeit verträgt. Bei der Infanterie wird durch gute Bewaffnung und durch Begeisterung im hohen Grade die Erfahrung ersetzt; bei der Artillerie geben die neuen vervollkommneten Geschütze und vier Mann gut eingeübter Bedienungsmannschaft pro Geschütz schon eine befriedigende Truppe ab; die Reiterei dagegen wird, solange der Mensch nicht in dem Grade mit dem Pferde verwachsen ist, dass die vier Füsse des Rosses sich für ihn in seine eigenen verwandeln, im Gefecht wenig Vortheil bringen; die allerverzweifeltste Tapferkeit eines Cavalleristen, welcher, wenn er im Sattel sitzt, sich nicht als vierfüssigen Centaur fühlt, ist nichts anderes als die Tapferkeit eines vom Schlage gelähmten Infanteristen. Selbst hiermit ist noch nicht genug gesagt. Im Cavalleristen muss sich eine ganz aparte Cavalleristenseele entwickeln; die ganze Ueberlegung muss bei ihm im Auge stecken; ein Blick und die Entscheidung muss gefallen sein, wie Pulver muss er auflodern und der Gegner oder er selbst muss geworfen sein; ganz anders verhält es sich mit dem Infanteristen, dessen Aufgabe es ist den Stein zu höhlen, wie der Regentropfen, und ihn dann doch endlich durchzuschlagen. Woher aber solche Leute nehmen oder, besser gesagt, wie sie herausfinden? denn es giebt factisch solche Individuen.

Da man dazu keinen sittlichen Massstab hat, so ist es am praktischsten die Leute nach ihrer Abstammung zu gruppiren. Die Abstammung prägt dem Menschen sowohl leiblich wie seelisch ihren Stempel auf. Irgend eine Eigenthümlichkeit im Leben einer gewissen Race oder Gruppe inficirt sogar auch das geistige Wesen des Menschen, und wenn sie auch nicht in jedem Einzelnen vollständig zum Ausdruck kommt, so repräsentirt doch die ganze Gruppe in ihrer Gesammtheit weit mehr Procente dieser eigenthümlichen Eigenschaft, als irgend eine andere Gruppe. In Folge

dessen ist unsere Cavallerie vorzugsweise aus Kleinrussen gebildet worden, welche zu Hause zwar nur wenig Pferde halten und immer nur mit Stieren fahren; im Grossen und Ganzen liefern sie indess mehr gute Cavalleristen, als einer der anderen russischen Stämme. Welchem anderen Grunde könnte man das wohl zuschreiben, als dem, dass die Kleinrussen, obschon sie längst nicht mehr Kosaken sind und im täglichen Leben wenig mit Pferden umgehen, doch immer noch Abkommen der Kosaken sind und in ihnen eine gewisse Kosakenader und etwas vom Blut der Väter übrig geblieben ist.

Seitdem die europäische Reiterei nicht mehr ausschliesslich aus Adeligen besteht, hat man sie, man mochte wollen oder nicht, aus Bauern bilden, gewissermassen künstlich formiren müssen. In Europa wird dieser Mangel zum Theil jedoch durch die Qualität der Cavallerieofficiere ersetzt: mit Ausnahme von Frankreich sind sie überall, beinahe Mann für Mann, Adelige aus alten Geschlechtern; der europäische Adel ist aber bis jetzt nicht nur seiner Herkunft nach, sondern auch seiner Erziehung nach eine natürliche Cavallerie, der Adel lernt von kleinauf die Finessen des Reitens und die Behandlung der Waffen und bringt daher in die Cavallerie soviel als nur überhaupt möglich den specifischen Geist dieser Waffe. Bei den Franzosen trägt die angeborene Lebhaftigkeit des Charakters viel zur Tüchtigkeit der Cavallerie bei, obgleich sie im Allgemeinen keine ausgezeichneten Reiter sind. Bei alledem hat die künstliche europäische Reiterei doch immer vor der natürlichen Reiterei, wenn diese nur gut ausgebildet war, gepasst. Sobald nur die türkischen Spahis, diese geborenen Reiter, diesseits des Balkans erschienen, war es der berühmten österreichischen Cavallerie zur Gewohnheit geworden, ihnen nicht mit einer Attake zu begegnen, sondern sie mit Feuersalven zu empfangen: in so hohem Grade hatte sie die Erfahrung gelehrt sich, wenn sie es mit den Türken zu thun hatte, nicht auf Ross und Säbel zu verlassen; andererseits übertrafen die ungarischen Husaren, obgleich sie sich mit der alten türkischen Reiterei nicht messen durften, dennoch an Reitertüchtigkeit die Cavalleristen der anderen Armeen, welche unfreiwillig aufs Pferd gesetzte Bauern waren, hielten sich für die erste Cavallerie in Europa und verdienten auch relativ dieses Lob. Die Ungarn haben sich jedoch schon längst aus einem halbbarbarischen Reitervolk in gewöhnliche Bürger und Landleute verwandelt. Während

des Feldzuges in Aegypten hat die französische Cavallerie, ungeachtet des Vorzuges, den regulaire Truppen haben, dennoch niemals den Mamluken gegenüber Stand halten können; diese zogen sich beim ersten Angriff wohl zurück, fielen ihnen aber dann sofort in die Flanken und rieben sie in einem einzigen Gefecht vollständig auf. Dass bei sonst gleichen Bedingungen der geborene Reiter den zufälligen, zu Ross, immer schlagen wird, unterliegt also keinem Zweifel. Nothwendig ist es aber eben, dass die Bedingungen gleich seien, dass die Pferde ebenfalls kräftig und die Waffen gleich gut seien und dass der regulairen Fronte nicht eine ungeordnete Schaar entgegengestellt werde; hauptsächlich aber kommt es darauf an, dass die sittlichen Vorstellungen auf beiden Seiten gleich seien; wenn auf der einen Seite eine strenge Disciplin und der herrschende kriegerische Geist der Truppe jeden einzelnen Mann, wohin er auch commandirt werde, direct darauf losgehen lässt, auf der anderen Seite dagegen es für den einzelnen Reiter nicht als ehrlos gilt, wenn er dem Feind den Rücken kehrt oder sich von Weitem mit Schiessen zu vertheidigen sucht, so wird die erstere Seite selbstverständlich, wenigstens zu Anfang, die Oberhand gewinnen; hierbei kommt es nicht darauf an, eine glänzende Fronte mit einer zerlumpten losen Schaar zu vergleichen, sondern Menschen mit Menschen. Murat konnte wohl sagen: „je charge les cosaques à coups de cravache“; ebenso war auch das Verhältniss unserer Dragoner — übrigens nur der Nischninowgoroder und der Sewerschen — zu den Bergvölkern im Kaukasus; im Kampfe Mann gegen Mann war indess der französische Cavallerist niemals soviel werth als ein Kosak. Als diese Kosaken aber erst disciplinirt waren, da drangen sie in die Cavallerie Murat's wie ein Messer in die Butter, wie das die Leipziger Attake des Grafen Orlow-Denissow bewiesen hat.

Die Racen der Pferde sind in Russland mannigfaltiger und zum Theil zum Cavalleriedienst tauglicher als sonst irgendwo in Europa, mit Ausnahme Englands; die Hauptsache aber ist, dass die Pferde in Russland billiger sind. Bei unserem Pferdereichthum ist es uns daher leichter eine Reiterei zu formiren, wenigstens sie mit Pferden zu versorgen. Dessen ungeachtet existirt eine Thatsache, die ich, abgesehen von meinem persönlichen Urtheil, nicht verschweigen kann: unsere Cavallerie geniesst keine Reputation in Europa. Die europäischen Offiziere lassen unserer

Infanterie und unserer Artillerie, ungeachtet die russische Infanterie, als sie dieselbe zum letzten Mal kennen zu lernen Gelegenheit hatten, lange noch nicht das war, was sie sein könnte, volle Gerechtigkeit widerfahren; unsere Cavallerie dagegen wird von ihnen nur sehr gering geschätzt. Wenn in dieser Meinung auch nur ein Schatten von Wahrheit wäre, so würde sie dennoch für die russische Nation nicht im mindesten beleidigend sein, erstens weil auch bei den Römern, welche in der ganzen Geschichte die besten Truppen, die die Welt besiegten, gehabt, die Reiterei ebenfalls schwach gewesen; und zweitens weil unsere Militairorganisation bis auf die letzte Zeit nur Nachahmung, Verpflanzung fremder, für uns häufig gar nicht anwendbarer Vorbilder gewesen und erst jetzt eben nur grade aus der Wiege ersteht; die Tüchtigkeit einer in allen Stücken den Preussen nachgeahmten Reiterei will noch gar nichts beweisen dafür, was eine echt russische Reiterei, die ganz auf sich selbst gestellt ist, sein könnte. Auch deshalb kann eine solche Meinung nicht kränkend sein, weil sie sich nicht im mindesten auf die Tapferkeit der Leute bezieht. Der allertapferste Mann kann zu Pferde ebenso erscheinen wie ein Held, der nicht zu schwimmen versteht, im Wasser. Die Thatsache selbst freilich, dass eine solche Meinung von unserer Cavallerie in Europa verbreitet ist, und zwar ausnahmslos verbreitet ist, unterliegt keinem Zweifel.

Unsere Kriegsgeschichte hat Beispiele und unsere Armee hat Regimenter aufzuweisen, welche einem solchen Urtheil widersprechen; aber sowohl jene wie diese sind nicht zahlreich. Cavallerieattaken, die jener Attake des Kürassierregiments Prinz Albert auf dem Grochowschen Felde zu vergleichen wären, hat es nur wenige gegeben; in der ganzen Welt giebt es vielleicht keine Reiterei, welche dem Nischninowgoroder Dragonerregiment und dem aus diesem hervorgegangenen Sewerschen gleich kommt; wenigstens kann man mit Bestimmtheit sagen, dass die Nischninowgoroder niemals bei einer Attake weder von der Infanterie, noch von der Cavallerie zurückgeschlagen worden sind, dass dieses Regiment sich niemals hat vom Feinde imponiren lassen und dass ein Zug Nischninowgoroder sich ebenso auf hundert, wie auf tausend Feinde, sobald sie ihm nur zu Gesicht kamen, geworfen hat —, und weiter kann es keine Cavallerie bringen. Um aber eine solche Truppe zu schaffen, haben die Leute ihr Leben zu

Pferde und im Kriege zubringen müssen. Die Frage besteht jedoch nicht darin, bis zu welchem Grade der Vollkommenheit der russische Cavallerist es bringen kann — denn er kann den höchsten Grad erreichen — sondern darin, wozu er es gewöhnlich bringt, wie das Durchschnittsproduct zu sein pflegt, welches die Elemente, aus denen unsere Cavallerie gebildet wird, und das bei uns eingewurzelte System ihrer Ausbildung zu liefern im Stande sind. In dieser Hinsicht möchte man kaum die Meinung Europas von unserer Cavallerie durch Thatsachen widerlegen können.

Das Beispiel zweier oder mehrerer ausgezeichneter Regimenter, die sich unter ganz besonderen Verhältnissen entwickelt haben, sowie die Beispiele von einigen glänzenden Attaken vermögen nicht die Reputation einer ganzen Waffengattung wiederherzustellen. Hinsichtlich unserer Cavallerie muss jedoch Folgendes bemerkt werden. In der Geschichte der anderen Armeen existirt zwischen der Infanterie und der Cavallerie eine beständige Rivalität; auf die Rechnung der einen wie der anderen kommt eine gleiche Anzahl Heldenthaten, auf welche das Volk dann stolz ist. Anders bei uns. Die Thaten unserer Infanterie aufzuzählen ist unmöglich, denn ein jedes Gefecht liefert die glänzendsten Beispiele sowohl von ihrer Ausdauer, wie von der zerstörenden Wucht ihres Anpralls; die Thaten unserer Cavallerie lassen sich indess an den Fingern abzählen. Von Peter dem Grossen bis auf den heutigen Tag hat es keinen russischen Cavalleriegeneral gegeben, der einen europäischen Namen, wie Murat, Seidlitz u. a., gehabt hätte. Genau ebenso war es auch bei den Römern: neben hunderten von Namen berühmter Infanterigeenerale kein einziger hervorragender Cavalleriegeneral. Die Geschichte unserer Cavallerie ist dagegen reich an Episoden, die nicht gerade zu Gunsten ihrer Tüchtigkeit oder ihrer Ausbildung sprechen. Ungeachtet in Russland die besten Pferderacen leichter als sonst wo in Europa zu haben sind, so sind doch ganze Divisionen aus dem Türkenkriege von 1828 und 1829 zu Fuss zurückgekehrt, weil ihre Pferde den Feldzug nicht ausgehalten hatten; die Jägerregimenter zu Pferde haben wegen ihres gar zu grossen Misserfolges gegen die polnischen Rebellen im Jahre 1831 aufgelöst werden müssen; in der Krim ist unsere Cavallerie ebenfalls nicht glänzend gewesen. Es ist also ganz selbstverständlich, dass sich eine nicht ganz vortheilhafte Meinung von ihr in Europa gebildet hat.

Als noch die Schule Friedrich's bei uns herrschte, stand die Qualität unserer gesammten Armee weit unter dem Niveau ihrer factischen Fähigkeiten. Die Infanterie hat sich später bedeutend herausgemacht; dieselben Bedingungen kamen freilich auch bei der Cavallerie zur Geltung. Man darf aber nicht übersehen, dass, je complicirter eine Waffe, desto schwieriger auch ihre Verbesserung ist, zumal wenn die Mängel derselben chronisch geworden sind. Unsere Cavallerie hat aber von jeher, wenigstens in der Meinung Europas, weit tiefer gestanden, als unsere Infanterie. Als im italienischen Feldzug Suworow's die französischen Regimenter aus Kastilien und Rivoli vor den Angriffen der otschakowschen Grenadiere beständig weichen mussten, konnte unsere Cavallerie, die Suworow mit besonderer Vorliebe ausgebildet hatte, bei weitem nicht den gleichen Ruhm erwerben. Die Geschichtschreiber jenes Krieges, welche einstimmig unsere damalige Infanterie als unüberwindlich anerkennen, erwähnen unserer Cavallerie nur obenhin. Das falsche, veraltete System der Ausbildung, sowie die einseitige und conventionelle Auffassung des Ganzen, welche in einer so complicirten Waffengattung, wie die Cavallerie, von Alters her geherrscht haben, geben der Hoffnung auf ein baldiges Besserwerden nur wenig Raum. Die Schiefheit der Auffassung des Militairwesens, welche daraus entsprang, dass man für das Heer beständig nur den Gesichtspunkt der Platzparade kannte, war bei uns vor zehn Jahren noch ebenso intensiv in der Infanterie wie in der Cavallerie; in der ersteren ist sie jedoch durch die späteren Reformen erheblich ausgemerzt worden; in der Cavallerie dagegen hält sie sich noch sehr fest. Zu jener Zeit, als man bei uns die Schaftringe an den Gewehren anfeilte, damit dieselben bei der Handhabung rasselten, da war die Flinte in den Augen der Befehlshaber, was sie auch dagegen sagen mochten, nicht eine Waffe, sondern blos eine Maschine, welche bei der Handhabung ein angenehmes Klirren hören liess. Noch heutzutage werden in unserer Infanterie Solche zu finden sein, denen eine solche Bestimmung der Flinte in tiefster Seele sympathisch ist; aber es giebt keinen Einzigen mehr, welcher einen solchen verrotteten Gedanken öffentlich auszusprechen sich entschlösse; in der Cavallerie dagegen ist es bis auf den heutigen Tag vollkommen gäng und gebe nicht nur es zu denken, sondern auch es auszusprechen, dass der Soldat das Pferd nicht allein zur Attake

des Feindes braucht, sondern auch um es bei der Revue den Commandeuren vorzureiten, dass man es also nothwendig von diesen beiden Gesichtspunkten aus abzuschätzen hat. Bei uns giebt es noch zahllose Cavalleristen, für welche die Eigenschaften des Pferdes eine rein conventionelle Bedeutung haben, gerade so wie man einen modernen Damenschmuck nach der Façon abzuschätzen pflegt; ein englisches oder arabisches Racepferd steht ihnen nicht an, nur ein künstlich dressirter Gaul hat ihren Beifall, gerade so wie früher auch nur der künstlich dressirte Infanterist Beifall fand. Eine ganz willkührlich-künstliche Cavallerie giebt es aber auf der ganzen Welt nicht, denn die Qualität des Reiters wird sich immer nach der des Pferdes entwickeln. Es ist ein bekannter Satz: sage mir, was für Pferde du mir stellen wirst, und ich werde dir sagen, was für eine Cavallerie ich werde bilden können. Auf ein Ross von Papier lässt sich auch nur ein Reiter von demselben Stoff setzen. Die Schule Friedrich's steckt noch so tief in unserer Cavallerie, dass man sie selbst in zwanzig Jahren kaum ausmerzen wird.

Ich bin einmal mit einem englischen Officier, der nach Petersburg gekommen war, zusammen gewesen; er war ein so vollendeter Cavallerist, wie es eben nur die Engländer zu sein pflegen, und ein gründlicher Pferdekenner. Als er unseren Manövern beigewohnt, sagte er mir mit Entzücken: „ach, was haben Sie für eine vortreffliche Cavallerie!“ Wie es einem guten Russen geziemt, fing ich nun auch mit unserer Cavallerie mich zu brüsten an und begann ihm die besten Garderegimenter herzuzählen. Ungeduldig zuckte mein Engländer mit den Achseln und sagte endlich: „ach, was reden Sie mir von den Kerlen da, die mit Mühe reiten gelernt haben! Reitet man denn bei uns so? Worüber sollte ich da in Entzücken gerathen? Nein, Sie haben wirklich eine unvergleichliche Cavallerie, nur ist es nicht diese, sondern Ihre Leibkosaken, Ihr Atamanregiment (auch ein Garde-Kosaken-Regiment), Ihre Linienkosaken und Tscherkessen! das sind ja nicht Menschen zu Pferde, sondern Centauren. Wenn wir solche Elemente bei uns hätten, was wollten wir aus ihnen für eine Cavallerie bilden!“

Der Engländer hat Recht. Der Unterschied zwischen einem natürlichen und einen künstlich geschulten Cavalleristen ist augenfällig. Bei dem letzteren sieht man sofort, dass zwischen ihm und seinem Ross kein wirklicher Zusammenhang existirt, dass sie zufällig an

einander gebracht und nicht mit einander verwachsen sind, während der natürliche Cavallerist nicht blos ein gewöhnlicher Reiter ist, sondern einer, welcher wesentlich durch eine bestimmte Pferderace charakterisirt und bedingt ist. In dieser Hinsicht repräsentiren der Kosak vom Don, der Linienkosak und der Kurde drei ganz verschiedene Typen des Reitens; sie reiten sämmtlich in ganz verschiedener Art, obgleich sie alle in dem Sinn gleich ausgezeichnet sind, dass sie ihr Ross nicht allein vollkommen beherrschen, sondern auch alle natürlichen Eigenschaften desselben durch ihre Behandlung des Pferdes zur Geltung kommen lassen; alles Uebrige ist bei ihnen total verschieden. Ein solcher Reiter denkt gar nicht an sein Pferd wenn er auf demselben sitzt, denn das Pferd ist ihm blos eine Fortsetzung seines eigenen Körpers; andererseits dient auch das Pferd ihm mehr und besser, als es unter einem anderen Reiter dienen würde, denn keine Eigenschaft des Pferdes bleibt unbenutzt. Bei der Cavallerie besteht drei Viertel der Aufgabe in der Vehemenz des Anpralls. Man betrachte jede beliebige europäische Cavallerie (mit Ausnahme der englischen) und vergleiche die allerschnellste Gangart derselben z. B. mit der der Kosaken, nicht wenn sie einzeln, sondern ebenfalls in geschlossener Reihe heransprengen; den wahren Schwung wird man nur bei den letzteren finden; die Carrière der künstlichen Cavallerie wird verhältnissmässig nur als eine beschleunigte Galopade erscheinen. Ebenso betrachte man die Ausrüstung bei diesen und bei jenen; der Kosak hat ebenso wie der regulaire Cavallerist alles Nöthige bei sich, aber um wie viel leichter ist sein Zaum und sein Sattelzeug, und, was die Hauptsache ist, um wie viel besser sind sie dem Pferde angepasst, obgleich nicht ein ganzes gelehrtes Comité darüber berathen hat. Will man aber den Unterschied zwischen dieser und jener Cavallerie in seinem ganzen Umfange ermessen, so braucht man sie nur während eines Feldzugs nach forcirten Märschen und mannigfachen Entbehrungen zu vergleichen; die Kosakenpferde, denen doppelt soviel zugemuthet wird, werden vollständig bei Kräften sein, denn sie gewöhnen sich an das Schwere, während ein Theil der europäischen Cavallerie bereits zu Fuss gehen und der andere Theil, in Folge der Ermattung der Pferde, seine Kräfte und seine Geschwindigkeit zur Hälfte eingebüsst haben wird. Etwas in europäischen Kriegen gar nicht Ungewöhnliches, nämlich die Unthätigkeit eines Theils

der Cavallerie auf dem Schlachtfeld, weil sie schon vorher durch angestrengte Märsche ermüdet worden, ist bei unseren Kosaken noch niemals vorgekommen. In der Taktik ist daher sogar der paradox klingende Satz entstanden, dass die eigentliche Aufgabe nicht darin bestehe, wie die Cavallerie gegen den Feind zu verwenden sei — denn genügende Beschäftigung werde sich für sie schon immer finden — sondern darin, auf welche Weise sie auf das Schlachtfeld hinzuschaffen sei. Wie viel eine Cavallerie zu ertragen vermag, das hängt aber gerade ebenso sehr von der Tüchtigkeit des Pferdes wie von der des Reiters ab. Wenn diese sowohl wie jene sich beide vereinigt finden, dann freilich kann von einer Cavallerie die Rede sein, bei der nicht mehr die Frage entstehen wird, wie man sie bis vor den Feind schafft.

Es giebt ganz positive Thatsachen, mit denen man aber unseren Cavalleristen nicht kommen darf, denn sie halten sie einfach für einen Scherz, wie ich mich davon durch eigene Erfahrung überzeugt habe. Dahin gehören die Tagemärsche von hundert Werst, welche die Nischninowgoroder Escadrons auf ihren donischen Rossen damals, als sie die Banden Hadgi-Murat's verfolgten, mehr als ein Mal ausgeführt haben; auch selbst die Ueberfälle der Schaaren Schuaib-Mulla's oder des eben genannten Hadgi-Murat's, die mit tausend und mehr Reitern oft anderthalb bis zweihundert Werst in vierundzwanzig Stunden zurücklegten; die täglich vorkommenden Sendungen reitender Kosakenordonnanzen, welche auf unterlegten Postpferden viele Hunderte Werst mit der Geschwindigkeit der Feldjäger machen (und solche Ritte, welche denen der wilden Jagd gleichen, werden nicht von irgend einem erprobten Bereiter, sondern vom ersten besten Kosaken executirt). Dass solche Dinge von der ausserkaukasischen regulairen Cavallerie nicht geglaubt werden, ist sehr begreiflich; sie gehen eben über die Kräfte der zum Manègereiten dressirten Bauern. Die Gewissenhaftigkeit zwingt jedoch in diesem Fall die Wahrheit anzuerkennen, dass der schlechteste Kosak als Reiter bei weitem die beste Ordonnanz in der regulairen Cavallerie übertrifft.

Die europäischen Staaten haben nicht und hatten auch niemals einen besonderen Menschenschlag, den sie ausschliesslich für die Cavallerie hätten verwenden können; sie sind daher durch die Nothwendigkeit gezwungen gewesen, ihre Reiter auf künstlichem Wege zu bilden. Einen solchen Menschenschlag hat es nur in

Oesterreich, in der Person der Magyaren, der Szekler und der Serben gegeben und Oesterreich hat sich dieses Vortheils soviel als nur möglich zu hedienen gewusst; seine gesammte leichte Cavallerie bestand aus geborenen Reitern und hat infolge dessen mit Recht die erste Cavallerie Europas geheissen, bis diese geborenen Reiter sich im Laufe der Zeit in gewöhnliche Bürger und Bauern verwandelten. Die österreichische Militairverwaltung sammelte ihre Reiter nicht als unorganisirte Schaaren, liess sie nicht in der Gestalt der irregulairen Reiterei blos deshalb, weil diese Leute nicht nach den Regeln der Reitschule ritten; sie begriff sehr gut, dass die geschlossene Ordnung der Cavallerie eine eminente Kraft im Kriege verleiht, und liess daher Das, was diese Reiter besser als jeder Bereiter verstanden, nämlich das Reiten selbst, unalterirt, während sie ihnen Das beibrachte, was ihnen unbekannt war, nämlich die geschlossene Ordnung. Solange das österreichische Kriegsministerium natürliche Elemente für die Cavallerie unter Händen hatte, ist es ihm auch gar nicht einmal in den Sinn gekommen, neben denselben eine andere leichte Cavallerie aus Bauern, denen irgend wie das Reiten beigebracht worden, künstlich zu formiren.

Hinsichtlich des Reichthums, der Mannigfaltigkeit und der Qualität militairischer Elemente repräsentirt Russland eine ganze Welt für sich. Nirgend vielleicht auf der Welt giebt es eine Quelle militairischer Macht, oder selbst einer Nuance derselben, deren sich nicht auch unser Vaterland erfreute; sämmtliche in den verschiedenen Staaten zerstreut vorkommenden, für den Krieg wichtigen Specialeigenschaften sind in den colossalsten Dimensionen innerhalb unserer Grenzen concentrirt; dieses naturwüchsige Material hat bei uns nur noch nicht die gehörige Verarbeitung und Application erfahren. Die Russland untergebenen Reitervölker sind hinsichtlich ihrer Stärke mit den österreichischen gar nicht zu vergleichen und zählen nach Millionen. Ausser den organisirten Truppen vom Don, vom Kuban, vom Terek, vom Ural, aus Orenburg und aus Sibirien muss man noch die Hälfte der kaukasischen und sämmtliche nomadisirende und halbnomadisirende Völker hierher rechnen. Bei uns hätte niemals die Frage entstehen können, woraus die Cavallerie zu formiren wäre, — wenn Russland nicht anderthalb Jahrhunderte lang so ausschliesslich lediglich von Nachahmungen gelebt hätte. Erklärlich wäre es nur, wenn mit

dem Entstehen der regulairen Armee in Russland zugleich auch eine schwere Reiterei künstlich formirt worden wäre, d. h. nämlich Kürassiere, welche die einzige Form der Cavallerie repräsentiren, hinsichtlich welcher diese Frage hätte aufgeworfen werden können, da für dieselben keine vollständig fertigen Elemente existirten. Dass man aber neben unserer zahllosen irregulairen Reiterei künstlich aus gewöhnlichen Bauern eine leichte Cavallerie bilden konnte, beweist nur, dass die Militairverwaltung des vorigen Jahrhunderts einer jeden selbständigen Idee bar gewesen ist; als dann diese Anomalie erst einmal festen Fuss gefasst und man sich an sie gewöhnt hatte, da wunderte sich natürlich auch Niemand mehr über sie und sie fuhr fort zu existiren, wie alles einmal Eingeführte. Aus Kosaken eine regulaire Cavallerie zu bilden wäre damals natürlich nicht ohne Schwierigkeiten gewesen wegen der besonderen Privilegien und des exclusiven Wesens der Kosakenheere; keineswegs aber waren diese Schwierigkeiten nicht zu überwinden, ja sie waren nicht einmal sehr bedeutend. Ebenso gut wie Peter der Grosse 20,000 Kosaken von ihren Wohnsitzen forttreiben konnte, um von ihnen den Ladogakanal graben zu lassen, hätte er auch den Dienst der Kosakenregimenter in ein regelrechtes System bringen und dieselben, unter der Leitung europäischer Instructoren, das Manövriren in Reih und Glied lernen lassen können. An dem System, die Cavallerie aus gewöhnlichen Rekruten zu formiren, trägt nicht die Schwierigkeit, den Kosaken die regulaire geschlossene Ordnung beizubringen, die Schuld, sondern der deutsche Einfluss. Beinahe sämmtliche Instructoren der ersten Armee Russlands waren Deutsche; dann bestand auch die Hälfte der Anführer und ein grosser Theil der Cavalleriegenerale ebenfalls aus Deutschen, und zwar nicht aus Oesterreichern, sondern aus Norddeutschen, aus Preussen namentlich, die, bevor sie nach Russland gekommen waren, noch niemals einen Menschen auch nur gesehen hatten, der zu reiten verstanden hätte, ohne dass es ihm vorher in der Manége gelehrt worden wäre. Diese Herren wussten natürlich nur das zu lehren, was sie selbst verstanden; bei der eng bornirten Routine und der sprüchwörtlich gewordenen Pedanterie der deutschen militairischen Schule wollten sie ausserdem von solchen Dingen, an die sie nicht schon in der Heimath gewöhnt waren, auch gar nicht einmal etwas wissen. Während sie Alles, was ihnen fremd war, nur von oben herab

ansahen und nur ihr eigenes, überaus complicirtes und pedantisches Cavalleriereglement begriffen, übertrugen sie dasselbe in Bausch und Bogen auch auf die russische Armee und formirten unsere Reiterei so, als wenn es in Preussen oder Hannover geschähe. Auf diese Weise wurde in Russland zugleich mit dem magdeburger Stadtrecht auch eine magdeburger Cavallerie eingeführt. Solchen Typen begegnet man bei uns selbst noch heut zu Tage; man kann sich daher vorstellen, mit welchem Selbstvertrauen sie im vorigen Jahrhundert auftraten. Ein englischer Kritiker, welcher die Memoiren des preussischen Generals Müffling, der nicht ohne Einfluss auf den anfänglichen Plan der Campagne von 1812 war, bespricht, hat bei dieser Gelegenheit seine Verwunderung so naiv und so natürlich ausgedrückt, dass es für einen Russen ebenso lächerlich wie verdriesslich zu lesen ist. „Wie hat es nur geschehen können", schreibt der Kritiker, „dass ein Volk, welches sich in einem solchen Grade für kriegerisch hält und eine so hohe Meinung von sich hegt wie das russische, sich von den Ansichten der Officiere der preussischen Armee, welche sich einige Jahre früher als die unfähigste in der ganzen Welt erwiesen hatte, leiten lassen konnte? Von den Truppen Wellingtons wären die Lehren der damaligen preussischen Officiere gerade so aufgenommen worden, wie etwa die Lehren persischer Officiere. Es muss doch wohl", fügt der Kritiker hinzu, „mit der russischen Armee eine besondere Bewandtniss haben, die wir Engländer nicht ganz verstehen."

Das System, nach welchem sich gegenwärtig unsere Cavallerie rekrutirt, entspricht genau dem, als wenn England, welches 700,000 Küstenbewohner zur Verfügung hat, seine Matrosen unter den Arbeitern der inneren Grafschaften, unter den Baumwollenspinnern von Manchester oder unter den Schmieden von Birmingham suchen wollte.

Die Kosaken sind niemals eine irregulaire Reiterei, in der eigentlichen Bedeutung dieses Worts, gewesen; sie waren nur keine Manégecavallerie! Das was man irregulaire Reiterei nennt, sind z. B. die Kurden oder Tschetschenzen, welche nicht nur keine geschlossenen Reihen kennen, sondern auch niemals in Massen operiren. Bei diesen Letzteren thut jeder Einzelne was er will, eine allgemeine Direction und ein Commando giebt es nicht, sondern die Gewandtheit des Einzelnen ersetzt den Willen des Befehls-

habers, weshalb sie auch im Partisanenkrieg so brauchbar sind, im Felde aber zum offenen Kampf nicht taugen, es sei denn bei der Verfolgung. Die Kosaken dagegen, obgleich sie ebenfalls in zerstreuten Haufen gegen den Feind agiren können, haben sich in der Schlacht immer in einreihiger Fronte („Lawa" genannt) formirt und thun das auch noch jetzt. Ihre Bewegungen sind freilich nicht so regelrecht und ihre Attake ist nicht so geschlossen wie bei der regulairen Cavallerie, doch hat das nicht seinen Grund in der Qualität der Menschen oder der Pferde, welche im Gegentheil weit höher ist als bei den Anderen, sondern darin, dass dergleichen von ihnen nicht verlangt wird und dass, wenn sie auch darauf eingeübt werden, solches doch nur sehr oberflächlich geschieht.

Unsere verschiedenen Kosakenheere sind ihren Eigenschaften und Gewohnheiten nach sehr verschieden. Die Linienkosaken z. B. gehören im Vergleich zu den übrigen bei weitem mehr zur irregulairen Reiterei — nach der Art, wie ihre Pferde zugeritten sind, die vorzugsweise auf den Einzelkampf berechnet ist, nach der Leichtigkeit ihrer Bewaffnung, nach ihrer Gewohnheit gezogene Gewehre, die sich für die geschlossene Colonne nicht eignen, zu gebrauchen, und überhaupt ihrem ganzen Geiste nach. Die Kosaken vom Don dagegen sind eine geborene regulaire Cavallerie. Bei den ersteren sind die Pferde nach tscherkessischer Art zugeritten, bei den letzteren nach mongolischer Art, ebenso wie bei den Kalmücken und Kirgisen, und wie überhaupt in der Steppe, wobei den Pferden keine besondere Behändigkeit bei Bewegungen zur Seite beigebracht wird, dafür aber das schnelle, unaufhaltsame Laufen — die wichtigste Eigenschaft des Pferdes in der Fronte — geübt wird. Der donische Kosak trägt die Flinte nur deshalb, weil sie ihm einmal als Monturstück gegeben ist, er setzt aber nicht auf die Flinte seine hauptsächlichste Hoffnung, wie es der Linienkosak thut; seine Hauptwaffe ist die Pike, also eine kalte Waffe, welche zu gleicher Zeit auch vorzugsweise in der geschlossenen Reihe zur Geltung kommt, denn sie ist eben nur in der Masse furchtbar, nicht beim Einzelkampf. Das ist der am meisten charakteristische Unterschied. Flinte und Säbel (Schaschka) sind für den alleinkämpfenden Reiter weit praktischer; wenn also die Masse sich mit der Pike bewaffnet, so will das jedenfalls soviel sagen, dass sie mit geschlossener Kraft zu operiren beabsichtigt, also

dass die geschlossene regulaire Colonne ihr im Blute liegt. Und in dieser Weise haben auch die donischen Kosaken solange operirt, bis man sie beinahe mit Gewalt in irregulaire Truppen verwandelte. Die donischen Racepferde sind nicht so schlank wie die aus der Kabarda, deren sich die Linienkosaken bedienen, aber dafür zumeist gross und stämmig, die rechten Pferde zum Anstürmen und Niederrennen; ihr Hauptvorzug besteht in ihrer Kraft und ihrer Ausdauer, also wiederum in Eigenschaften der regulairen Cavallerie. Und endlich noch ein Unterschied. Haben die donischen Kosaken den Feind geworfen, so verfolgen sie ihn auch noch in ganzer Masse bis zur äussersten Erschöpfung, ohne sich durch irgend etwas, solange der Feind noch in Sicht ist, irre machen zu lassen; die Linienkosaken ist es dagegen fast unmöglich davon abzubringen, dass bei einem jedem Gefallenen, gleichviel ob es einer der Ihrigen oder einer der Feinde ist, immer einige Halt machen, um im ersteren Fall Hülfe zu leisten und im zweiten Fall Beute zu machen. Im Kaukasus, wo beide Kosakentruppen Jahre lang neben einander dienten, ist gerade dieser Unterschied beständig bemerkt worden. Bei den donischen Kosaken spricht sich hierin der Geist der regulairen Cavallerie sogar sittlich aus.

Hinsichtlich der kriegerischen Tüchtigkeit der donischen Kosaken herrscht in unserer Armee eine falsche, man könnte sagen, leichtfertige Ansicht. Sie werden zumeist nicht in gebührendem Masse geschätzt. Die Veranlassung dazu liegt eben sowohl in der Formation der donischen Regimenter selbst wie in der Art und Weise, wie man sich ihrer in europäischen Kriegen bedient hat. Im Kaukasus dagegen, wo die donischen Kosaken häufig als regulaire Cavallerie Verwendung gefunden haben und wo es zu allen Zeiten genug competente Beurtheiler gegeben hat, ist die Meinung von den donischen Kosaken im Allgemeinen eine sehr hohe. Was ihnen in Folge ihrer Zusammensetzung, ihrer Organisation und Ausbildung noch abgeht, sieht ein Jeder, dagegen konnte aber auch Jeder die unvergleichlichen Eigenschaften, welche die Basis ihrer Natur bilden, zu sehen bekommen. Geräth einmal ein donisches Regiment in die Hände eines tüchtigen Commandeurs (was freilich, man muss es gestehen, nicht häufig geschieht), so ist es bald gar nicht wiederzuerkennen. Ganz abgesehen von der Ausdauer, von der Fähigkeit anstrengende Märsche

und forcirte Ritte auszuführen, sowie jedes, auch das schlechteste Lager zu ertragen (Eigenschaften, die kein Mensch in Abrede nimmt), haben wir einige gewandte donische Regimenter kennen gelernt, welche, was die Entschiedenheit der Attake und die Wucht des Anpralls anbelangt, das Ideal der Cavallerie repräsentirten. Mit diesen Allen im Kaukasus sehr wohl im Gedächtniss gebliebenen donischen Regimentern wären natürlich nur sehr wenige regulaire Cavallerieregimenter zu vergleichen. Was den donischen Regimentern noch abgeht, dessen ermangeln sie nur in Folge der bei der Militairadministration eingewurzelten Ansichten über sie, sowie in Folge des daraus resultirenden Systems ihrer Ausbildung. Was aus den donischen Kosaken zu machen wäre, das beweist das Leib-Kosaken-Regiment. In diesem sind lauter Leute, die nach ihrer Statur und nach ihrem Aeusseren, nicht aber nach ihrer Tüchtigkeit ausgewählt werden; man hat keinen Grund anzunehmen, dass irgend ein anderes donisches Regiment schlechter als dieses sein sollte, nur dass die Leute in demselben nicht so stattlich ausschauen würden. Aber selbst in dieser Hinsicht würde das letzte donische Kosakenhundert dem Ansehen der Leute nach als ein ausgewähltes erscheinen können im Vergleich zu der Masse der Rekruten, mit welchen unsere Cavallerie completirt zu werden pflegt. Das gegenwärtige Leib-Kosaken-Regiment hat man noch nie, ebenso wenig wie die übrige Garde-Cavallerie, jemals im Feuer gesehen; was sie jedoch als Reiter betrifft, so kann man sie mit ihren Kameraden in dieser Waffengattung auch gar nicht vergleichen. Als jener Engländer, von dem ich erzählte, über unsere Kosaken und Tscherkessen in Entzücken gerathen war, wollte er sie keineswegs nur als die beste Reiterei bezeichnen, sondern er nannte sie immer nur die einzige wirkliche Reiterei, die er bei uns gesehen.

Es handelt sich nicht darum, wie die donischen Regimenter häufig oder selbst auch gewöhnlich zu sein pflegen — denn das wird in der Regel durch von ihnen unabhängige Ursachen bedingt, — sondern darum, was aus diesen Kosaken wird, sobald sie nur unter günstige Verhältnisse gerathen; das ist der Massstab, der an sie angelegt werden muss. Es giebt viele Gründe, weshalb sie nicht immer tüchtig sind. Diese Gründe werden wir der Reihe nach durchnehmen müssen, denn sie beziehen sich zum Theil auf alle unsere Kosakentruppen.

Der erste Grund ist in dem Bestand der donischen Regimenter selbst enthalten. Als von der Infanterie die Rede war, habe ich auf die Nothwendigkeit hingewiesen, dass in ein jedes Regiment die aus ebendemselben entlassenen, und nicht irgend welche fremde terminlose Urlauber wieder eingestellt würden, denn nur eben eine festgefügte bewährte Kameradschaft ist die Trägerin der Seele eines Truppentheils. Ist diese Regel aber schon dringend nothwendig für die Tüchtigkeit der regulairen Truppen, um wie viel nöthiger erscheint sie für eine irregulaire Volkstruppe, wie die Kosaken, wo sich die Leute nicht erst künstlich, durch langjähriges Zusammenleben unter den Fahnen, mit einander einleben, sondern wo die in der Heimath bereits gestalteten Beziehungen vollständig in die Fronte hinübergenommen und in Folge dessen während der ganzen Dauer der Dienstzeit mit Zähigkeit conservirt werden. Schon in den „Kaukasischen Briefen" habe ich gesagt: „Das gemeinsame Band der (kaukasischen) Linienkosaken kommt nur in der Administration, nicht aber durch die allen gemeinsamen Lebensgewohnheiten der Leute zum Ausdruck; in Wirklichkeit bildet jedes einzelne Regiment oder jede einzelne Brigade eine besondere Gemeinschaft, welche grösstentheils sehr erhebliche und charakteristische Nuancirungen aufweist. Ein actives Linien-Kosaken-Regiment besteht nicht, wie ein donisches oder uralsches, aus zufällig mit einander verbundenen Leuten, die planlos aus einem ganzen District zusammengebracht sind, die mit jedem Termin wechseln und ausser dem Dienst keinerlei Band weder unter einander, noch mit ihren Officieren kennen. Ein Linienregiment repräsentirt vielmehr einen ganz bestimmten Bezirk; die in demselben dienenden Kosaken und Officiere sind alle Kinder einer Familie, sie sind sämmtlich Nachbaren und aus einem Dorf gebürtig, die sich nur der Reihe nach ablösen, aber niemals ihre Fahne wechseln. Diese Eigenthümlichkeit begründet einen tiefgehenden Unterschied zwischen den Linienkosaken und den anderen Regimentern. Bei den Linienkosaken ist der Regimentsgeist, ohne den es keine wirkliche Truppe geben kann, tief eingewurzelt. Das Regiment ist ihnen zugleich die Fahne und die Heimath; den Ruhm des Regiments halten sie sowohl als Krieger wie als Bürger hoch." Dieses nothwendige Band fehlt vollständig bei den donischen Regimentern; aus Kosaken und Officieren, die einander fremd sind, rekrutiren sie sich aus dem ganzen District; nicht

nur der Name des Regiments hat für den Kosaken keinen Klang, sondern auch die Reputation, die der Einzelne sich in der Fronte erworben, geht mit der Auflösung des Regiments spurlos verloren und kehrt nur selten mit dem Menschen in seine Heimath zurück. Bei den Linienkosaken weiss der Officier die guten Beziehungen zu seinen Untergebenen sehr hoch zu schätzen, denn später hat er ja mit ihnen, als gleichberechtigten Mitbürgern, in einem Dorf zu leben; für den donischen und jeden anderen Kosakenofficier existiren diese Beziehungen nicht; er dient mit den ihm untergebenen Kosaken seine drei Jahre ab und sieht sie später sein Leben lang nie wieder; ja, er ist mit ihnen sogar weit lockerer verbunden, als ein Officier aus der regulairen Armee mit seinen Soldaten, welcher mindestens durch die längere Dienstgewohnheit seiner Mannschaft näher tritt. Die wichtigste sittliche Grundlage, welche dem Regiment Einheit und Charakter verleiht und dasselbe in eine durch solidarische Bürgschaft verbundene Genossenschaft verwandelt, fehlt bei den donischen Regimentern. Ob es bei denselben immer so gewesen, weiss ich nicht, aber selbst wenn es immer so gewesen sein sollte, so ist dieser Mangel in so hohem Grade ein Hauptmangel, dass er nothwendig reparirt werden muss. Solange das donische Heer nicht in Regimentsbezirke getheilt worden und solange die donischen Kosakenhunderte nicht aus Leuten e i n e s Dorfes bestehen, liegt gerade in ihrer Organisation die Veranlassung, weshalb sie sittlich unter den Linienkosaken stehen müssen. Der Unterschied in der Anzahl Kosaken, welche in dem einen oder in dem anderen Jahr zum Dienst einberufen werden, würde eine solche Eintheilung am Don nicht im mindesten hindern, ebenso wenig wie er derselben am Kaukasus hinderlich gewesen; je nach den Umständen könnte man dann ja ein oder mehrere Hunderte aus dem Regimentsbezirk herausführen und combinirte Regimenter aus ihnen formiren; immerhin würden die einzelnen Truppentheile von einem sittlichen Band zusammengehalten werden,

Der zweite Grund, weshalb die donischen Kosaken nicht immer ihre Reputation aufrecht erhalten haben, liegt in ihren Officieren. Ich will damit durchaus nicht sagen, dass aus den donischen Officieren keine ausgezeichneten und mustergültigen Cavalleristen und keine Anführer, die als Beispiel dienen könnten, hervorgegangen, oder gar, dass deren nur wenige gewesen; aber gerade die Organisation des donischen Heeres ist eine derartige,

dass sie die Entwicklung eines Corps echter activer und kriegstüchtiger Officiere nicht zulässt. Diesen Mangel hat das donische Heer mit den übrigen Kosakenheeren zwar gemein, der Einfluss desselben wird aber z. B. bei den Linienkosaken durch besondere locale Ursachen abgeschwächt. Das donische Heer bildet nicht blos eine geschlossene Klasse von Leuten, sondern einen ganzen in sich abgeschlossenen District, dessen innere Verwaltung, selbst die bürgerliche, sich ausschliesslich in den Händen der Kosaken befindet und ihnen auch privilegienmässig zusteht. Die bürgerliche und innere donische Verwaltung ist sehr ausgedehnt und die zahlreiche Klasse der militairischen Verwaltungsbeamten, welche immer nur innerhalb der Grenzen des donischen Gebiets versirt, steht der Obrigkeit näher als die activen Fronteofficiere, die beständig an allen Enden des Reichs zerstreut sind, und vermag daher eher die erforderliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und rascher zu dienen. Sämmtliche Beamte des Heeres werden indess, nach dem Heeresstatut, ganz gleich als Kosaken, und zwar als Militairs, angesehen, tragen die Epaulettes und haben das Recht, sobald sie wollen, aus dem Civildienst in den Militairdienst überzugehen. Zu gleicher Zeit besteht das stehende Ziel, das pium desiderium eines jeden Kosaken von Geburt darin, das Commando eines Regiments zu erlangen, weil dasselbe nämlich einträglich ist und häufig, bei einer gewissen Dauer, den Mann für das ganze Leben sicherstellt. Sehr natürlich, dass die Beamten des Heeres ausschliesslich zu diesem Ziele streben und, sobald sie den Rang eines Stabsofficiers erhalten haben, alle ihnen zu Gebote stehenden Einflüsse benutzen, um so schnell als möglich in die Candidatenliste der Regimentscommandeure aufgenommen zu werden. Ihnen stehen solche Einflüsse in weiterem Masse zur Disposition als den Fronteofficieren; in jedem Fall haben sie ein eben solches Recht an die Reihe zu kommen, wie die letzteren. Diese Beamten sind jedoch genau ebenso, wie die im ganzen übrigen Russland; ein donischer Fiskal oder Secretair unterscheidet sich in Nichts von einem Fiskal oder Secretair in einem benachbarten Gouvernement. Daraus folgt, dass die donischen Regimenter und selbst die Hunderte, wenn nur das Standquartier des Regiments ein einträgliches ist, häufiger von Fiskalen als von militairischen Officieren commandirt werden; mir wenigstens ist es passirt unter den Commandeuren mehr Fiskalen und Secretairen

zu begegnen als Militairs. Diese Charakteristik passt nicht nur für viele Regimentscommandeure, sondern auch auf eine erhebliche Anzahl Stabsofficiere. Und während die höheren Stellen in den donischen Regimentern sich mit Beamten füllen, werden die Aemter der subalternen Vorgesetzten häufiger mit Schreibern als mit tüchtigen Reitern besetzt; ich meine man kann, ohne zu übertreiben, sagen, dass kaum weniger als die Hälfte der donischen Unterofficiere früher Schreiber oder dem ähnliche subalterne Agenten der Administration gewesen. Die Sache ist ganz klar. Sobald einem Beamten der Heeresverwaltung ein militairisches Commando anvertraut worden, zieht er gewiss immer Leute nach sich, welche ihm hinter dem Canzleitisch oder in irgend welchen anderen Functionen gedient haben (sind sie doch dem Recht nach gerade ebenso Kosaken, obschon sie vielleicht in ihrem ganzen Leben noch niemals eine Pike in der Hand gehabt haben), und macht sie dann vorzugsweise zu Unterofficieren. Beinahe jeder Stabsofficier in der regulairen Truppe hat auf dem Marsch einen Ordonnanzkosaken bei sich; als Belohnung für die ihm persönlich geleisteten Dienste erbittet er dann für diesen natürlich die Unterofficier-Chevrons. Solche Unterofficiere avanciren später zu Officieren und commandiren dann, eben wie Schreiber, ihre Hunderte. Eine solche Vermengung des Civildienstes mit dem Militairdienst, die beide in eine Form gekleidet sind, hat bei den Kosakentruppen gerade dieselben Folgen, welche sie anderwärts hätte. Man denke sich nur, dass es den Beamten unserer niederen Landgerichte und der Kronbehörden freigestellt wäre sich mit dem im Militair entsprechenden Rang zu den Husaren oder Sappeuren, den Schreibern dieser Behörden aber zu Feldwebeln dieser Truppen mit der Perspective auf ein weiteres Avancement überführen zu lassen, und zwar namentlich wenn allen diesen in der neuen Dienstsphäre gewisse Vortheile lächeln, und man stelle sich vor, was Alles daraus unter den Truppen geschehen würde; und gerade so, wie man sich's vorstellen würde, geschieht es bei den Kosaken, namentlich bei den donischen, die eine ausgedehntere innere Verwaltung haben als die übrigen. Sieht man aber, was sie selbst bei alledem noch sind, so muss man sich noch wundern über die eiserne Festigkeit der donischen Natur; Andere an ihrer Stelle wären dabei schlimmer als Chinesen geworden. Hierin liegt auch die Lösung des Räthsels, weshalb die donischen Kosaken nur so

selten eine ausgezeichnete Cavallerie sind, obgleich sie es sein könnten; das letztere geschieht eben nur, wenn sie einem tüchtigen militairischen Commandeur in die Hände fallen. Ich kann mich hier nicht weiter über die Mittel auslassen, auf welche Weise einem solchen Zustande der Dinge ein Ende zu machen wäre. Das Mittel ist an und für sich klar und besteht in einer radicalen Trennung des Civilressorts vom Militairressort; wer einmal ein Beamter gewesen, der kann nicht mehr zur Fronte zurückkehren, und wer Schreiber gewesen, der sollte weder Unterofficier in der Fronte noch Officier im Regiment sein dürfen; die Civilbeamten und selbst die nichtactiven Militairbeamten müssen auch des militairischen Aeusseren entkleidet werden.*) Die factische Durchführung dieses Mittels würde eine tiefgreifende Reform im donischen Heere veranlassen, welche zwar schon längst nöthig, aber äusserst complicirt und Vielen sehr unlieb wäre (d. h. durchaus nicht den Kosaken selbst, sondern lediglich der Bureaukratie); sie würde eine förmliche Abtrennung der Truppen, d. h. der wirklichen Kosaken und deren Ländereien, von sämmtlichen privaten Besitzern und Besitzungen des donischen Districts verlangen und ebenso die Trennung der einen Verwaltung von der anderen, die keine Ursache mehr hätte militairisch zu bleiben. Das herrliche donische Heer, dem bei den erforderlichen Reformen noch eine so glänzende Zukunft bevorstehen könnte, muss es selbst einsehen, dass es nicht auf dem einen Punkt stehen bleiben darf, während das ganze übrige Reich vorwärts strebt. Russland wird noch lange seine Kosaken nöthig haben, aber nur solche, welche den gegenwärtigen Anforderungen entsprechen. Meine Worte sind nicht mehr als die eines Privatmannes, aber durch sie spricht eine unbesiegbare Macht — der Geist des Jahrhunderts.

Auch deshalb noch ist eine Heeresreform nothwendig, damit die erforderliche Anzahl regulairer Cavallerieofficiere in die doni-

*) Von den Regimentsschreibern überhaupt muss dasselbe gesagt werden, auch hinsichtlich der activen Truppen. Ich habe es zu meiner Zeit oft genug gesehen, wie vor dem Kriege aus allen Stäben Schreiber zur Fronte strömten, um das Georgenkreuz zu erwischen, das sie auf diese Weise Solchen, welche die sittliche Basis des Truppentheils repräsentiren, vorwegnehmen. Natürlich verdienen ja auch Schreiber eine Anspornung, aber weder die ihnen verliehenen Belohnungen, noch ihr Dienst überhaupt müssten als speciell militairisch angesehen werden.

schen Regimenter hineingebracht werden könne. Das Ausführliche ist hierüber bereits oben gesagt worden; zu bemerken wäre nur noch, dass erstens die unstreitig nothwendige Ausschliessung aller Beamten aus den Listen der donischen Officiere eine Lücke ergeben würde, welche ausgefüllt werden müsste, und zweitens, dass, ungeachtet der natürlichen Fähigkeiten der donischen Kosaken, die Begriffe und Kenntnisse, welche eine wirkliche regulaire Cavallerie nöthig hat, noch lange nicht genügend bei ihnen entwickelt sind; nur durch Officiere aus der regulairen Truppe können ihnen diese Begriffe und Kenntnisse vermittelt werden.

Der dritte Grund endlich, welcher die donischen Kosaken häufig daran hindert sich in dem ganzen Glanze ihrer angeborenen Fähigkeiten zu produciren, liegt in der üblichen, bei unserer Armee zur Gewohnheit gewordenen Art mit ihnen umzugehen. Wir wollen ein bitteres, aber leider vollkommen wahres Wort nicht zurückhalten: sie werden zum grössten Theil schlecht behandelt. Als irregulaire Truppen haben die donischen Kosaken sowohl im Felde wie an den Grenzmarken des Reichs, wo ihre Regimenter stationirt sind, den allerschwersten, zugleich aber auch den am allerwenigsten ostensibeln Dienst. Man muss den grössten Theil ihrer Standquartiere, wenn auch nur die im Kaukasus, den sie übrigens bereits gänzlich geräumt haben, sehen, um das Mass der Entbehrungen und Unbequemlichkeiten, das diese Leute zu ertragen vermögen, zu begreifen. Bei eigentlichen Feldzügen, im Kriege, ist gewöhnlich die Hauptarbeit, aber nur sehr wenig Glanz auf ihr Theil gekommen. Die Mehrzahl unserer Cavalleriechefs, denen Kosaken in die Hände geriethen, hatten die Reiterei vom Gesichtspunkt der Manége aus beurtheilen gelernt und betrachteten sie deshalb nur von oben herab. Gelegenheiten zur Auszeichnung haben sich den donischen Kosaken nur selten geboten. In unseren Armeen werden indess in all den Kriegen ohne Zweifel auch solche donische Regimenter anzutreffen gewesen sein, die nicht schlechter als jene berühmten Kosakenregimenter waren, deren Ruhm noch lange am Kaukasus leben wird; man hat es in Folge vorgefasster Meinungen nur nicht verstanden sie an den rechten Platz zu stellen. Uebermässige Arbeit, welche die erforderliche Anerkennung nicht findet, ist wenig dazu geeignet den Menschen anzuspornen.

Man summire die Consequenzen dieser drei Momente, des

zusammengewürfelten Bestandes der donischen Regimenter, des bureaukratischen Charakters eines grossen Theils ihrer Officiere und ihrer niedrigen Stellung in der Armee, und man beantworte die Frage: wenn schon unter solchen ungünstigen Bedingungen aus der Gesammtzahl zu Zeiten einzelne Regimenter hervortreten, von denen damit nur wenig gesagt ist, dass sie nicht schlechter als die besten regulairen Truppen sind, — was müssten diese donischen Kosaken erst sein können, wenn sie in jeder Hinsicht die erforderliche Organisation hätten?

Bei dem gegenwärtigen Stande der Taktik muss man von der Cavallerie eine neue Fähigkeit verlangen, ohne welche sie in früheren Zeiten sehr gut ausgekommen ist, nämlich die Fähigkeit der Dragoner: das Absitzen. Heut zu Tage kann eine Cavallerie, welche nicht darauf eingerichtet ist erforderlichen Falls abzusitzen und sich durch Schiessen zu vertheidigen, auf gar keine Selbständigkeit Anspruch machen, denn man müsste beständig Infanterie neben ihr haben, was eben soviel hiesse, als dass man sie immer nur bei der Infanterie lassen müsste, weil ja die letztere nicht gleichen Schritt mit den Pferden halten kann. Seitdem die Felder Europas durch die rasch zunehmende Bevölkerung gleichsam in bebaute Gärten verwandelt worden und die Flinten dreimal so weit tragen als früher, kann auch die Cavallerie, wenn sie allein ist, sich nicht überall und immer nur auf ihre Pferde und auf ihre Säbel verlassen. Die Attake zu Pferde ist freilich, wie immer, die ausschliessliche Bestimmung derselben geblieben; um aber irgend einen Grad von Selbständigkeit zu conserviren und sich nicht beständig an der Infanterie halten zu müssen wie ein Kind am Schooss des Kleides der Wärterin, muss es die Cavallerie verstehen einem unerwarteten Feind gegenüber sich selbst durch Feuergeben zu vertheidigen und geringere Terrainschwierigkeiten auch ohne Infanterie zu überwinden; sonst würde sie ausser Stande sein einen Schritt zur Seite zu machen, denn im Westen Europas dürfte gegenwärtig kaum ein offener Raum von der Distance eines Flintenschusses ohne irgend welche Zäune oder Hindernisse, hinter denen sich Schützen postiren können, zu finden sein; die Flinten aber tragen 1200 Schritt weit. Man kann mit Bestimmtheit sagen, dass kaum einige Jahre vergehen werden, so wird das zweite Glied in allen Gattungen der Cavallerie aus Dragonern gebildet sein. Aus Rekruten aber gute Dragoner zu bilden, die

in beiden Arten des Dienstes gleich tüchtig sind, ist eine äusserst schwierige Sache; die besten europäischen Cavalleristen haben gezweifelt und zweifeln noch gegenwärtig daran, dass ein solches Resultat gelingen könne, indem sie die Fähigkeit, gleich gut zu Fuss und zu Pferde zu kämpfen, nur den geborenen Reitern, den Mamluken, Arabern, Kosaken u. s. w. zuschreiben. Unsere irregulaire Cavallerie besitzt diese zweifache Fähigkeit im höchsten Grade und ist daher ebenso brauchbar für den kleinen Krieg auf coupirtem Terrain wie in der Steppe. Soll die regulaire Cavallerie in ihren gegenwärtigen Proportionen conservirt werden (und das ist aus sehr vielen Gründen nöthig), so muss auch sie diese Fähigkeit sich aneignen; was für eine untergeordnete Rolle in der Armee würde sonst einigen Zehntausend der allerkostspieligsten Truppen, wenn man sie nicht über eine Flintenschussweite hinaus von der Masse der Infanterie entfernen dürfte, zu Theil werden? Um das zu erreichen, dazu genügen offenbar nicht blos einige Carabiniers in jedem Escadron; die ganze Masse der Cavallerie jedoch im Infanteriedienst auszubilden ist überaus schwierig. Wenn ein Mensch nur vermittelst beharrlicher und langdauernder Uebung sich das Reiten anzueignen vermag, so hiesse jedes Ablenken desselben zu anderen Beschäftigungen, ihn in der Hauptsache schwächen. Es wäre gar nicht schwer aus unseren Cavalleristen, wie aus jedem anderen Russen, einen guten Fusssoldaten zu machen, aber wohl schwer, dass er dabei eine guter Reiter bliebe. Eine solche Frage kann gar nicht entstehen, wenn es sich um einen Menschen handelt, der ebenso von Natur reitet, wie er zu Fuss geht; trotz jeder beliebigen Ablenkung würde er doch immer noch ebenso reiten, wie jeder Andere gehen würde. Die donischen Kosaken sind nicht so sehr an das Absitzen gewöhnt wie die Linienkosaken, aber es ist ihnen immerhin nicht ungewohnt; als sie zum ersten Mal an den Kaukasus kamen, wurden sie gerade ebenso, ohne es jemals besonders gelernt zu haben, zu Fuss als Vorposten verwandt und leisteten zu Zeiten Infanteriedienste, wie die Linienkosaken. Die Dragonerbataillone sind offenbar in der Gestalt, wie man sie in früheren Zeiten formirt hat, eine reine Fantasie; und wenn ein Krieg zehn Jahre währte, so könnte es vorkommen, dass kein einziger Fall eintritt, in dem sie zu verwenden wären. Im Kriege sind nicht regulaire Massen abgesessener Cavallerie erforderlich, sondern Schützen, höchstens in

kleinen Haufen. Einer regulairen Cavallerie, welche aus Kosaken formirt ist, braucht das Absitzen fast gar nicht mehr gelehrt zu werden. Einige elementare Scharfschützenexercitien und ab und zu Uebungen im Zielschiessen würden dazu genügen, damit die Leute ihre Sache, soweit es erforderlich ist, können.

Bedarf es noch einer Erwähnung dessen, wie viel gewandter Kosaken sind als Rekruten und selbst als Soldaten, mit Ausnahme der allerältesten? Jeder, der auf dem Marsch oder im Kriege mit ihnen näher zusammengekommen ist, weiss das sehr gut.

Die Cadres der russischen Armee müssen ausgedehnt werden: das ist unerlässlich, um unsere Kräfte den präsumtiven feindlichen gleich zu machen; in ganz Europa werden die Armeen verstärkt, wir allein können nicht bei den alten Verhältnissen bleiben. Und schon jetzt erheben sich Stimmen wegen der unverhältnissmässig geringen Stärke unserer regulairen Cavallerie im Vergleich zur Infanterie (die Cavallerie ist unter der gegenwärtigen Regierung allerdings um die Hälfte, von 458 activen Escadrons auf 220, reducirt worden). Ich theile durchaus nicht die Ansicht, dass die gegenwärtige Stärke der regulairen Cavallerie, bei der enormen Anzahl der irregulairen, die stets zum Ausmarsch fertig ist, nicht genügend wäre. Im Auslande ist die relative Stärke der Liniencavallerie, welche ihrer Bestimmung nach unserer regulairen entspricht, noch geringer; die leichte Reiterei erfüllt dort vorzugsweise die Obliegenheiten unserer Kosaken: den Vorpostendienst, das Recognosciren und das Fourragiren. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, dass bei einer Ausdehnung der Cadres der Armee die gegenwärtige Stärke der regulairen Cavallerie nicht mehr genügen würde. Auf welche Weise ist sie zu completiren? Durch die Formirung neuer Regimenter? Aber die Cavallerie ist keine Infanterie; einen Rekruten im Reiten auszubilden ist ganz was Anderes, als ihm Schiessen und Marschiren zu lehren. Hier besteht die Schwierigkeit nicht darin, Jemanden im Frontedienst und in der Behandlung der Waffe auszubilden, sondern darin, aus einem Menschen einen Reiter zu machen, der sich auf dem Pferde ebenso zu Hause fühlt wie auf seinen eigenen Füssen, was selbst im längsten Termin nur halb zu erreichen ist. Die Mannschaft einer künstlichen Cavallerie kann man nicht in Friedenszeiten nach Hause schicken und nur die Cadres allein unter der Fahne zurückbehalten, sondern man muss sie während

der ganzen Dauer der Dienstzeit im Dienste behalten und kann die Leute höchstens in geringer Anzahl auf zeitweiligen Urlaub entlassen. Die Infanterie kann man auf dem Kriegsfuss, ohne das Budget in Friedenszeiten zu überlasten, allein durch die Abkürzung der Termine verstärken; hinsichlich der Cavallerie ist diese Massregel unmöglich. Hier repräsentirt jeder Mann mehr in den Listen auch eine neue beständige Ausgabe, welche die Ausgabe für einen Infanteristen um das Dreifache übersteigt. Eine Verstärkung der Cavallerie, welche aus Rekruten gebildet wird und daher auch immer in ihrer ganzen Vollzähligkeit erhalten werden müsste, würde eine bedeutende Erhöhung des Militairbudgets veranlassen. Ohne die Staatskasse zu erschöpfen, kann die Anzahl unserer Cavallerie nur auf die Weise verstärkt werden, dass neue Cavallerieregimenter aus geborenen Reitern formirt werden, denen nur der regulaire Frontedienst, nicht aber auch das Reiten selbst erst beigebracht werden muss; bei einer solchen Mannschaft kann man auch die Cavallerie unter die allgemeine Organisation subsumiren und in Friedenszeiten blos ein Drittel der Leute in der Fronte behalten, zwei Drittel aber entlassen; auf ein Regiment von 6 Escadrons kämen dann eine Division unter den Fahnen und zwei Divisionen Urlauber. Wenn wir also einmal, durch die Noth dazu gebracht, regulaire Kosakenregimenter haben werden, was, fragen wir, wird dann neben diesen die aus Rekruten gebildete Cavallerie anfangen? Hat man sich einmal dazu entschlossen, zu der einen Hälfte der Reiterei Leute zu nehmen, denen man das Reiten nicht erst zu lehren braucht, weil sie es schon besser als alle Bereiter verstehen, und stehen einem solche Leute in unbegrenzter Anzahl zur Disposition, wird man denn dessen ungeachtet dann noch immer, solange Russland besteht, die andere Hälfte der Reiterei aus Bauern bilden, die erst zum Schluss ihrer Dienstzeit höchst mittelmässig zu reiten verstehen? Werden sich denn wirklich bei uns, in Folge der importirten Ideen ausländischer Instructoren, welche durch Peter I. und die Kaiserin Anna ins Land gekommen waren, neben den Linienkosaken für immer die Husaren conserviren, welche als eine Nachahmung der ungarischen Husaren, die niemals unseren Linienkosaken gleich gekommen sind, in Europa eingeführt worden, — und neben den donischen Kosaken die Ulanen, welche ebenfalls nach unseren Kosaken und Tartaren durch die Polen

dem Westen vermittelt worden? Das liefe ja genau auf die Historie von den normannischen Eiern hinaus, welche sich die echten Engländer, während sie in Paris leben, dennoch aus London verschreiben. Eine künstliche Cavallerie kann die Tüchtigkeit der natürlichen, wenn sie ordentlich ausgebildet ist, niemals erreichen; die Kosten ihrer Unterhaltung dagegen betragen genau das Dreifache, weil sie beständig vollzählig beisammen sein muss, während die natürliche Cavallerie unter die für die Infanterie angenommene Organisation subsumirt werden kann und in Friedenszeiten blos ein Drittel derselben die Kosten des Staats zu beanspruchen braucht.

. Man wird vielleicht sagen, das die donischen Kosaken gerade als irregulaire Cavallerie nothwendig und in dieser Branche durch Niemand zu ersetzen seien. Gerade diesen Einwand habe ich schon, ich erinnere mich nur nicht wo, einmal gelesen. Ich muss aufrichtig gestehen, dass ich ihn aber nur für einen Scherz halten kann. Unser Vaterland besitzt nicht nur die Elemente zu einer irregulairen Reiterei, sondern eine bereits ganz fertige irregulaire Reiterei selbst, in einem Verhältniss, welches jedes Bedürfniss ums Zehnfache übersteigt. Auf diesen Gegenstand werden wir an der entsprechenden Stelle noch zurückkommen.

Die donischen Kosaken müssen ohne Zweifel schon jetzt als regulaire Cavallerie, die nur noch nicht genügend ausgebildet ist, angesehen werden. Ein donisches Regiment lernt den Frontedienst nur zwei Wochen lang, während es formirt wird; dann muss es ausmarschiren und wird, sobald es an seinen Bestimmungsort gelangt ist, in einzelne Posten zersplittert, welche einander fast niemals zu Gesicht bekommen. Wenn ein solches Regiment auch nur drei Monate im Jahre ungetheilt zusammen bleiben könnte, so würde es schon, unter den Händen eines tüchtigen Commandeurs, vollständig zu einem regulairen werden. Um aber regulaire Cavalerieregimenter durch donische gänzlich ersetzen zu können, ist eine solche häusliche Reorganisation doch noch nicht genügend. Die regulaire Cavallerie ist eine äusserst complicirte Waffe; zur Vollkommenheit kann sie nur dann gelangen, wenn sich alle Begriffe und Gewohnheiten des Dienstes aus einer langjährigen Praxis entwickelt haben und dadurch ein wohlgefügtes System herausgebildet worden, welches ebenso in wichtigen Dingen, wie in den Details des Dienstes für die Leute massgebend

ist. Ist eine Waffe ordentlich organisirt, so kommt im Geist derselben gerade das Wesen der Sache zum Ausdruck, welches im Grossen sowohl wie im Kleinen alle Vorkommnisse des Dienstes beeinflusst; die Seele der Waffe liegt nicht blos in der Ausbildung, sondern in der ununterbrochenen Tradition, deren Träger Alle sind, welche die Waffengattung repräsentiren. Und gerade diese Tradition der regulairen Cavallerie ist es, die den Kosaken abgeht; sie wird aber auch aus den eigenen Kräften derselben sich nicht so bald in befriedigender Vollständigkeit zu entwickeln vermögen ohne jegliche Anweisung und Beispiel, ohne dass die Kosaken mit der regulairen Cavallerie an einem Ort und auf gleichen Fuss gestellt dienen, und ohne Anleitung von Officieren der letzteren. Es giebt freilich auch donische Officiere, welche ausgezeichnet ein Linien-Cavallerie-Regiment commandiren könnten; aber giebt es deren etwa viele? Der Werth der Kosaken besteht darin, dass sie, tapfer von ganzer Seele, einzeln bei weitem mehr entwickelt als Rekruten und ausserdem geborene Reiter sind; vollständig zur regulairen Cavallerie können sie jedoch nur in den Reihen einer bereits existirenden Cavallerie, durch gemeinsamen Dienst mit derselben, werden. Die Zukunft unserer Cavallerie und die Zukunft des Kriegsbudgets ist nicht davon abhängig, dass den Linien-Kosaken-Regimentern neue Hunderte hinzugefügt, sondern dass die Escadrons allmälig durch regulaire donische Hunderte ersetzt werden.

Um die donischen Kosaken zur regulairen Cavallerie zu machen, ist es vor Allem erforderlich das donische Heer, nach dem Beispiel der kaukasischen Linienkosaken, in locale Regimenter und Hunderte zu theilen, denn sonst werden alle Bemühungen doch zu keinem Resultat führen. Die Kosaken dienen in bestimmten Terminen und kehren dann wieder zu ihren Freiheiten zurück; nur in dem Fall lohnt es sich daher an die Ausbildung eines Kosakenhunderts zu gehen, wenn dasselbe eine stehende Abtheilung bildet, denn nur dann würde man es auch wissen, dass z. B. ein bestimmtes Hundert aus einer gewissen Staniza regulair ausgebildet worden. Alle solche regulaire Kosaken aus dem ganzen donischen Gebiet später wieder zusammenzubringen und sie in derselben Ordnung, in welcher sie während des früheren Termins zusammengehörten, wiederum zu vereinigen, würde ebenso umständlich, wie unsicher sein; ausserdem ist bei Volkstruppen

nur diejenige Abtheilung wirklich tüchtig, welche bereits an Ort und Stelle vom Geist der Kameradschaft durchdrungen ist. Wäre dagegen das donische Heer in stehende Regimenter und Hunderte eingetheilt, so würde sich die Umgestaltung desselben zu einer regulairen Cavallerie einfach in eine Frage der Zeit verwandeln. Um von einem Ersatz der gegenwärtigen Escadrons durch donische Kosakenhunderte überhaupt reden zu können, muss vor Allem die Eintheilung des donischen Heeres in Regiments- und Hundertsbezirke als vollendetes Factum angenommen werden. So will ich es auch thun.

Man könnte mit einem Male je ein stehendes Kosakenhundert in den Bestand eines jeden leichten Cavallerieregiments hineinfügen, d. h. also in sämmtliche Cavallerieregimenter, mit Ausnahme der vier Kürassierregimenter, und gleichzeitig hiermit überall die vierten Escadrons ganz auflösen. Die Ausgaben für die Cavallerie würden auf diese Weise um keinen Kopeken wachsen. Das Kosakenhundert würde in seiner ganzen Vollzähligkeit unalterirt bleiben, und es müsste nur eine Translocation der Officiere stattfinden, weil sonst weder die der regulairen Truppe sich mit den Kosaken befreunden, noch die Kosakenofficiere von dem Geist des stehenden Heeres inficirt würden. Die Hälfte der Letzteren könnte daher zu anderen Escadrons übergeführt und durch die Officiere der aufgelösten Escadrons ersetzt werden. Nach zwei Jahren würde das Kosakenhundert zu einem vorzüglichen Escadron geworden sein und könnte dann, indem es durch das zweite Hundert desselben Regiments ersetzt wird, zu seinen Freijahren entlassen werden. In sechs Jahren würden auf diese Weise drei Hunderte eines jeden donischen Regiments vollkommen ausgebildet sein. Im siebenten Jahr würde, zugleich mit dem vierten Hundert desselben Regiments, auch wieder das erste Hundert, dessen vier Freijahre unterdess abgelaufen wären, eintreten. Hat man erst auf diese Weise bei jedem Cavallerieregiment eine donische Division, so kann man auch sofort das dritte Escadron auflösen; im neunten Jahr, sobald das zweite Hundert nach abgelaufenen Freijahren und das fünfte Hundert neu eintritt, könnte das zweite Escadron, und endlich im elften Jahre, wenn das dritte Hundert nach der Vacanz zurückkehrt und das sechste und letzte neu hinzukömmt, auch das letzte Escadron aufgelöst werden. Auf diese Weise würden also im Laufe von zehn Jahren unsere sämmt-

lichen aus vier Escadrons bestehenden Cavallerieregimenter durch regulaire donische, die je aus sechs Hunderten bestehen, ersetzt werden. Die Zahl der regulairen Cavallerie würde somit, entsprechend der Vermehrung der Infanterie, um die Hälfte stärker werden, in Friedenszeiten dagegen würden, bei gleichzeitiger Auflösung sämmtlicher Reserveescadrons, nur $^2/_5$ der gegenwärtigen Stärke in der Präsenz sein, nämlich zwei Escadrons in jedem Regiment, anstatt der gegenwärtigen vier. Dadurch würde also, ausser der Oekonomie bei der Montirung der ganzen Cavallerie (denn die Kosaken treten mit ihren eigenen Kleidern in den Dienst), der Staatskasse ein bedeutender Vortheil erwachsen.

Kosakenofficiere werden niemals regulaire Cavallerieofficiere vollständig ersetzen können, wenigstens müsste man darauf gar zu lange warten, denn in der Cavallerie besteht das Officiercorps durchschnittlich aus recht gebildeten Leuten, während die Bildung am Don erst einen sehr niedrigen Grad erreicht hat; ausserdem ist die Anzahl der activen Kosakenofficiere, wenn man die donischen Verwaltungsbeamten, welche ebenfalls Officiersuniform tragen, in Abzug bringt, nicht sehr bedeutend. Man müsste daher mindestens die Hälfte der gegenwärtigen regulairen Officiere bei den neuausgebildeten donischen Regimentern belassen. Im Laufe von zehn Jahren würde das Verhältniss unter den Officieren, wenn nur die Vacanzen diesem projectirten Verhältniss entsprechend besetzt werden, schon von selbst auf das normale Mass kommen. Bei der Ablösung des Kosakenheeres von dem grundbesitzenden Adel des donischen Gebiets (dem auf diese Weise jede andere beliebige Carrière offen steht) würde auch die Hälfte der gegenwärtigen Officiersstellen bei den activen Kosaken genügen. Auf die wiederholt ausgesprochene Ansicht, dass bei dem donischen Heer Officiere der regulairen Truppe einzuführen seien, wie das bereits bei den Linienkosaken geschieht, hat man beständig die Antwort gehört, dass es für die Kosaken kränkend sein würde. Aber für welche Kosaken denn? Für die Kosakenbureaukratie, namentlich für die Fiscale, welche Regimenter erhalten, natürlich! In einem Lande aber, in welchem erst vor wenigen Jahren zwanzig Millionen Leibeigenen die Freiheit geschenkt worden, ist eine solche Antwort nicht am Platz. Für die activen Kosaken und Officiere wird das gewiss nicht im mindesten kränkend sein; schon nach einem einmonatlichen Dienst werden sie den ganzen Unter-

schied zwischen der alten und der neuen Ordnung der Dinge zu schätzen gelernt haben und selbst die Officiere, die ihre Landsleute sind, werden in der neuen Genossenschaft ganz andere Leute werden.

Es genügt die wiederkehrende Dienstzeit auf zwei Jahre zu normiren, auf die dann vier Freijahre folgen. Wenn das donische Heer nicht mehr als die gegenwärtige Anzahl regulairer Cavallerieregimenter in einer Stärke von je sechs Hunderten, von denen in Friedenszeiten nur zwei Hunderte als active Truppen vorhanden sein müssten, aufzustellen haben wird, so würde sich der Dienst dieses Heeres als ein sehr leichter gestalten. Zu den sechs activen Hunderten könnte man also noch zwei Reservehunderte hinzufügen, welche beständig zu Hause bleiben würden, mit denen aber in Kriegszeiten das Regiment completirt werden könnte und in denen ebenso alle Minderjährigen ausgebildet werden müssten. Ein von früh auf entwickelter und sodann im Dienst ordentlich ausgebildeter Kosak wird seine Sache auch während der Freijahre nicht vergessen, und zwar namentlich darum, weil er ein Kosak und kein Rekrut ist; er wird bei der Einberufung als ebenso completer Krieger aus seiner Staniza erscheinen, wie der beurlaubte Infanterist aus seinem Dorf. Die angeborenen Fähigkeiten des Kosaken werden die organische Verschiedenheit zwischen den durch die doppelte Form des Dienstes bedingten Ansprüchen zwar ausgleichen; dessen ungeachtet sind aber auch für ihn ernste Exercitien, zum wenigsten Einberufung für eine dreiwöchentliche Uebungszeit, damit er im regulairen Frontedienst fest bleibe und sich an die Waffen gewöhne, erforderlich. Zu diesem Zweck wäre es wünschenswerth, dass ausser den Kosakenofficieren auch noch je ein Officier von der regulairen Truppe zu jedem die Freijahre geniessenden Hundert hinzucommandirt würde. Nimmt man an, wie wir es gethan haben, dass die Officiere von der regulairen Truppe zur Hälfte in einem Regiment, also für drei Hunderte, bleiben, und dass dann ein Drittel oder ein Viertel derselben mit Belassung der halben Gage (wie bei der Infanterie) beurlaubt werden, so würden die übrigen dieser Officiere bei den zwei activen und den vier die Freijahre geniessenden Hunderten genugsam in Anspruch genommen werden. Hinsichtlich des Unterhalts der Menschen und der Pferde würde sich eine bedeutende Oekonomie in Friedenszeiten ergeben. Nur

darf man dieselbe nicht auch auf die Remonte der Pferde und Waffen ausdehnen wollen. In dieser Hinsicht müssen die regulairen Kosaken Alles erhalten, was gegenwärtig der regulairen Cavallerie geliefert wird. Die Race der donischen Pferde ist die beste, die es in Russland und in Europa für die Cavallerie nur geben kann. Aber zwischen Pferd und Pferd ist ein Unterschied, selbst in einer Race. Gegenwärtig versammeln sich die Kosaken, ihren eigenen Mitteln entsprechend, auf billigen Pferden, von denen nur wenige für eine starke Fronte taugen. Unsere regulaire Reiterei aber, die von einer solchen Menge irregulairer unterstützt wird, welcher alle Obliegenheiten des Vorpostendienstes und des kleinen Krieges zufallen werden, muss nicht vorzugsweise, sondern ausschliesslich eine Linienreiterei sein, die zu einer Attake gegen die Infanterie zu gebrauchen ist. Sie braucht daher starke, grosse und zugleich feurige Pferde. Solche Pferde werden sich am Don, in den neurussischen und stawropolschen Steppen soviel man ihrer bedarf, schon finden, sobald nur die erforderliche Nachfrage entsteht. Sie sind aber nicht billig. Dem Kosak fehlt es an Mitteln ein solches Pferd auf eigene Kosten anzuschaffen. Ihm muss daher die Remontesumme nach dem gegenwärtigen Etat der regulairen Cavallerie, d. h. also 120 Rubel, voll ausgezahlt, sodann aber auch unnachsichtlich verlangt werden, dass er ein Pferd von den erforderlichen Eigenschaften, das nicht weniger als 2 Arschin $2^3/_4$ Werschok Höhe*) haben darf, reite. Pferde, die unter diesem Mass sind, taugen nicht für die Liniencavallerie; ihr Anprall, namentlich gegen die Infanterie, ist nicht stark genug, was Jeder, der einmal eine Attake gegen ein Carré gesehen hat, sehr gut weiss. Ein bemerkenswerther Vorzug des nischnynowgorodschen Regiments bestand im Türkenkriege darin, dass die ausschliesslich vom Don stammenden Pferde desselben höher, als das gewöhnliche Mass für Dragonerpferde, und daher auch stärker waren, obgleich noch immer nicht stark genug. Auf solchen Pferden würden die donischen Kosaken eine regulaire Cavallerie abgeben, wie sie Europa noch nie, ausser etwa bei den Engländern, gesehen hat, — dafür kann man garantiren. Gerade ebenso muss

---

*) 1 russ. Arschin = 16 Werschok = 28 Zoll englisch = 0,711 Meter, also 2 Arschin $2^3/_4$ Werschok russisch = 1,544 Meter oder 5 Fuss $^{13}/_{16}$ Zoll englisch. Anm. d. Uebers.

den regulairen donischen Regimentern die etatmässige Summe für Sattelzeug und Geschirre ausgezahlt und sodann auch verlangt werden, dass alles Dergleichen in vollkommener Ordnung sei. Die gegenwärtige donische Waffe muss natürlich in ihrer Gestalt beibehalten, hinsichtlich ihrer Qualität jedoch verbessert werden. Dass die Kosakenofficiere ebenfalls in jeder Beziehung den übrigen Officieren gleich gestellt werden müssen, bedarf nicht weiter der Erwähnung. Wünschenswerth wäre es, dass ihnen, nach dem Muster aller übrigen, auch während der Freijahre die halbe Gage gesichert würde. Durch die Verwandlung der donischen Kosaken in regulaire Regimenter würde nicht nur hinsichtlich des Unterhalts der Cavallerie, sondern auch in den Gagen der Officiere eine Oekonomie erzielt werden, im Vergleich zu welcher eine Mehrausgabe für diese Waffe, wenn sie nur gerechtfertigt und nothwendig ist, blos einige Procente ausmachen würde.

Ich habe rein taktische Fragen in dieser Uebersicht gar nicht berührt. Hier kann man indessen nicht umhin zu fragen: sollen sich auch die regulairen Kosaken, ihrer alten Gewohnheit nach, noch immer in einem Glied (in der einreihigen „Lawa“) aufstellen oder in zwei Gliedern? Ich habe noch niemals eine wohlmotivirte Antwort darauf gehört oder gelesen, weshalb die Cavallerie sich in zwei Gliedern aufstellen soll, da das Haupterforderniss dieser Truppengattung für den Kampf — die grösstmöglichste Fähigkeit einen Theil durch den anderen abzulösen — durch eine solche Aufstellung auf die Hälfte reducirt wird. Wie dem aber auch sein mag, ein eingewurzelter Gebrauch ist immerhin ein wichtiger Factor. Lässt man denselben unalterirt bei einer aus Rekruten gebildeten Cavallerie, die einmal gewohnt ist so zu operiren und es anders nicht versteht, so kann man dasselbe Argument auch zur Vertheidigung der althergebrachten Gebräuche einer anderen Cavallerie, die anders zu operiren gewohnt ist, geltend machen. Es wird doch selbstverständlich Keinem einfallen zu behaupten, dass das Leib-Kosaken-Regiment deshalb schlechter als irgend ein anderes sei, weil seine gebräuchliche Aufstellung einmal die einreihige Fronte (die Kosakenlawa) und nicht die zweireihige ist?

Was die Gewohnheiten anbelangt, so gilt dasselbe hinsichtlich aller eingewurzelten Gebräuche der donischen Kosaken.

Aus ihnen soll eine regulaire Cavallerie gebildet werden, aber das Regulaire soll nur in der regelrechten Bewegung und in der

geschlossenen Formation, nicht aber in einer Veränderung ihrer inneren Einrichtungen, ihrer Behandlung der Pferde u. s. w. bestehen. Der von Generation zu Generation sich forterbende Brauch solcher Leute, die sich schon zu Hause, nach der Väter Sitte, für den Dienst instruiren, ist etwas Heiliges und Unantastbares, denn auf ihm beruht die ganze Kraft des Selbstvertrauens sowohl bei einer ganzen Abtheilung, wie bei den einzelnen Individuen. In dieser Hinsicht kann ein Officier aus der regulairen Truppe nur das dem Kosaken lehren, was der von einem Adler erzogene junge Löwe den Thieren lehren wollte, nämlich Nester bauen.

Gehen wir über zur irregulairen Reiterei.

Diese Bezeichnung ist nicht ganz richtig, da bei uns mehr oder weniger alle Kosaken regulaire Truppen sind; richtig wird dieselbe nur angewandt bei den kaukasischen Regimentern eingeborener Reiter. Diese ganze Kategorie unserer Reiterei müsste eigentlich natürliche Reiterei genannt werden zum Unterschied von der künstlichen.

Sämmtliche irregulaire Reiterei darf man indess nicht unter einen Gesichtspunkt stellen. Nach den Eigenschaften der Leute, wie sie die Wirklichkeit uns bietet, zerfällt sie vielmehr in zwei scharf von einander unterschiedene Unterabtheilungen: in solche, die zum Kampf, und in solche, die zum Vorpostendienst zu verwenden ist. Zu der ersteren sind alle kaukasischen irregulairen Reitertruppen und vielleicht auch die uralschen Kosaken (die ich nicht so genau kenne) zu rechnen; zu der letzteren alle übrigen Kosaken und die Nomadenvölker.

Ungeachtet der enormen Masse irregulairer Reiterei, welche sich in allen Kriegen bei unserer Armee befunden hat, muss man doch gestehen, dass sie nur sehr wenig zu selbständigen Partisanoperationen gebraucht worden ist: wir haben es eben bis auf diesen Tag nicht verstanden unsere Vorzüge in gehöriger Weise zu verwenden. Ausser im Jahre 1812 und zu Anfang des Jahres 1813 haben die Kosaken niemals als selbständige Detachements operirt. Ich führe diese Unthätigkeit auf zwei Ursachen zurück: erstens auf die Einseitigkeit der Anschauung, welche bei uns in Betreff der irregulairen Reiterei herrscht, und zweitens auf die in der That relativ geringere Fähigkeit der donischen Kosaken zum Partisanenkriege, als sie z. B. die kaukasische Reiterei besitzt.

Dem Geiste nach sind die donischen Kosaken eine regulaire Cavallerie. Obgleich sie als Vorhut eine weit grössere Wagehalsigkeit und Gewandtheit entwickeln als gewöhnliche Cavalleristen, so sind sie doch nicht gerade vollkommen das, was man Einzelreiter nennt; ihre Entstehung verdanken sie der Steppe, in welcher die Quantität, die engere Gemeinschaft und die frontenmässige Bewaffnung mit der Pike immer einen zweifellosen Vorzug vor der Bravour des Einzelnen behaupten werden; erst seit der vorletzten Regierung haben sie angefangen Flinten zu tragen. Auf den coupirten Feldern Europas war diese Steppencavallerie ohne Flinten offenbar nicht selbständig genug; unsere irregulaire Reiterei bestand indess fast ausschliesslich aus donischen Kosaken und wurde nach ihnen in taktischer Hinsicht, selbst in der Theorie, beurtheilt. Die Folge davon war, dass man die irregulaire Reiterei ausschliesslich zum Vorpostendienst und zum Recognosciren zu verwenden pflegte; als selbständige Waffe verblieb sie in Unthätigkeit. Die Kriegsgeschichte jedoch lehrt es, in einem wie hohen Grade eine zahlreiche irregulaire Reiterei eine selbständige Waffe sein kann, und zwar nicht allein zu Hause bei sich, in der Defensive, sondern auch im Offensivkrieg. Solange die Türken noch ihren kriegerischen Geist hatten, haben ihre Delibaschi gewissermassen eine Atmosphäre um den festen Kern ihrer Armee gebildet, den Umkreis der Operationen derselben bedeutend erweitert und das feindliche Heer in seinem eigenen Lande in einer beständigen Blokade gehalten. Man kann es aus den Aufzeichnungen der Zeitgenossen sehen, in welchem Grade die Oesterreicher bei sich zu Hause, im eigenen Lager, von dieser zudringlichen Cavallerie belagert wurden. In dieser Hinsicht unterscheidet sich unsere Zeit nicht im mindesten von der früheren. Wie damals kann auch jetzt noch eine kriegstüchtige irregulaire Reiterei, wenn sie gehörig dirigirt und zahlreich genug ist, den Feind, selbst im eigenen Lande, in die allerbedrängteste Lage versetzen. Eine gute irregulaire Reiterei, wie die kaukasische, kann, wenn sie nur mit zuverlässigen Führern versehen ist, niemals abgeschnitten werden, sowohl wegen der Eigenschaften ihrer Pferde, welche gewöhnliche Cavalleriepferde drei Mal überholen, als auch deshalb eben, weil sie es versteht die Localität auszubeuten. Die Infanterie kann sie nicht einholen und die Cavallerie wird ihr nichts anhaben. Unsere Kaukasier, die Kosaken sowohl wie die Einge-

borenen, welche als ihre Hauptwaffe das gezogene Rohr ansehen, sind ebenso gefährlich zu Pferde wie zu Fuss. In der grossen Schlacht, bei dem Gedränge der Truppen, ist die eminente Tüchtigkeit dieser Leute, welche hauptsächlich bei zerstreuten Einzelgefechten in ihrem vollen Lichte zur Geltung kommt, nicht an ihrem Platz; bei der Verfolgung dagegen und im Partisanenkriege verleiht sie ihnen ein entschiedenes Uebergewicht über jeden europäischen Feind. Sind sie zu Pferde, so umringen sie wie ein Bienenschwarm die feindliche Cavallerie, zwingen dieselbe sich in fruchtlosen Angriffen zu erschöpfen und schiessen die Feinde einzeln herunter; haben sie hinter der ersten sich bietenden Deckung abgesessen, so bringen sie den Feind mit einem Mal zum Stehen. Wie das Wasser ergiesst sich diese fliegende Reiterei in jeden Intervall, welcher zwischen den Abtheilungen des Feindes entsteht, reisst sie auseinander und zwingt den Gegner die Verbindung zwischen seinen Massen nicht anders als vermittelst starker Colonnen zu unterhalten, bedroht die Parks und den Train des Feindes und versetzt ihn, mit einem Wort, in die Lage der Franzosen in Spanien. Mit einer solchen Reiterei werden wir stets im Stande sein Alles zu wissen, was der Feind thut, während dieser von uns gar nichts erfahren wird; Recognoscirungen werden für ihn unmöglich, ausser vermittelst ganzer Detachements, und auch dann nur auf geringe Distancen; zwischen uns und dem Feinde wird ein Vorhang hängen, der für ihn dunkel, für uns aber durchsichtig ist.

Zur Erreichung eines solchen Resultats genügen natürlich nicht blos einige Regimenter, sondern es ist eine Masse solcher fliegenden Reiterei erforderlich, die ausschliesslich zu diesem Zweck gebraucht wird, nicht weniger als zwanzig Regimenter bei einer grossen activen Armee und etwa zehn bei geringeren Armeen. Diese Reiterei muss dann ganz in der Hand Eines sein, sich unter der Leitung eines ausgezeichneten Atamans befinden, der von einigen vollkommen zuverlässigen Anführern fliegender Detachements unterstützt wird.

Der Kaukasus kann ein bedeutendes Contingent unvergleichlich kriegstüchtiger irregulairer Cavallerie stellen. Das kubansche Heer würde 28, das terekschc Heer 10 Reiterregimenter stellen. Das wären sämmtlich Linienkosaken, deren Tüchtigkeit, wenigstens grössten Theils, bekannt genug ist. Dann kann man auch aus

der eingeborenen kaukasischen Bevölkerung noch eine ganze Menge Regimenter von ebenso bedeutender Tüchtigkeit bilden.

In früheren Zeiten sind die Versuche, die eingeborenen Kaukasier zu einem permanenten Dienst unter unsere Fahnen zu sammeln, bisweilen (wie z. B. im Türkenkriege) nur von geringem Erfolg gewesen. Seitdem aber hat sich Alles geändert. Die besten Krieger Schamils und einige Tausend Abreken (Tscherkessenflüchtlinge) sind ohne Thätigkeit und daher fast ohne Brod geblieben; die kaukasische Jugend, durch die Erzählungen ihrer älteren Brüder begeistert, brennt vor Verlangen ihre Kräfte zu versuchen. Dieser kriegerischen Leidenschaft muss bei der ersten günstigen Gelegenheit ein Abfluss geöffnet werden, damit sie sich nicht sonst gegen uns selbst wende.

Im Kaukasus giebt es nicht einen raisonnabeln Befehlshaber, der nicht dafür garantiren würde, dass er aus dem ihm anvertrauten Volksstamm bei dem ersten Aufruf zum Kriege soviel Reiter, als man nur will, zu stellen vermöchte. Diese aus den ansässigen Bergvölkern aufgebrachten Streitkräfte würden aber, sobald sie unter die russische Fahne gestellt worden und erst einmal mit uns auf dem Schlachtfelde fraternisirt haben, gerade eben dadurch jeder Gewalt feindlicher Einflüsse entzogen werden. Die Quantität der irregulairen Reiterei, welche der Kaukasus zu stellen vermag, ist, wenn die örtliche Obrigkeit nur die entsprechenden Massregeln ergreift, beinahe unbegrenzt. Einer solchen Masse bedarf es jedoch gar nicht. Ich will nur diejenigen Regimenter aufzählen, welche ohne alle Anstrengungen, und zwar sofort, von jedem einzelnen District gestellt werden könnten. Es wäre leicht solche Regimenter zu formiren: in der Karatscha und aus den am Kuban lebenden Stämmen 1, in der Kabarda 1, in Ossetien 1, in der Tschetschna und den Bergdistricten 3, im Thale des kumückischen Koisu 1, in dem Schamchalat 1, in der Akuscha und in dem mechtulinischen Chanat 1, in dem kaitak-tabassaranschen District und in der kürinischen Herrschaft 1, in der kasikumückischen Herrschaft und in dem samurschen Bezirk 1, in den Bergbezirken Dagestans 4, im dschar-belakanschen District 1, aus den Tuschinen und Chewsuren 1 und eins aus den Kurtati, also im Ganzen 18 Regimenter.

Zusammen mit den Linien-Kosaken-Regimentern würde die Zahl der kriegstüchtigen irregulairen Regimenter, welche den aller-

anspruchsvollsten Forderungen des Partisanenkrieges und zugleich auch des Vorpostendienstes genügen, bis auf 56 steigen; wenn es nöthig wäre, so könnten wir auch noch mehr haben.

Ausser der activen irregulairen Cavallerie für den Partisanenkrieg brauchen wir aber noch eine gewisse Anzahl irregulairer Regimenter zum Vorpostendienst. Wünschenswerth wäre es freilich, dass zwischen diesen Regimentern und jenen kein gar zu grosser Unterschied, sondern dass sie sämmtlich kriegstüchtig wären. Ich halte es durchaus nicht für unmöglich bei einer sorgfältigen Ausbildung der irregulairen Truppen es dahin zu bringen. Vor der Hand aber muss man die Dinge eben nehmen, wie sie sind. Wir haben 56 active Regimenter aufgezählt, von denen freilich nicht alle diese Bezeichnung vollkommen verdienen; unter ihnen werden sich doch immer etwa zehn finden, welche, in Folge der Abnahme des kriegerischen Sinnes bei einigen Stämmen, weit tiefer als die übrigen Regimenter stehen würden; immerhin würden sie aber alle, wenn auch nicht ausgezeichnete Partisanen, so doch gewiss eine tüchtige Vorhut abgeben können. Dasselbe kann man auch von unseren übrigen irregulairen Truppen sagen. Als Vorhut übertreffen sie bei weitem die regulairen Truppen gerade in den allerwesentlichsten Eigenschaften: in Unermüdlichkeit der Menschen und Pferde, in Wachsamkeit und Weitsichtigkeit, in Geistesgegenwart, in der Gewohnheit einzeln zu agiren, mit einem Wort in allen den Eigenthümlichkeiten, welche Nomaden und Halbnomaden, die in Mitten einer uncultivirten Natur in Grenzgebieten leben, immer auszuzeichnen pflegen. Dabei sind diese Leute, wenn auch nicht Krieger ersten Ranges, wie die Linienkosaken oder die kaukasischen Bergvölker, doch immerhin kriegerisch genug, so dass Jeder von ihnen für seine Person einstehen und den ersten Widerstand leisten kann. Vereinte Operationen werden von ihnen nicht verlangt. Sie sind eben die Kosaken, wie sich die Mehrzahl bei uns die Kosaken vorstellt; diese hinsichtlich der donischen Kosaken entschieden falsche Vorstellung passt auf sie vollkommen. Sie sind nicht solche Truppen, deren Hauptaufgabe es ist Brust gegen Brust mit dem Feinde handgemein zu werden, sondern sie sind die Späher der Armee. Ihre Aufgabe besteht darin die Vorpostenwache, Detachements, fliegende Colonnen im Rücken der Hauptmacht zu bilden, Gefangene zu escortiren u. s. w. Ihre Aufgabe ist es ebenfalls die Cavallerie

zu ersetzen in solchen Gegenden, wo die Cavallerie ihrer Schnelligkeit wegen, nicht aber wegen eines entscheidenden Kampfes mit einem organisirten Gegner nöthig ist, wie z. B. in unruhigen Provinzen, wie die polnischen, als Zugabe zu Defensivtruppen, welche Küsten und Grenzen beschützen u. s. w. Solchen Aufgaben sind unsere irregulairen Truppen — wir reden nicht von denjenigen, welche wir Kriegstruppen genannt haben und denen eine höhere Aufgabe gestellt ist — nicht nur vollkommen gewachsen, sondern sie sind darin geradezu unersetzlich. Bei den europäischen Armeen kommen sämmtliche oben angeführte Dienstbranchen auf die regulaire leichte Cavallerie und lähmen sie daher, indem sie dieselbe ermüden und abjagen, in einem bedeutenden Grade; eine ermüdete Reiterei taugt aber im Kampf zu Nichts. Ausserdem sind die irregulairen Truppen, selbst wenn sie auch nicht besonders kriegstüchtig sind, aus dem Grunde höchst schätzenswerth, dass man sie in Friedenszeiten gar nicht, oder doch nur theilweise zu unterhalten braucht; gleich beim ersten Aufruf würden sie vollzählig zur Stelle sein. Ohne sie würde man gerade zu denselben Aufgaben eine Masse regulairer Cavallerie beständig in der Präsenz halten müssen, denn eine künstliche, aus Rekruten gebildete Cavallerie erfordert eine sorgfältige und ununterbrochene Ausbildung. Im Besitz der erforderlichen Quantität irregulairer Reiterei, die in Friedenszeiten relativ wenig kostet, würden wir durch dieselbe die stehenden Truppen ersetzen (wodurch das Budget sehr erheblich vermindert werden würde), der Armee eine vorzügliche Vorhut und zwar die allerwachsamste, die es nur geben kann, beigeben und unsere regulaire Cavallerie frisch erhalten. Hieraus erhellt zur Genüge, von welcher Bedeutung die Bestimmung der irregulairen Truppen, selbst derjenigen zweiten Ranges, im Kriege ist. Da kommt es darauf an Leute zu haben, die unermüdlich sind, die sich in Alles zu finden wissen, geborene Reiter auf solchen Rossen, die ebenso ausdauernd sind wie sie selbst. Solche Leute giebt es an den Grenzen Russlands soviel man nur ihrer bedarf; einige von ihnen sind bereits militairisch organisirt, andere nicht, aber es ist weder schwierig noch kostspielig ihnen eine solche Organisation zu geben.

Man kann es annähernd berechnen, wie viel solcher irregulairer Regimenter für den ganzen Umfang des europäischen Russlands (den Kaukasus mitgerechnet) bei dem höchsten Mass

der Kriegsrüstungen erforderlich sind. Die eigentliche asiatische Grenze des Reichs, östlich vom kaspischen Meere, wollen wir nicht mit in Rechnung ziehen. Im Anschluss an die Vertheilung der Streitkräfte, wie sie bei der Aufzählung der Infanteriedivisionen von uns vorgeschlagen worden, würde die Anzahl und die Aufstellung der irregulairen Reiterregimenter etwa in folgender Weise angenommen werden können.

Zu Partisanoperationen:

Bei der grossen activen Armee	20	Regim.
Bei der Südarmee (am Dnjester)	9	„
Bei dem activen Corps an der türkisch-asiatischen Grenze	7	„
Zusammen	36	Regim.

Von 55 Regimentern blieben somit noch 19 übrig zum Wacht-, Convoi- und inneren Dienst bei den activen Armeen und bei den an den Grenzen stationirten Truppen.

Bei einer bedeutenden Anhäufung von Kräften in einer Armee, die aus mehreren hunderttausend Mann besteht, wird der Umkreis derselben durch das Zunehmen der numerischen Stärke relativ geringer, und es würde daher, besonders wenn die Fronte der Armee durch fliegende Detachements gedeckt ist, genügen für je ein Corps von drei Divisionen ein Regiment mit dem Vorpostendienst zu betrauen. Bei Armeen von geringerer Stärke würde freilich mehr erforderlich sein. Hiernach würden nöthig sein

zum Vorpostendienst:

Bei der grossen activen Armee, die wir auf 40 Infanteriedivisionen (mit Ausnahme der Elitetruppen) angenommen haben, als Avantgarde	13	Regim.
Zum Dienst im Rücken der Armee im besetzten Feindesland.	6	„
	19	Regim.
Bei der Südarmee, die wir mit 7 Divisionen angenommen haben . . . . , . . .	4	Regim.
Bei den die Küsten des schwarzen Meeres und des Kaukasus beschützenden Truppen, ausser den Kosaken des 2. Aufgebots im Kubandistrict . .	2	„

Ausserdem:

Im baltischen Bassin . . . . 3 Regim.
Im Bassin des schwarzen Meeres . . . . 3 „
Im Königreich Polen und in den westlichen Gouvernements zum Anfang des Krieges, je drei Hunderte auf jedes Gouvernement und ein Regiment auf Warschau gerechnet . . . . 8 „

Zusammen 39 Regim.*)

Im Ganzen würden also 75 **) active und zum Vorpostendienst taugliche irregulaire Regimenter erforderlich sein (die asiatischen Grenzen des kaspischen Meeres nicht mitgerechnet).

Die bei weitem grösste Anzahl der irregulairen Reiterei wurde bis jetzt von dem donischen Heere gestellt. Werden jedoch die donischen Kosaken in regulaire Cavallerie umgewandelt, so müssen sie durch Andere ersetzt werden. Der Kaukasus könnte 56 irregulaire Reiterregimenter stellen, im Nothfall auch mehr. Nehmen wir an, dass von der orenburgschen Grenze 8 Regimenter in den Süden rücken könnten; zum Dienst in den Gebieten jenseits des Urals würden noch genug zurückbleiben. Das wären also schon 64 Regimenter und es käme nur noch darauf an 11 zu schaffen. Für diese sind aber in den inneren Nomadenstämmen des südöstlichen Rayons des europäischen Russlands die fertigen Elemente vorhanden.

Da ich bereits längst die Gelegenheit gehabt habe mit diesen Nomadenstämmen, den Kalmücken, den Bukejewkalmücken (aus dem Innern), den Nogaiern und den Truchmenen, bekannt zu werden, so habe ich mich immer aufrichtig darüber wundern müssen, weshalb man auch nicht den mindesten Vortheil für den

---

*) In Friedenszeiten besorgen den inneren Cordondienst im Kaukasus die Linienkosaken; beginnt der Krieg, so muss diese unvergleichliche Reiterei natürlich in die active Armee treten. Um sie beim Cordon zu ersetzen, wird man jedoch zu jeder Zeit eine genügende Anzahl einer aus Eingeborenen gebildeten Miliz stellen können. Diese Einrichtung existirt zwar schon gegenwärtig, verlangt jedoch, um ihrem Zweck zu entsprechen, eine umfassende Reorganisation.

**) Im russischen Originaltext steht hier die Zahl 73, was jedoch nach der vorstehenden und folgenden Berechnung wiederum nur als ein Druckfehler angesehen werden kann.

Anm. d. Uebers.

Staat aus diesen Leuten zieht, welche beinahe gar keine Steuern zahlen, alle zusammen aber nicht weniger als ungefähr 25 Millionen Dessätinen Land — einen Rayon so gross wie Preussen, wie es nämlich vor 1866 war — inne haben. Die Baschkiren und Meschtscherägen in eine bürgerlich organisirte Bevölkerung zu verwandeln ist eine vollkommen richtige Massregel. Die Bedeutung der Militairpflicht, welche diese zahlreiche, die fruchtbarsten Landstriche bewohnende Bevölkerung zu prästiren hatte, entsprach nicht im mindesten dem durch eine solche Ordnung der Dinge verursachten Nachtheil für die allgemeine Productivität des Staats. Ganz anders verhält es sich mit den Kalmücken, Nogaiern und den Uebrigen. Diese Stämme sind alle nicht sehr bedeutend, im Ganzen werden sie höchstens 60,000 Kibitken, d. h. Familien, ausmachen. Sie leben alle in der Steppe, welche zum grössten Theil unfruchbar ist und nur Nomaden ihren Unterhalt zu liefern vermag. Ihr Dasein verbringen sie in der vollständigsten Unthätigkeit. Zwar giebt es unter ihnen viele gänzlich Verarmte, die sich an den Grenzen bewohnter Plätze verdingen, um sich ihren Unterhalt zu erwerben; alle Uebrigen aber leben als Nomaden von dem Ertrag ihrer Heerden und thun entschieden gar nichts; einige Hirten sind die einzigen beschäftigten Leute unter ihnen. Die Uebrigen tragen ihr Lebenlang zur Vergrösserung des Volkswohlstandes nicht für einen halben Kopeken bei. Ob sie sich in ihrer Heimath befinden oder am anderen Ende der Welt, das macht nicht den geringsten Unterschied aus weder in nationalökonomischer Hinsicht noch in Rücksicht auf sie selbst. Von solchen Nomaden leben anderthalb Millionen, wenn nicht noch mehr, unter russischer Herrschaft, und ich spreche gar nicht einmal von den weit Entfernten, von den noch wilden Kirgisen, sondern blos von den innerhalb der Grenzen des europäischen Russlands lebenden Nomaden, welche bereits merklich russificirt und daher gewissermassen schon Unseresgleichen geworden sind. Aber irgend welchen Vortheil haben sie bis jetzt entschieden nicht gebracht. Die einzige Steuer, welche sie zahlen, reicht kaum hin für den Unterhalt ihrer Verwaltung. Alle diese Nomaden sind indess geborene Reiter, ausdauernd und wachsam, Leute mit scharfem Gesicht und Geistesgegenwart, wie alle Halbwilden, die unter freiem Himmel aufgewachsen sind, und zu gleicher Zeit kühn, sobald nur ein kühner Anführer an ihrer Spitze steht. Im

Kaukasus haben sich sehr viele Flüchtlinge der Nogaier in jeder Hinsicht ausgezeichnet. Von unseren Nomaden ausgeführte Tagemärsche würden einem Europäer als Fabeln erscheinen. Diese Leute werden als Kosaken geboren und sie brauchen eben nur Officiere als Anführer und für die erste Zeit Kosaken-Unterofficiere. Man kann sie sämmtlich an einem Tage zu Pferde steigen lassen, ohne dass dadurch irgend welche Störung in ihrem Hausstand entstehen würde, denn es existirt eben kein Hausstand bei ihnen. Um sie militairisch zu organisiren könnte man diese Stämme dem nächsten Kosakenheer zutheilen: die kaukasischen Nomaden den Linienkosaken, die Kalmüken den donischen, die Bukejewkirgisen dem uralschen Kosakenheer. In jedem dieser Heere würde sich eine genügende Anzahl Reserveofficiere und Unterofficiere für die neuzuformirenden Hunderte finden, zumal diese Leute bei einer irregulairen Truppe nur zum Commandiren nöthig sind, nicht aber zum Lehren, weil denselben eben beinahe nichts weiter gelehrt zu werden braucht; die Zahl der Anführer kann daher auch auf das geringste Mass beschränkt werden. In ihren Gewohnheiten, in ihrer Art und Weise zu reiten und in ihrer Bewaffnung, soweit von derselben überhaupt die Rede sein kann, haben die verschiedenen Nomadenstämme überall sehr viel Verwandtes mit den ihnen benachbarten Kosaken, weil ja auch diese letzteren sich anfangs ebenso wie sie entwickelt haben. 8 Kalmücken-, 6 Kirgisen- und 6 Nogaier- und Truchmenenregimenter könnten gleich morgen am Tage ohne die geringste Schwierigkeit gestellt werden. Diese Regimenter würden als Truppen natürlich nicht zu vergleichen sein mit den Tschetschenzen oder den dagestanschen Regimentern, aber sie würden dennoch nicht schlechter sein als viele Kosakenregimenter, namentlich von der orenburgschen Grenze, die sich ihres Wacht- und Botendienstes in unseren Armeen pünktlich entledigen.

Alles Neue verlangt seinen Stufengang. Obgleich die Bergkaukasier sämmtlich für ihre Person fertige Krieger und die Nomaden fertige Reiter sind, so müssten sie dennoch, damit die künftigen Regimenter wohlorganisirt seien, methodisch formirt werden, indem man mit der geringsten Truppeneinheit, mit dem Hundert, anfängt. Die neuen irregulairen Regimenter würden zum Ersatz für die donischen Kosaken nöthig sein; es würde daher genügen, wenn ihre Entwickelung in demselben Masse gezeitigt

wird, in welchem die donischen Hunderte sich in regulaire Cavallerie verwandeln; an der Stelle eines jeden donischen Hunderts, welches zur regulairen Cavallerie hinzugezogen wird, müsste ein neues irregulaires Hundert entstehen. Uebrigens könnte bei der Bildung irregulairer Regimenter aus Nomadenstämmen und aus kaukasischen Bergvölkern nicht ein gleiches Verfahren eingeschlagen werden. Die Einen kann man formiren, wie es eben praktisch erscheint, mit den Anderen dagegen muss man vorsichtig verfahren.

Aus den Nomadenstämmen Regimenter zu bilden ist etwas sehr Einfaches. Hat man sie in annähernd gleiche Regimentsbezirke getheilt, so könnte man gleich im ersten Jahr je ein Hundert von jedem Regiment formiren und dasselbe zum Dienst im Inneren des Bezirks verwenden; im zweiten Jahr könnte man dann dieses Hundert verdoppeln und, wenn auf diese Weise eine Division gebildet worden, ihm den Dienst anweisen, wo es gerade nöthig ist. Die neu hinzukommenden Leute würden, sobald sie unter die alten, die dann schon ein Jahr gedient hätten, gekommen sind, zu dem wenig complicirten irregulairen Dienst sofort tauglich sein. Sodann wären die Leute alle zwei Jahre hundertweise zu ersetzen, damit die Neuhinzukommenden immer in die Reihen der Gedienten treten könnten. In neun Jahren würde der ganze Bestand des Regiments an die Reihe gekommen sein. Und mehr bedarf es nicht; selbst auch bei den bereits organisirten irregulairen Truppen geschieht nichts weiter. Von den Nomaden könnte der Uniformität wegen wohl verlangt werden, dass sie z. B. Mützen von gleicher Farbe, nach den Regimentern, haben, aber die Equipirung würde ihnen natürlich sehr viel Schwierigkeiten machen, wollte man ihnen statt ihrer gewöhnlichen Kleider eine absonderliche Uniform aufdringen.

Die Kaukasier dagegen kann man nur ohne dass sie es merken und ohne ihrer Freiheit und ihren Vorstellungen Gewalt anzuthun zum Dienst heranziehen. In der ersten Zeit muss ihnen der Dienst leicht gemacht werden und dürfen sie nicht von ihren Wohnstätten entfernt werden. Es genügt für den Anfang je ein Hundert von jedem Regiment zu formiren und dasselbe zur Erfüllung polizeilicher Aufgaben in dem Bezirk zu lassen; später kann erst das zweite Hundert hinzugefügt werden. Von 17 Regimentern würden dann 34 Hunderte vorhanden sein; so gross würde

auch jetzt bereits die Anzahl der unter der Gestalt verschiedener Miliztruppen auf Staatskosten unterhaltenen Bergvölker im Kaukasus sein. Um das ganze Regiment aus einem Bezirk in Bereitschaft zu haben, dazu würden diese zwei Hunderte genügen. Die zu den übrigen vier Hunderten sich meldenden Freiwilligen würde man nur zu den ersten zwei anzuschreiben und sie dann der Reihe nach, immer ein Hundert nach dem anderen, zum Dienst einzuberufen haben. Für die Freijahre müssten freilich den Leuten irgend welche Vortheile zugesichert werden; die Verleihung solcher Vortheile könnte jedoch, meiner Meinung nach, nur sehr wenig Schwierigkeiten machen. Unterhaltsgelder, z. B. von 2 Rubel monatlich per Mann und ein Drittel des etatmässigen Gehalts für Officiere und Unterofficiere, würden durchschnittlich 30 Rubel auf den Reiter und für 68 die Freijahre geniessenden Hunderte 250,000 Rubel im Jahre ausmachen. Diese Summe repräsentirt aber gar keine neue Ausgabe, denn die Ausgabe für den Unterhalt der gegenwärtigen irregulairen Truppen würde nur für den Unterhalt anderer zu assigniren und daher nicht als neuer Posten anzusehen sein. Zu diesen Unterhaltsgeldern müsste jedoch für die Reiter in ihren Freijahren noch irgend eine bemerkbare äussere Auszeichnung hinzukommen. Im Kaukasus ist bereits factisch davon die Rede gewesen, den Bergvölkern das Recht öffentlich Feuergewehre zu tragen allmälig zu nehmen. Bei einigen Stämmen hat man damit schon den Anfang gemacht, und nach einiger Zeit wird das Verbot ohne Zweifel auf alle ausgedehnt werden. Man könnte daher den Freiwilligen das Recht verleihen auch während der Freijahre die volle Rüstung zu tragen. Bei so ehrgeizigen Leuten, wie die Bergvölker, würde diese Auszeichnung ein starkes Zugmittel sein. Zusammen mit den Unterhaltsgeldern, selbst wenn diese so kärglich ausfallen würden, wie wir vorgeschlagen haben, würde dieses Mittel eine ganz genügende Anzahl Freiwilliger heranziehen. Wesentlich ist indess, dass diese Freiwilligen auch wahrhaft Freiwillige seien und auch nicht den Schatten irgend eines Zwanges über sich spüren. Wer da will, mag dienen, wer nicht will, mag gehen, an seine Stelle wird sich schon bald ein Anderer finden. Sonst würde es gleich unter ihnen heissen, dass man sie zu Kosaken machen wolle.

Freiwillige zum Regiment anzuschreiben ist erst dann an der Zeit, wenn zwei Hunderte von jedem Regiment bereits formirt

worden. An den Dienst ausserhalb ihres Landes müssen die Bergvölker aber erst allmälig gewöhnt werden. In den Krieg zu ziehen würden sie schon jetzt bereit sein, nicht aber den Dienst im Innern oder an der Grenze zu übernehmen. Nur nach und nach wird man sie daran gewöhnen müssen. Erst wenn die Listen des ganzen Regiments zu Stande gebracht worden und das zweite Hundert, nachdem es ein Jahr zu Hause gedient, sich einigermassen an die Ordnung gewöhnt hat, wird man eines der beiden Hunderte über die Grenzen des angestammten Bezirks hinaus führen können, jedoch nur nicht allzuweit, indem man es in die Cordonlinie postirt; in jedem Fall muss das ohne jeden Zwang geschehen, so dass diejenigen, die nicht mit wollen, zu Hause bleiben mögen, — an ihre Stelle werden sich schon Andere finden. Im folgenden Jahr würde man dann ein zweites Hundert, welches ebenfalls bereits ein Jahr zu Hause gedient haben muss, schon etwas entfernter placiren können; in verhältnissmässig kurzer Zeit würde es auf diese Weise leicht sein die im Dienst befindlichen Linien-Kosaken-Regimenter, zum Theil wenigstens, für den inneren Dienst im Kaukasus durch die Bergvölker zu ersetzen; die Linienkosaken würden dann wieder an die Stelle der donischen in anderen Grenzstrichen treten. Mit der Zeit werden aber auch die Regimenter der Bergvölker gehen wohin man sie schickt. Die Hauptsache bei der Formirung dieser Regimenter besteht in der richtigen Auswahl der Officiere. Familien- und persönliche Beziehungen spielen eine so grosse Rolle in dem Leben der Bergvölker, dass von dieser Auswahl der ganze Erfolg des Unternehmens abhängen kann; der einen Persönlichkeit würden Hunderte folgen, eine andere würde keinen Einzigen nach sich ziehen. Die localen Befehlshaber der Militairrayons im Kaukasus würden es natürlich verstehen einer derartigen Massregel, wenn sie einmal angeordnet worden, eine richtige Direction zu geben. Dadurch, dass die Bergvölker allmälig an den Dienst gewöhnt werden sollen, ist jedoch keineswegs die Möglichkeit ausgeschlossen, dass nicht auch, wenn es nöthig sein sollte, Regimenter mit einem Mal formirt werden könnten. In den Krieg könnte man sie gleich ausrücken lassen und von der allmäligen Stufenfolge ganz absehen. Selbst in diesem Augenblick könnte die Regierung einem äusseren Feind gegenüber auf viele Tausende verwegener kaukasischer Reiter rechnen.

Bei der Einrichtung irregulairer Reitertruppen muss man ein wichtiges Moment, welches bei uns beständig vergessen worden ist, im Auge behalten. In Kriegszeiten wird es häufig nöthig die Anzahl der Kosakenregimenter an diesem oder an jenem Punkt zu verstärken, und dazu wird dann ein grösseres Contingent an Leuten, als durch den gewöhnlichen Etat bestimmt ist, zum Dienst einberufen, was eine sehr natürliche Massregel ist, da irregulaire Truppen das allerpraktischste Ersatzmittel abgeben: sie sind zu jeder Zeit fertig, während andere Truppen erst neu zu formiren wären. Ausser der etatmässigen Stärke der activen Mannschaft bleibt noch immer eine im Vergleich zu dieser weit grössere Anzahl waffenfähiger Leute und solcher, die bereits gedient haben und erfahren sind, in jedem Rayon der Kosakenheere zurück. In diesem Fall sind jedoch nur die Leute für ihre Person, nicht aber auch schon fertige Reiter zum Dienst bereit. Gewöhnlich halten die Kosaken nicht mehr Pferde, die in der Fronte zu brauchen sind, als durch den Etat vorgeschrieben ist. Als noch der Krieg der normale Zustand im Kaukasus war, bestanden die Regimenter der Linienkosaken aus je sechs Hunderten und es waren auch wenigstens sechshundert Mann, wenn nicht gar noch etwas mehr, in der Fronte. Gegenwärtig bestehen diese Linienregimenter, z. B. bei den Kosaken vom Terek, nur aus vier Hunderten und haben auch blos für diese vier Hunderte Reitpferde. Natürlich unterhält der Kosak, als Hausherr, nur gerade soviel für den Dienst, als verlangt wird, und steckt das Uebrige in seine Wirthschaft; überdies werden im südlichen Theil Russlands, wo die Kosakenansiedelungen gruppenweise anzutreffen sind, sämmtliche landwirthschaftliche Arbeiten mit Stieren und nicht mit Pferden ausgeführt und der Kosak vertauscht daher jedes überflüssige Pferd gegen die ersteren. Wenn also plötzlich eine grössere Anzahl Leute als gewöhnlich zum Dienst einberufen wird, so haben sie sich mit einem Mal Pferde anzuschaffen, die dann sofort im Preise steigen. Diese Schwierigkeit übt einen solchen Einfluss auf die Einberufung von Ergänzungstruppen, dass ihre Formirung häufig nur halb zu Stande kommt, bisweilen aber auch sich gar nicht realisiren lässt, obgleich Leute mehr als nöthig vorhanden sind und es auch ihrerseits nicht an gutem Willen mangelt. Man kann mit Sicherheit behaupten, dass es zur Zeit überaus schwierig sein würde ohne ausserordentliche Geldunter-

stützung im ganzen Linien-Kosaken-Heer vollständige Regimenter von je sechs Hunderten aufzustellen; gerade ebenso verhält es sich bei den übrigen Kosakenheeren. Bei der Aufzählung der irregulairen Reiterei haben wir indess die Regimenter gerade in einem solchen Bestande angenommen; selbst die officielle Berechnung stützt sich auf dieselbe Voraussetzung und es würde auch sonst nicht genug irregulaire Reiterei vorhanden sein. Nicht nur Regimenter von sechs Hunderten zu formiren, sondern sogar auch noch im Nothfall Reserveabtheilungen hinzuzufügen ist wegen der Anzahl und der Bereitschaft der Leute, sowie in Folge des Geistes des Instituts der irregulairen Truppen durchaus gar nicht schwierig, nur kann es nicht ganz ohne Unkosen für die Staatskasse bleiben und darf nicht ausschliesslich auf Rechnung der Kosaken geschehen. Damit die Quantität und die Qualität der irregulairen Cavallerie den Erwartungen entspreche, müsste als Regel angenommen werden, jedem Reiter derselben, welcher nach dem Friedensetat nicht zu Pferde ist, bei der Einberufung zum Dienst einen Zuschuss zur Anschaffung eines Pferdes, im Betrage von etwa 50 Rubel, was ungefähr der Preis eines ordentlichen kaukasischen oder Steppenpferdes ist, auszuzahlen. Ebenso müsste auch verfahren werden bei den Kosakenregimentern mit denjenigen Hunderten, welche die durch den Etat bestimmte Anzahl übersteigen, bei den Regimentern aus den Bergvölkern mit denjenigen Hunderten, welche ausser der Reihe zum Dienst einberufen werden u. s. w. Ohne eine solche Ausgabe würde eine leichte Reiterei in der erforderlichen Gestalt nicht auf die Beine zu bringen sein. Es handelt sich jedoch hierbei nur um eine Ausgabe für Kriegs- und nicht für Friedenszeiten. Einen Krieg ökonomisch zu führen ist unmöglich; geführt wird ein Krieg, um die Zukunft sicher zu stellen, und daher auch auf Rechnung der Zukunft.

Siebentes Capitel.

Die Militairhierarchie.

Heut zu Tage bildet sich das Officiercorps der russischen Armee nicht mehr von selbst, sondern es muss durch künstliche Massregeln geschaffen werden. In früheren Zeiten hatte der Russe aus den höheren Ständen nur zwischen zwei Dingen zu wählen: zu dienen oder gar nichts zu thun. Es war daher ganz natürlich, dass der Adel Mann für Mann in den Dienst trat und über seine früheren Leibeigenen in der Uniform ebenso herrschte, wie er über dieselben, als sie noch den Bauernrock trugen, geherrscht hatte. Hierin kam der gesammte sociale Organismus zum Ausdruck. Das Officiercorps bildete einen Stand, es war ein militairischer Adel ebenso, wie es einen militairischen Bauernstand gab. Gegenwärtig existirt dieser Unterschied nur künstlich, als eine noch nicht gänzlich entschwundene Form, aber nicht mehr als Wesen der Sache. Von unseren jungen Kräften werden die besten in anderer Richtung abgezogen; der eigentliche russische Adel hat aufgehört nicht blos ausschliesslich, sondern selbst vorzugsweise in den Militairdienst zu treten. Damit zugleich ist auch die Möglichkeit geschwunden ein Officiercorps beinahe ausschliesslich aus Adeligen, wie es früher war, zu bilden, d. h. das Officiercorps hat sein Ende erreicht als Stand, als sociale Schichte, welche, gleichgeartet in ihrem ganzen Bestande vom Fähndrich bis zum Feldmarschall, auf einer anderen socialen Schichte ruhte. Es giebt eben keine geborenen russischen Officiere mehr; die Armee hat die Aufgabe sie aus sich zu produciren.

Solange indess die Wirkung des Privilegiums fortdauert, wird dasselbe andererseits von solchen Elementen ausgebeutet, von denen es durchaus nicht wünschenswerth erscheint, dass sie die

Majorität unseres Officiercorps bilden. Die „Moskausche Zeitung“ hat berechnet, dass der eigentliche russische Adel nicht mehr als ein Viertel des gesammten Adels des russischen Reichs ausmacht, während die übrigen drei Viertel aus Personen fremder Zunge bestehen, die zum grössten Theil neucreirt und politisch bei weitem nicht vollständig zuverlässig sind.*) Das heisst mit kurzen Worten, dass der russische Staat durch seine unrussischen höheren Stände vergiftet ist; die Spuren der Vergiftung haben sich deutlich gezeigt in den in der russischen Gesellschaft und in unserem Volk sonst unbegreiflichen Zuckungen, vom Nihilismus bis zu den Brandstiftungen und anonymen Drohbriefen. Diese parasitischen höheren Stände stellen sich jedoch allmälig, unter dem Schutze des Privilegiums, an die Spitze der Armee; und zwar unter dem Schutz des Privilegiums gerade, weil neun Zehntel von diesen Leuten ihrer persönlichen Entwickelung nach eine solche Stellung niemals erreicht hätten. Ausserdem muss man zu einem solchen Adel noch viele andere Elemente hinzurechnen; wer weiss es nicht, dass die früheren Gesetze jedem Nichtrussen in Russland immer noch irgend welche Rechte, ausser dem allgemeinen Recht, gewährten? Ein jeder Ausländer oder halbe Ausländer, welcher von der Rekrutenpflicht eximirt ist, tritt nur als Freiwilliger in den Militairdienst und wird eben dadurch von vornherein dem Officiersrang weit näher gestellt als der geborene Russe. Werden wir es denn wirklich ruhig abwarten, dass diese zusammengelaufenen Elemente, bei der geringen Lust des eigentlichen russischen Adels zum Kriegsdienst, ganz entschieden an die Spitze unserer Arme treten? Unter solchen Umständen wird es auch schwierig Officiere von Rechts wegen (wie es aufgehört hat geborene russische Officiere zu geben) zu haben. Hierin liegt der zweite Grund, weshalb die Armee die Mehrzahl der Officiere aus sich selbst herausgeben und sie nicht von aussen her in sich aufnehmen muss. Aus beiden Gründen ist die Vernichtung des ständischen Privilegiums im Militair heut zu Tage zur dringendsten Nothwendigkeit geworden. Die für jeden Stand verschiedenen

*) Es bedarf weiter keiner Erwähnung, dass wir darunter weder den baltischen noch den grusinischen Adel gemeint haben und überhaupt zwischen diesem und den Russen von reinem Blut in militairischer Hinsicht keinen Unterschied machen.

Bestimmungen über die Beförderung zum Officiersrang müssen aus dem Gesetz gestrichen und es muss ein gemeinsamer Termin für Alle, welche den Anforderungen des Examens genügen, fixirt werden.

Die Zöglinge der Militairschulen reichen höchstens für ein Viertel einer solchen Armee, wie die unsrige ist, hin; der gebildete Adel tritt nicht mehr in genügender Anzahl in die Armee. Beim Uebergang auf den Kriegsfuss wird sich bei uns wiederum der äusserste Mangel an tauglichen Officieren ergeben, ein Mangel, welcher im Stande wäre die besten militairischen Institutionen zu paralysiren, wenn demselben nicht durch radicale Abänderungen in der Militairgesetzgebung vorgebeugt wird. Denn man darf dabei ja nicht vergessen, dass mit dem ersten Krieg, der bei uns entbrennt, die Frage, welchen Platz Russland in der Welt einzunehmen hat, und unsere ganze Zukunft für lange Zeit unzweifelhaft entschieden werden wird; das Geschick solcher Fragen kann man nicht veralteten Reminiscenzen zum Opfer bringen.

Und es giebt auch ausserdem noch Gründe, welche es verlangen, dass in unserer Armee dem Verdienst die Thore geöffnet werden. Unser Soldat ist jetzt ein freier Mann geworden. Der frühere Leibeigene dachte nur daran, seine Zeit möglichst rasch zu absolviren. Der Oesterreicher oder der Preusse dient heut zu Tage nur so kurze Zeit in der Fronte, dass seine Wünsche in der bürgerlichen Sphäre bleiben und sich nicht in den Militairdienst übertragen, denn der militairische Ehrgeiz ist in ihm nicht geweckt. Unser Soldat dagegen, besonders der Unterofficier, dient immer noch lange genug, um zum echten Krieger zu werden, was eine nothwendige Bedingung für die Tüchtigkeit der Armee ist. In solchem Fall aber würde er, in dem Bewusstsein ein freier Mann zu sein, dem in seiner Heimath unter den Seinigen vielleicht eine bedeutende Stellung bevorstehen könnte, wenn er gleichzeitig für lange Zeit in den Militairdienst tritt, ohne irgend welche Aussicht für die Zukunft zu haben, entweder alle Energie verlieren oder sich innerlich empören; wollen wir eine tüchtige Armee haben, so muss diesem Gefühl Befriedigung geschafft werden. Dieses Mittel, die Officiere aus der Armee herauszubilden, ist zum Theil schon realisirt; es bleibt nur noch übrig dasselbe auch nach der anderen Seite hin durchzuführen. Gleichzeitig hiermit muss aber auch der Begriff des Officiercorps

als eines einheitlichen Ganzen fallen; sobald erst die Epauletten ihre ständische Bedeutung vollständig eingebüsst haben, wird auch nicht mehr wie früher jeder Fähndrich ein Candidat zum Feldmarschall sein, sondern blos ein zum nächstfolgenden Rang beförderter Unterofficier. Bis jetzt ist es freilich bei uns noch nicht so, mit dem Lauf der Zeiten aber, den Niemand aufzuhalten vermag, wird es dereinst so werden. Dabei wird es dann auch unmöglich und zugleich unnöthig sein von den Officieren (wenn man unter diesem Namen alle Militairs versteht, welche Epauletten tragen) etwas allen Gemeinsames zu verlangen. Wie man gegenwärtig von dem Soldaten das Eine verlangt und vom Unterofficier das Andere, so wird vom Subalternofficier etwas Drittes zu verlangen sein, vom Compagniechef ein Viertes, von den Stabofficieren ein Fünftes u. s. w. Jede Rangstufe wird eine besondere Gruppe bilden, von welcher nicht die Kenntnisse eines Officiers im Allgemeinen verlangt werden, sondern nur speciell das, was gerade für sie nöthig ist. Zugleich wird dann freilich auch die Frage wegen der Officiersexamina ganz anders als jetzt behandelt werden müssen.

Die Mehrzahl der Ansichten, welche in unserer Presse über die Organisirung des Officiercorps in der letzten Zeit laut geworden sind, hat hauptsächlich Eins verlangt, nämlich Bildung, ohne genauer zu bestimmen, was für Bildung hier erforderlich sei. In dieser Bestimmung liegt aber gerade der Schwerpunkt des Ganzen.

So wünschenswerth es auch ist, dass ein Jeder so viel als möglich wisse, so kann doch die allgemeine Bildung nicht ein Gegenstand der Fürsorge und der Anforderungen Seitens der Militairobrigkeit sein, welche vielmehr verpflichtet ist nur denjenigen Officier für einen gebildeten zu halten, welcher in seinem Fach gebildet ist, ohne sich darum zu kümmern, wie es mit seinen encyklopädischen Kenntnissen bestellt ist. Das allgemeine Niveau der Bildung muss eine Sorge der Gesellschaft im Grossen und Ganzen ausmachen, die einzelnen Verwaltungen aber haben damit nichts zu schaffen. Diese unwandelbare Wahrheit war bei uns lange in Vergessenheit gerathen, was sich auch noch gegenwärtig in den Officierexamen ausspricht; ohne besondere Veranlassung von den Leuten ein höheres Niveau der Bildung, als wie es factisch existirt, zu verlangen führt lediglich zur Täuschung, die

Täuschung aber wieder dazu, dass auch auf das wirklich Nothwendige nicht in genügendem Mass Gewicht gelegt wird. So gering auch die Anzahl der tüchtig Gebildeten in unserer Armee ist, so ist sie doch noch immer weit bedeutender als die der gebildeten Officiere; für die Qualität der Truppen müsste dieses Verhältniss aber umgekehrt sein.

Ausser den Specialkenntnissen, welche für das Fach erforderlich sind, dem sich Einer widmet (und selbst in dieser Hinsicht sollte sich das Programm nur auf das Nothwendige beschränken), kann man officiell von demselben nichts weiter verlangen; dafür aber muss dieses Nothwendige mit aller Strenge und ohne jede Nachsicht verlangt werden: wer nicht das weiss, was für sein Fach erforderlich ist, der taugt überhaupt zu nichts. Von dem Nützlichen kann erst dann die Rede sein, wenn kein Zweifel daran übrig geblieben, dass es mit dem Nothwendigen vollständig befriedigend bestellt ist. Die Summe der Kenntnisse, welche ein Officier, abgesehen von den Specialwaffen, braucht um seinen Obliegenheiten ausgezeichnet nachzukommen, ist äusserst begrenzt. Zu gleicher Zeit ist aber auch das Militairfach speciell ein solches Gebiet, in welchem der Charakter des Menschen, seine instinktiven Fähigkeiten, sein Scharfblick, die rasche Entschlossenheit, die Fähigkeit das Vertrauen der Truppe zu erwerben, die erste Rolle spielen und den Einzelnen sehr hoch in seinem Beruf stellen können. Solche Leute wegen Algebra und französischer Geschichte zurückzustossen wäre wahrhaft chinesische Pedanterie. Im Kaukasus hat es die Erfahrung gelehrt, dass Junker aus dem armen und spärlich gebildeten Adel, welche lange das schwerste Loos zu tragen hatten, sehr häufig die ausgezeichnetsten Compagniecommandeure wurden; mit den Soldaten hatten sie sich eingelebt, kannten sie und konnten sie daher auch ganz vernünftig commandiren, wenn auch ohne besonderes Raffinement.

Dadurch dass die Erlangung einer Fachbildung in Militairschulen zugänglich gemacht und zugleich die gleiche Berechtigung auf Alle ausgedehnt wird, würde eine Menge Candidaten, die der Epauletten werth sind, hervorgerufen werden. Das Mass, in welchem diese Leute vorbereitet wären, würde natürlich bei weitem nicht bei Allen dasselbe sein; es würden sich gewiss auch Solche finden, die es weit bringen, der grösste Theil aber würde blos zu bescheidenen Oberofficiers-Stellen taugen, dabei aber freilich alle

Eigenschaften, die zu einem solchen Rang erforderlich sind, bieten. Natürlich können nicht Alle mit gleichem Mass gemessen werden. Man könnte zwei Grade des Examens festsetzen: ein höheres Examen und eins blos für den Oberofficiersrang, und zu gleicher Zeit alle höheren Militairs in drei Gruppen theilen: in Oberofficiere, Stabofficiere und Generäle, indem man zwischen denselben jedes Avancement nach Anciennetät aufhebt und lediglich die dessen Würdigen befördert. Man könnte vielleicht auch jetzt schon hoffen, auch ohne künstliche Massregeln genug gebildete Leute für solche Stellen, zu denen Gebildete unumgänglich erforderlich sind, bei uns zu finden; die Masse der kleinen Officiere, die es gegenwärtig so schwer hält aufzutreiben, würde, mit Ausnahme des Zuflusses aus den höheren Ständen, durch die Armee selbst ausgebildet werden. Die Tüchtigkeit des einfachen Officiers würde dann nicht nach seinen bürgerlichen Kenntnissen, die ein überaus unzuverlässiges Criterium abgeben, bemessen werden, sondern nach seinen militairischen Kenntnissen und Eigenschaften, was für die Entwickelung des Heeres weit besser sein wird.

Die Lebensformen der höheren Schichte in der Armee, des Officiercorps, haben, selbst in unserem Jahrhundert der allgemeinen Gleichheit, als Basis die adeligen Ueberlieferungen. Die eingewurzelten Anschauungen und Gebräuche des Kriegshandwerks sind dem Drang der Zeiten nicht gewichen und conserviren sich fast vollständig in der Gestalt, die sie zu jener Zeit, als das Heer gleichbedeutend war mit dem Adel, gewonnen haben. Und es ist auch sehr begreiflich warum. Die vorzugsweise Entwickelung der kriegerischen Eigenschaften im Menschen führt endlich zu einem besonderen exclusiven Typus; das Heer ist nur dann tüchtig, wenn dieser Typus in demselben eine starke Verbreitung gewonnen hat. Der alte Adel aber, welcher als Kriegerkaste der früheren Zeiten in der ganzen Welt aus geborenen und erblichen Kriegern bestand, verwirklichte in sich dieses militairische Ideal von den altindischen Kschatryas an bis auf das heutige preussische Junkerthum. Wo überhaupt nur ein Adel existirt, da bildet er auch immer das hauptsächlichste militairische Element des Landes. Hinsichtlich der Militairpflicht, wie auch in jeder anderen Hinsicht, kann unser Adel nicht mehr der Adel des 18. Jahrhunderts bleiben, woran er so sehr gewöhnt ist; ohne dass er es

selbst merkt, wird er von Jahr zu Jahr immer mehr an seiner socialen Stellung einbüssen; er kann aber ein Adel des 19. Jahrhunderts werden, eine noch bedeutendere Stellung als früher einnehmen, wenn er seine Privilegien durch eine tiefere Erkenntniss seiner Pflichten und durch seine angeborenen sittlichen Vorzüge ersetzt. Entzieht er sich in seiner Mehrzahl dem Kriegsdienst als Handwerk, so muss der Adel, um seine sociale Stellung zu retten, denselben als eine Pflicht auf sich nehmen. Es ist freilich wünschenswerth, dass es vorher mit der Reorganisation unserer Armee etwas rascher vorwärts ginge, dass die Termine der activen Dienstzeit abgekürzt, dass der Rekrutenloskauf ordentlich geregelt würde. Bei der alten Ordnung, da der Soldat noch ein Leibeigener des Staats war, wurden die höheren Stände natürlich nicht zum Dienst einberufen; damals diente aber der ganze russische Adel Mann für Mann als Officiere in der Armee. Jetzt ist der Soldat ein freier Mensch, ein Staatsbürger geworden; heut zu Tage heisst Soldat sein ebenso viel als ein Krieger seines Vaterlandes sein. Welcher Adel, dem auch nur ein Schatten von politischem Bewusstsein geblieben, würde es sich erlauben anderen Ständen den Dienst zu überlassen, dem er seine Entstehung und Existenz verdankt? Nach den radicalen Veränderungen, welche der Geist unserer Militairinstitutionen in der letzten Zeit erfahren hat, müsste der Adel die Regierung um die Beseitigung des jedenfalls etwas anrüchig gewordenen Privilegiums, zu der Zahl der Vertheidiger des Vaterlandes nicht zu gehören, bitten. Für Solche, die sich irgend einer anderen ausschliesslichen Beschäftigung ernstlich widmen wollen, würde noch immer der Weg des Loskaufs vermittelst einer Rekrutenquittung übrig bleiben; die Uebrigen müssten dem Volk zeigen, wie die vornehmste öffentliche Pflicht zu erfüllen ist. Es wäre wünschenswerth, dass der russische Adel nicht nur das Privilegium aufgebe, welches er gegenwärtig mit den deutschen Colonisten theilt, nämlich nicht obligatorisch sein Blut für Russland zu vergiessen, sondern dass er auch so wenig als möglich sich des allgemeinen Rechts des Loskaufs bediene. Hat erst eine Verkürzung der Dienstzeit stattgefunden, so kann es in das Leben keines Menschen störend eingreifen, wenn er einige Zeit unter der angestammten Fahne abdient. Für die Zukunft unserer Armee ist es unerlässlich, dass der russische Adel den Kriegsdienst wenigstens als eine auf dem

gesammten Volk ruhende Verpflichtung ansehe und sich demselben aus diesem Grunde nicht entziehe. Eine Verringerung des gebildeten, in fester Tradition aufgewachsenen Elements würde bei den russischen Truppen lebhaft empfunden werden; die Schwierigkeit tüchtige Officiere zu beschaffen würde sich gegen früher verdoppeln. Sagt sich der Adel von dem ihm nicht mehr anstehenden Privilegium los, so würde die russische Armee dadurch mit einem Mal auf ihre Füsse gestellt werden. Die jungen Edelleute würden den besten Leiter für die Vorstellungen von Pflicht und Recht in der Masse der Soldaten abgeben; die sittliche Umgestaltung der Truppen, welche die Regierung mit den äussersten Anstrengungen anstrebt und dabei doch nur mit Mühe durch die Hefe abgelebter Anschauungen dringt, würde sich dann in einem Tage vollziehen. Wer würde es da noch wagen die Unantastbarkeit der Soldaten zu verletzen, wenn sich erst die Nachkommen Ruriks unter ihnen befinden? Wem der Militairdienst nicht passt, der mag ihn nach beendigter Dienstzeit aufgeben, wer ihn lieb gewinnt, der wird bleiben. Solcher wird es aber eine Menge geben, die gegenwärtig noch, nicht nach der Väter Beispiel, dem Kriegshandwerk fern bleiben. Junge Leute mit einiger Bildung werden nicht lange im grossen Haufen sitzen bleiben; sie werden das Examen ablegen und bald Officiere werden. Aber selbst bis dahin wird ihre Stellung, bei den gegenwärtigen Rechten des Soldaten, sich durch nichts von der Stellung der Junker unterscheiden. Die sittliche Einigung der höheren Stände mit dem Volk, die vor anderthalb Jahrhunderten zerrissen worden, wird sich am raschesten in den Reihen der russischen Armee wieder herstellen; beide Theile werden sich gegenseitig wieder verstehen. Hat der Adel sich einmal wieder daran gewöhnt durch die Reihen der Armee hindurch zu gehen, so wird er auch im Allgemeinen dem Militairfach nicht mehr fremd gegenüberstehen und daher die Officiersstellen in der für uns unerlässlichen Volksmiliz ordentlich zu bekleiden im Stande sein, woraus sich zweierlei wichtige Folgen ergeben werden: erstens wird es dadurch leicht sein die Volksmiliz ordentlich zu organisiren, und zweitens wird der Adel auch in dieser Hinsicht an der Spitze des Volks stehen, wird zu Hause bei sich, in seinem Kreise und unter seinen Nachbaren, nicht auf Grund eines Privilegiums, sondern auf Grund höherer Fähigkeiten, eine leitende Stellung einnehmen.

Gleichzeitig hiermit würde der Militairdienst nach dem Loose auch für sämmtliche Staatsbürger obligatorisch werden. Sobald erst der Adel diese seine historische Pflicht auf sich genommen, wird dieselbe sich thatsächlich auch auf Millionen erstrecken, die als russische Staatsbürger leben ohne die vornehmste aller öffentlichen Lasten zu tragen.

Die Bildung eines Officiercorps, welches durch die Armee selbst geschaffen und nicht von aussen in dieselbe durch die höheren socialen Stände hineingebracht wird, erheischt vielfach besondere Massregeln und vermehrte Sorgfalt, welche man, solange der Adel kriegerisch war, sehr wohl entmissen konnte. Da es aber in keines Menschen Macht steht das Gewesene wieder ins Leben zu rufen, so muss man für das Neue sorgen. In dieser Hinsicht verlangen unsere Militaireinrichtungen, welche aus anderen Anschauungen hervorgegangen sind, vielfache Umgestaltungen.

Die Zahl derjenigen Officiere, welche unter allerlei Benennungen ausserhalb der Fronte dienen, macht bei uns, in Folge der alten Ordnung, ein sehr bedeutendes Procent aus, das in anderen Armeen gar nicht vorkommt. In dieser Hinsicht sind die Regellosigkeit und die Willkühr noch so bedeutend, dass ein jeder Chef direct oder indirect improvisirte Posten ausserhalb der Fronte den von ihm Begünstigten zu schaffen vermag. Dank dieser Regellosigkeit, sowie der grossen Anzahl der durchaus nicht militairischen Ressorts, die indess von Beamten in der Militairuniform wimmeln, und dank dem Mangel einer scharfen Unterscheidung zwischen activen und nicht activen Officieren ist ein solcher Geist in dieselben gefahren, dass jeder Officier, der nicht wohlhabend ist, den Dienst in der Fronte für den schlechtesten hält und daher sich nach irgend einem Verwaltungsposten umsieht und, wenn er auch nur die geringsten Connexionen hat oder durch Zufall, denselben auch erhält, dabei aber fortfährt die Epauletten zu tragen obgleich er factisch damit aufgehört hat Militair zu sein. Wie gross auch das Uebel sein mag, das sich aus einer solchen überflüssigen Belastung der Staatskasse ergiebt, so handelt es sich doch hier um ein noch viel bedeutenderes Uebel, welches darin besteht, dass der Kriegsdienst selbst, mit seinen Mühen und seinem Ruhm, aufhört das Ziel der Militairs zu sein; grössere Ruhe, sowie ein besseres Gehalt und alle mit

solchen Stellen ausserhalb der Fronte häufig verbundenen Vortheile geniessen sie dann erst, wenn sie die Reihen verlassen, so dass ein jeder Officier, der nur irgend gewandt ist, darauf lauert den activen Dienst zu verlassen, in welchem in Folge dessen nur Solche zurückbleiben, denen diese Schlauheit nicht gegeben ist. Bevor einer solchen Ordnung der Dinge nicht eine Ende gemacht worden, werden unsere Officiere auch keine wahrhaft militairischen Führer, keine Vorbilder für die Soldaten abgeben. Das sittliche Verhältniss, welches zwischen unserem Officiercorps im Grossen und Ganzen und den Untermilitairs besteht, ist bei Weitem nicht ein normales; es unterliegt keinem Zweifel, dass unsere Armee sich hauptsächlich durch die Tüchtigkeit der Soldaten hält, welche relativ unvergleichlich vorzüglicher sind als die Officiere. Mit Ausnahme der Garde, einiger kaukasischer und vielleicht auch einiger Cavallerieregimenter, repräsentirt unser Officiercorps durchaus nicht einen Kriegerstand, der von militairischem Geist durchdrungen ist und eine ausgeprägte Physiognomie hat, wie sie im Auslande die Officiere so scharf von den übrigen Staatsbürgern unterscheidet. Und es könnte auch gar nicht anders bei uns sein, weil dieses Corps durchaus nicht einen exclusiven Charakter hat und in sich abgeschlossen ist. Freilich hatte es auch früher keinen exclusiven Charakter, aber es bestand damals Mann für Mann aus Adeligen, die ausschliesslich im Heere dienten und in dasselbe einen mehr stolzen, kühnen und selbständigen Geist brachten. Aber selbst auch in Zukunft, wenn unser Officiercorps aus der Armee selbst hervorgehen wird, würde diese Bedingung unerlässlich bleiben. Die Tapferkeit des Russen aus einem jeden Stande steht ausser Frage, aber es würde doch Niemanden Wunder nehmen, wenn die Beamten irgend einer Gouvernementsregierung in einem gegebenen Fall sich nicht als Helden erweisen. Gegenwärtig giebt es zwischen unseren Officieren und den Beamten der Gouvernementsregierungen keinen ständisch-charakteristischen Unterschied mehr; solange die ersteren nicht zu einer geschlossenen Corporation, die in einem besonderen Geist erzogen wird, vereinigt worden, liegt auch gar kein Grund vor, dass der Unterschied zwischen ihnen und ihren Brüdern, die statt des Schwertes die Feder ergriffen haben, besonders scharf zum Ausdruck kommen sollte. Welchen gemeinsamen Geist könnte es aber geben und was für eine Corporation

könnte sich unter Leuten bilden, wo in der gleichen Uniform ebenso wohl der active Officier steckt, wie der Aufseher eines Proviantmagazins, der das von Mäusen angefressene Getreide ausrangirt, wie der Lazarethökonom, der Quartalaufseher, der Bezirksassessor, — ja wer zählt alle die Metamorphosen auf, unter denen die Militairuniform in unserem Vaterland erscheint? Welche positive Farbe kann dieses Chamäleon, welches das Corps unserer Officiere heisst, überhaupt annehmen? Und welcher Geist kann sich in einer Corporation bilden, deren befähigtste Glieder, sobald sie nicht gerade wohlhabende Leute sind, von ganzer Seele vom Lorbeerkranz zum Mäusefrass streben und nur daran denken, wie sie, ohne ihre Uniform auszuziehen, aus der Fronte heraus in irgend ein warmes Oekonomiestellchen schlüpfen könnten! Vor Allem ist eine absolute Trennung zwischen dem eigentlichen Kriegsdienst und den militairökonomischen Ressorts sammt allen nicht direct militairischen Aemtern jeder erdenklichen Bezeichnung bei uns nothwendig, damit ein Officier, solange er die Epauletten, welche er trägt, behält, nichts anderes ausser dem Frontedienst und höchstens noch einige wenige wirklich militairische Aemter im Stabe, welche militairische Specialkenntnisse verlangen, im Auge haben könnte. Ausser diesen Berufsämtern dürfte die Militairuniform gar nicht vorkommen, denn dann erst würde sie ihren Werth erhalten, dann erst würde sich unter ihr eine einheitliche, von charakteristischen Gefühlen getragene Corporation entwickeln. Es liegt darin ein bedeutender Unterschied, ob man als Officier eine leicht zu erlangende Beschäftigung ausserhalb der Fronte sucht, oder seinen Abschied nimmt, um sich nach einer Stelle in einem ganz anderen Ressort umzusehen.

Das einzige Mittel mit dieser Sprachenverwirrung ein für alle Mal zu brechen besteht darin, dass sämmtliche wirklich nothwendige militairischen Aemter ausserhalb der Fronte nach dem Kriegsetat einmal genau berechnet und darnach die Anzahl der für sie erforderlichen Generäle, Stab- und Oberofficiere bis auf den letzten Mann, für jeden Rang besonders, bestimmt, die Masse von Individuen aber, welche, ausser den terminlosen Urlaubern, ohne bestimmtes Amt zur Armee gehören, aufgelöst und sodann das Gesetz aufs strengste befolgt werde, keinem Einzigen, ausser in den bestimmten Aemtern, das Tragen der Militairuniform zu gestatten und ebenso wenig über den Etat hinaus Jemand zum

folgenden Rang zu befördern. Wenn erst in unserer Armee, wie gegenwärtig in der französischen, die Anzahl von Individuen für jeden einzelnen Rang durch das Gesetz bestimmt sein würde, so würde es auch unmöglich sein einen Rang zu erhalten, ohne zu gleicher Zeit auch einen in den Listen verzeichneten (und also auch in der Armee nothwendigen) Posten zu erhalten. Nur dann wird sich ein Officiercorps bei uns bilden können; zu gleicher Zeit werden sich dann auch die Ausgaben für den Unterhalt der Masse unnützer Leute, bei der knappen Besoldung der nöthigen, vermindern.

Hier handelt es sich um Dinge ersten Ranges. Kann Russland ohne stehendes Heer auskommen? Wenn nicht, so darf nicht übersehen werden, dass ein stehendes Heer ein vollkommen exclusives Institut ist, welches zu allen übrigen Erscheinungen der civilisirten Gesellschaft in directem Widerspruch sich befindet und unter demselben Gesetz der eisernen Nothwendigkeit steht, wie es seit den Zeiten der macedonischen Phalanx und der römischen Legionen gewesen. Der Soldat, in welchem Rang er auch stehen mag, ist nicht ein Bürger, der für sein Vaterland eintritt — das ist ein ganz anderer Typus — sondern ein Mensch, der aus dem Kriege ein Gewerbe und ein Existenzmittel macht, was mit der menschlichen Natur nicht übereinstimmt und daher nur auf künstliche Weise unterstützt werden kann. Die Ideen und Gefühle, von denen sich die stehende Armee nährt, enthalten auch nicht ein einziges Körnchen Wahrheit, — sondern sie sind die reine Fiction und erfordern daher eine exclusive, speciell diesem Zwecke entsprechende Erziehung des Menschen. Auf ewig seiner Freiheit entsagen, wie im Kloster; sich aus blindem Gehorsam ein Ideal der Ehre zusammensetzen; in den unvermeidlichen Tod gehen auf das erste Wort des Vorgesetzten, für den man bisweilen weder Achtung noch Vertrauen empfindet; für das Heiligste auf der Welt einen Fetzen Seidenzeug am Ende einer Stange, welcher Fahne genannt wird, halten; dem Erlernen und Lehren des Scheibenschiessens und des Geschwindmarsches sein Leben widmen für so und soviel Rubel jährlich und zu gleicher Zeit sich nicht für einen gemietheten Lehrer der Gymnastik, sondern für die Blüthe und den Schmuck seines Vaterlandes halten, — das Alles und eine Masse anderer Momente, ohne welche ein stehendes Heer nicht denkbar ist, — sind doch

nichts Anderes, als die colossalsten Fictionen, welche nur unter gewissen gegebenen Verhältnissen und durchaus nicht willkührlich dem Menschen eingeimpft werden. Die Erfahrung von zwei Jahrtausenden beweist indess, dass bewaffnete Bürger, selbst bei der grössten Anspannung der edelsten natürlichen Gefühle, einer solchen künstlichen Zusammensetzung, einer Armee gegenüber nicht Stand zu halten vermögen. Was hieraus folgt ist jedoch keine Fiction mehr, sondern die blanke Wahrheit, dass die Erfordernisse des Krieges nämlich nicht mit dem gewöhnlichen Mass gemessen werden können, sondern dass man den scheinbaren Inconvenienzen gegenüber sich der eigenen Logik derselben unterwerfen muss.

Das erste Erforderniss einer Armee ist, dass das Militair von seinem Beruf eine hohe Meinung habe und darin bei der Gesellschaft ein theilnehmendes Echo finde. Betrachtet sich die Gesellschaft vollständig als eine Nation, so muss sie (wenigstens solange noch die gegenwärtige Situation fortbesteht) ihre Armee, welche die Macht der Nation repräsentirt, hoch halten; die Armee hoch halten heisst aber auch die Männer schätzen, welche dieselbe bilden. Man sehe nur einmal, wie in den am allerwenigsten vom Geiste des Soldatenthums durchdrungenen, am meisten bürgerlichen europäischen Ländern, wie in England und Holland, die Gesellschaft, das Volk, alle Klassen der Bevölkerung den Officieren gegenüber sich verhalten. Man erkennt sofort, dass Alle im Officier ihre nationale Grösse ehren, auf ihn mit demselben nur graduell verschiedenen Gefühl blicken, wie auf die Denkmäler der berühmten Siege, mit denen dort die öffentlichen Plätze geschmückt sind. Aus den Ueberlieferungen kann man den Schluss ziehen, dass die Stellung des russischen Officiers noch zu Zeiten Alexander's I. eine eben solche gewesen. Einer unserer bekanntesten Generale hat mir kürzlich Folgendes geschrieben: „Es ist traurig, aber man kann sich dem nicht verschliessen, dass der Militairstand bei uns in Verfall geräth; mit jedem Tage büsst er immer mehr ein an Nimbus, an Attractionskraft und an Sympathie bei der Gesellschaft. Auf einen Jüngling, welcher Junker ist, sieht man mit Geringschätzung und die Damen haben aufgehört nach den jungen Cornets zu schielen..... Wenn ein Kind in Frankreich oder Deutschland sagt, dass es ein General werden will, so wird es voll Stolz von der Mutter geküsst und

von den Gästen geliebkost; wird dasselbe aber von einem russischen Knaben gesagt, so wird es im Gegentheil für eine Abgeschmacktheit gehalten und man hat darin Recht" u. s. w. Dass in Europa und bei uns der Officier sehr verschieden angesehen wird, ist sehr natürlich. Dort repräsentirt er einen bestimmten Typus, den nationalen Krieger, der sich scharf von allem Uebrigen unterscheidet; bei uns repräsentirt er gar nichts. Sieht man einen russischen Officier, so kann man noch gar nicht wissen, ob er ein Militair oder ein Tischvorsteher oder ein für seine Dienste beim Kreischef zum Officier beförderter Schreiber ist. Ich glaube nicht, dass die Anzahl der für das Heer erforderlichen Officiere gegenwärtig, im Verhältniss zur Bevölkerung des Reichs, grösser wäre als unter Alexander I., aber es sind ihrer gar zu viele ausserhalb der Armee, woraus zwei Uebelstände entspringen: die Epauletten bezeichnen nicht mehr den Militair allein, und das Gehalt, welches auf so Viele vertheilt wird, erweist sich als spärlich und erlaubt es nicht dem Stande gemäss, namentlich in den höheren Rangklassen, zu leben. Der Kriegerstand kann, wenn er nicht in sich selbst abgeschlossen ist, von keinem allgemeinen, nur ihm eigenthümlichen Geist durchdrungen werden und ebenso wenig jedes einzelne Mitglied der Corporation veranlassen, seinen Beruf würdig zu repräsentiren; ebenso wenig kann aber auch die Nation in einem solchen Stande etwas Typisches sehen und sich demselben gegenüber in einer bestimmten Weise verhalten.

Ausserdem wird sich der Officierstand in einer für ihn würdigen Weise bei uns nicht herausmachen, solange das Heer in Kategorien mit verschiedenen Privilegien eingetheilt bleibt. Solcher Kategorien giebt es mehrere bei uns. Einerseits ist das Zuströmen einer bedeutenden Anzahl junger Leute zur Garde die Veranlassung dazu, dass der Armeeofficier, welcher indess die Hauptkraft repräsentirt, als ein Officier zweiter Kategorie, der keine besondere Berücksichtigung verdient, angesehen wird; unser Gardeofficier ist nicht, wie in der napoleonischen Garde, ein Eliteofficier und sein Privilegium kann daher, indem es einen Schatten auf die Armee wirft, in derselben keinerlei Wetteifer erregen; zu gleicher Zeit ist es aber allbekannt, dass man in der Garde gerade nichts weniger als den eigentlichen Dienst lernt. Andererseits existiren bei uns bereits Truppen von der aller-

niedrigsten Kategorie, wie z. B. die Garnisonstruppen, welche Turgenjew so amüsante und leider auch so wahre Typen zu seinem Chef des Invalidencommandos und dem Unterlieutenant desselben geliefert haben; amüsant macht diese Leute aber nur die Ausstattung. Wie vermag das Publikum einem ihm unbekannten Menschen gegenüber zu untersuchen, ob derselbe zu den Komischen, oder zu den Schlimmen, oder endlich zu den Guten gehört? Die französische Literatur gestattet gar nicht den Typus eines komischen Officiers, weil die Armee solche Typen eben nicht producirt; die französische Uniform ist der Gesellschaft so heilig wie der Ornat des Priesters.

Von oben, von unten und von allen Seiten ist unsere Armee in eine halbmilitairische Atmosphäre, die nicht direct zu ihr gehört, gehüllt. Die oberste Region des Militairstandes, die Mehrzahl der Generale und der Regimentscommandeure, geht nicht aus der Armee hervor, sondern aus einer besonderen Schichte, welche über der Armee liegt und mit derselben fast gar keine Berührungspunkte hat (hierher muss auch der Generalstab gerechnet werden).*) Der Personalbestand dieser Schichte ist zwar in der Hinsicht gut, dass die Mehrzahl der Leute ihrer persönlichen Stellung und Bildung nach eine Garantie dafür bieten, einst tüchtige Officiere zu werden; ein Keim kann jedoch nur dann Früchte geben, wenn er bei Zeiten in ein gutes Erdreich verpflanzt worden, nicht aber, wenn er durch langes Liegen im Vorrathsmagazin schon verdorben ist. Nicht in Uebungen und

---

*) Abgesehen davon, dass die relative Stellung des Generalstabes in der Armee ein hochwichtiger Gegenstand ist, so will ich mich dennoch auf keine umständliche Erörterung über denselben einlassen, namentlich deshalb, weil sie eben allzu umständlich werden müsste, während doch die Meinung der Armee in dieser Hinsicht in einem solchen Grade einstimmig ist, dass aus meinen Worten nur Das gefolgert werden könnte, dass ich derselben Ansicht bin wie alle Uebrigen. Jeder Mensch weiss es, dass der Hauptmangel dieses Instituts bei uns darin besteht, dass es gleichsam zu einem besonderen Stande gemacht worden ist. Das Beispiel des Auslands kann für uns nicht massgebend sein, denn der starke Geist der Armee reparirt dort von selbst viele Einrichtungen; bei uns dagegen hat nur der Kaukasus allein das verstanden; in der übrigen Armee ist jedoch jede Schärfe, die etwa einer Einrichtung anhaftete, sofort zu fabelhaften Dimensionen herangewachsen.

Manövern liegt der Schwerpunkt des Dienstes, sondern in den sittlichen Beziehungen der Menschen zu einander, in dem Verständniss der Bedingungen, auf denen sich die Armee baut, — was man eben nur in der Armee selbst lernen kann. Man kann unmöglich erst beim Posten eines Regimentscommandeurs zu lernen anfangen, während man schon als solcher alle möglichen Dispositionen zu treffen hat. Bei einer solchen Lage der Dinge kommt es jedoch darauf heraus, dass die Regimenter factisch wohl commandirt, aber nicht verwaltet werden; zu gleicher Zeit wird dann auch die Beförderung in der Armee aufgehalten, wodurch den wesentlichsten Grundlagen der kriegerischen Entwickelung der Truppen zuwidergehandelt wird. Dem Militair sind durch die Bedingungen seiner Stellung soviele Beweggründe der gewöhnlichen bürgerlichen Thätigkeit entzogen, dass er die wenigen, welche ihm noch geblieben, krampfhaft festhält. Von diesen ihm gebliebenen Beweggründen ist der hauptsächlichste der Ehrgeiz, die Hoffnung auf eine Beförderung, ohne welche es keinen Wetteifer giebt, ausser höchstens in den wenigen Fällen, in denen das Kriegshandwerk seiner selbst wegen geliebt wird. Auch diese höchste Schichte muss man als vierte zu den drei bereits erwähnten hinzurechnen und wir haben somit, den Privilegien nach (ob diese gesetzlich bestehen oder nicht, ist einerlei), schon vier Kategorien von Officieren. Eine solche willkührliche Schichtung, eine solche Zerrissenheit, wie man es nennen kann, im Officiercorps, welches gerade seiner eigentlichen Bedeutung nach gleichartig sein müsste, giebt es nirgend und kann es auch nirgend geben.

Für die Ausbildung der Armee und ihre organische Entwickelung ist ohne Zweifel das wichtigste Amt das eines Regimentscommandeurs; seine Person repräsentirt das Mittelglied zwischen Oben und Unten, zwischen den Dirgirenden und den Dirigirten, sowie er selbst zu gleicher Zeit sowohl selbständiger Chef, als auch Officier in der Fronte ist. Die ganze sittliche Basis einer Abtheilung wird, wenn auch nicht durch die Persönlichkeit irgend eines einzelnen Commandeurs, so doch wenigstens durch die ganze Reihe derselben bedingt; andererseits weiss die Militair-Oberverwaltung nur das von der Armee (mit Ausnahme der äusseren Seite), was die Regimentscommandeure zu ihrer Kenntniss bringen. Die höhern Chefs, die Generale, commandiren

wohl die Truppen, geben sich aber nicht mit der Ausbildung derselben ab; der Einfluss des erfahrensten Divisionschefs auf den Geist eines Regiments kommt nicht direct zur Geltung, sondern muss erst durch die Persönlichkeit des unmittelbaren Chefs hindurchgehen. Vertraut man selbst das schlechteste Regiment (d. h. schlecht in sittlicher Beziehung, denn es ist hier selbstverständlich nicht vom Ceremonialmarsch die Rede) für eine entsprechende Zeitdauer einem tüchtigen Commandeur an und genirt ihn nicht in seinen Dispositionen, — er findet sicher ein Mittel das Regiment zu bessern. Unbefriedigende Generale werden im Kriege nur mangelhaft über die Truppen disponiren; mit unbefriedigenden Regimentscommandeuren aber wird das Heer selbst, wenn auch ein Suworow an seiner Spitze stände, für den Krieg unzuverlässig. Auf zuverlässigen Regimentscommandeuren beruht die ganze innere, organische Seite der Sache; ohne sie sind selbst die besten Einrichtungen nur leere Worte.

Auf die Unfehlbarkeit einer persönlichen Wahl sich zu verlassen erscheint unmöglich, es sei denn bei einem Obercommandirenden, welcher wirklich innerlich mit seiner Armee verwachsen ist; es lässt sich aber wohl ein Modus bestimmen, welcher eine Garantie dafür bietet, dass wenigstens zum grössten Theil nur die allertüchtigsten Officiere diese Stellen erhalten. Welche Eigenschaften muss ein Regimentscommandeur haben, um als vollkommen tüchtig zu gelten? Ueber die Antwort wird Niemand im Zweifel sein. Vorzugsweise wird ein solcher Officier dazu besonders geeignet erscheinen, welcher mit der ihm zu übertragenden Branche genau bekannt ist, der den Felddienst von unten an bis hinauf durchgemacht hat unter solchen Leuten, die unter denselben Bedingungen sich befunden haben wie Diejenigen, die ihm anvertraut werden sollen, und welcher sich in jedem der successive von ihm bekleideten Posten einen guten Ruf erworben hat. Befriedigende Regimentscommandeure muss man solange als möglich auf ihren Posten lassen, damit nicht die Continuität der einmal eingeschlagenen Richtung im Regiment unterbrochen werde, und nur Solche ohne Aufenthalt zu Generalen machen, bei denen eine besondere militairische Begabung vorausgesetzt wird, — was eine neue Bedingung involvirt. Es ist indess wenig wahrscheinlich, dass es einem Officier, welcher, mit der Situation vollkommen unbekannt, aus einer dem Regiment ganz fremden

Sphäre, dasselbe für zwei, drei Jahre zu commandiren kommt, gelingen sollte dem Truppentheil die erforderliche Direction nicht blos zu geben, sondern auch zu bewahren. Von den Ausnahmen sprechen wir nicht. Das Resultat solcher Ernennungen ist das, dass die Armee ganz ohne Direction bleibt oder, was noch schlimmer ist, nicht über die Ansätze zu verschiedenen Directionen, die sich verwirren und widersprechen und niemals zu Ende geführt werden, hinauskommt. In dieser höchsten, der Armee total entfremdeten Officierssphäre sind ohne allen Zweifel Viele, welche zu den besten Erwartungen für die Zukunft berechtigen. Warum aber befinden sich solche Leute nicht in den Reihen der Armee, wo sie bei ihrer persönlichen Entwickeltheit sich rascher als Andere für ihren bevorstehenden Beruf herausbilden würden?

Mit einem Wort, die Armee kann sich nicht zu einer einheitlichen, im Kriege zuverlässigen Kraft gestalten, wenn sie nicht nur ihre Officiere, wovon oben bereits die Rede gewesen, sondern auch ihre höheren Befehlshaber, alle bis auf den letzten, nicht selbst ausbildet und aus ihrem eigenen Inneren hervorbringt. Vor einem halben Jahrhundert war die von uns geschilderte Lage der Dinge noch möglich, und zwar erstlich, weil sie damals erst im Keime vorhanden und noch nicht so üppig emporgewuchert war; war doch in der ersten Hälfte der Regierung des Kaisers Alexander Pawlowitsch die Zahl der Personen von der Suite und die der Colonnenführer bei weitem nicht so gross und die Garde nicht so zahlreich wie jetzt. Und zweitens lebte damals noch Alles bei uns nach patriarchalischem Brauch, der Adel hielt den Frack für das Abzeichen des Beamtenthums und Alles fügte sich von selbst. Jetzt aber, wo sich das sociale Leben in einer solchen Complicirtheit der Beziehungen entfaltet hat, ist Alles, was nicht den Anforderungen der Zeit entsprechend renovirt worden und noch die Spuren des Patriarchalen an sich trägt, entschieden der Sache nur schädlich.

Die Armee muss ein lebendiger Organismus sein, in welchem das Haupt auch selbst den Nadelstich in der Ferse sofort empfindet, und nicht eine Uebereinanderschichtung verschiedenartiger Materiale, welche über einander gelegt, aber nicht mit einander verwachsen sind. In der Armee soll es keinerlei Nebenämter geben, die nicht direct zum Bestande derselben gehören, keinerlei Gehülfen und keinerlei Unterabtheilungen, die mit einander nichts

gemein haben; „vom Unterofficier an muss jeder Vorgesetzte seine Abtheilung haben, seine Untergebenen, für die er zu verantworten hat und die ihm vor Augen sind, und jeder Vorgesetzte, bis zum Feldmarschall inclusive, muss wiederum seinen directen, unmittelbaren und ausschliesslichen Vorgesetzten haben; das letzte oberste Glied dieser heiligen, den Staat beschützenden Kette ist der Kaiser, der Gott verantwortlich ist. Dann wird man es auch in jedem Augenblick wissen, was der Armee Noth thut.“ Das Officiercorps muss von einem Ende Russlands bis zum andern ein einiger, brüderlicher und ritterlicher Stand sein. Officier muss auch wirklich nur ein Officier heissen; hat man dabei noch erst zu fragen: was für einer? so weiss weder er selbst, mit welchen Augen er sich anzusehen hat, noch weiss es die Gesellschaft. Auf den Officierstand unserer Armee kann das, was der General Trochu von der Linieninfanterie sagt, buchstäblich angewandt werden. In ihr ruht die ganze Kraft, indess werden doch soviel auserlesene Elemente ihr gerade entzogen, dass am Ende nur Etwas nachbleibt, was im Vergleich zu allem Uebrigen nicht als gut genug angesehen wird; die Eigenschaften der Armee scheiden sich von einander: die höhere Ausbildung der Leute bleibt auf der einen Seite, die grössere Erfahrung auf der anderen, ohne dass eine Verschmelzung stattfindet. Wiederholen wir es noch einmal: ein stehendes Heer kann sich nur fest an bestimmten Principien halten, die seit den Zeiten Philipp's von Macedonien, der zuerst ein solches Heer geschaffen hat, dieselben geblieben sind.

Ausser, dass dem gesammten Officiercorps im Ganzen, als Kriegerstand, ein besonderer Berufscharakter anzueignen ist, muss demselben auch noch einzeln nach den Specialfächern ein besonderer Stempel aufgedrückt werden und jede Waffengattung etwas in sich selbst Abgeschlossenes repräsentiren; so ist es wenigstens auf der ganzen Welt. Die praktischen Kenntnisse und Fähigkeiten eines Officiers sind nicht Etwas, was zum Kriegsfach in seinem gesammten Umfang absolut gehört; ein Jeder kennt nur sein Specialfach, das sich von den anderen scharf unterscheidet. Der Infanterieofficier muss die Behandlung des Gewehrs, auch was die technische Construction desselben anlangt, genau erlernen, muss alle Finessen des Schiessens kennen, das Bajonettfechten, die Adjustirung des Riemenzeuges; er muss sich daran gewöhnen,

Alles mit dem Auge des Infanteristen anzusehen und zu überlegen: die Distance, auf welche man ein Gewehrfeuer eröffnen kann, und die Distance, auf welche ein Bajonettangriff zu machen ist, die Leistungsfähigkeit des Infanteristen beim Marsch, die Vortheile, welche verschiedene Baulichkeiten in einer gegebenen Localität zu bieten vermögen u. s. w. Der Cavallerist muss das Alles auch, nur anders, man könnte sagen umgekehrt, wissen; er muss seine menschliche Natur durch die des Rosses beeinflussen lassen und beide in Eins verschmelzen; seine Waffe ist eine andere, die Distance hat für ihn eine ganz andere Bedeutung, nach einem ganz anderen Mass als der Infanterist beurtheilt er die Tüchtigkeit und die Mängel eines Soldaten. Selbst die natürlichen Anlagen müssen bei dieser und bei jener Waffe verschieden sein, worin alle Taktiker der Welt übereinstimmen; die Schwierigkeit besteht nur darin, auf welche Weise ungeprüfte Leute bei der Vertheilung in die verschiedenen Waffengattungen abzuschätzen sind. Es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, dass langjährige Gewohnheit in einem speciellen Fach den Organismus des Menschen in einem gewissen Grade beeinflusst; auf diese Weise wird auch in dieser Hinsicht ein Resultat gewonnen, welches die unmögliche vorläufige Abschätzung in einem gewissen Grade ersetzt; es prägt sich im Menschen ein gewisser Typus aus. Daher bildet in der ganzen Welt eine jede Waffengattung eine besondere abgeschlossene Corporation, die von unten an durchgemacht werden muss. In Frankreich kann ein Infanterieofficier zur Cavallerie und ein Cavallerieofficier zur Infanterie nur als Soldat versetzt werden. Bei uns dagegen geht nicht blos ein junger Officier, sondern selbst ein Compagniecommandeur, ein Stabofficier ganz ohne Weiteres von der Infanterie zur Reiterei über und wird, selbst wenn er zum ersten Mal in seinem Leben auf einem Pferde sitzen sollte, an die Spitze eines Escadrons gestellt; umgekehrt findet dasselbe statt. Bei uns glauben die Militairinstitutionen bis zur Stunde noch an den Stein der Weisen und erkennen als solchen ein Paar Epauletten an, die einen Jeden, dem sie zu Theil geworden, sofort in einen kriegstüchtigen Officier verwandeln.

Gerade ebenso sind auch die allerstrengsten und determinirtesten Gesetzesbestimmungen hinsichtlich der Eheschliessung für das Militair erforderlich. Den Untermilitairs in der Fronte

müsste sie, meiner Meinung nach, förmlich untersagt sein; den Officieren wäre sie dagegen nur unter den folgenden drei Bedingungen zu gestatten: 1) wenn sie in den höheren Rangklassen stehen, z. B. vom Obrist an, 2) bei sichergestellten Vermögensverhältnissen, und 3) bei der Ernennung zu einem entschieden nicht activen Posten, z. B. dem eines Militairchefs. Verheirathete Officiere sind nicht nur eine Last für ihre Abtheilung, sondern sie bleiben sogar nur selten im activen Dienst. Aus meiner eigenen Erfahrung allein könnte ich Dutzende von Beispielen dafür anführen, dass selbst die Tapfersten, sobald sie verheirathet waren, äusserst vorsichtige Männer wurden.

Damit in irgend einer Gesellschaft von Menschen, die eine sociale Gruppe bilden, ein bestimmter Charakter zum Ausdruck kommt, ist es erforderlich, dass diese Leute auch in einem engeren Verein mit einander leben, was in unseren Regimentern bis jetzt fast noch gar nicht vorkommt. Die Officiere leben zerstreut, in geselligen Kreisen, und kommen nur bei den Exercitien mit einander zusammen; in einem jeden dieser Kreise bilden sich besondere Anschauungen, die sich der Controle der gesammten Kameradschaft entziehen; bei einer solchen Absonderung kann ein einheitlicher Gesammtcharakter, welcher eine Schule für jeden Neueintretenden abgeben und Allen den Stempel einer Corporation und der Grundanschauungen derselben aufdrücken würde, nicht Platz greifen. Hierin liegt eine der Hauptursachen, weshalb unsere Officiere von dem Geist ihrer Profession so wenig durchdrungen sind. In den ausländischen Armeen ist den Officiercorps in den Regimentern schon längst eine ordentliche Organisation gegeben worden; in jedem Regiment ist ein Club mit gemeinsamer Mittagstafel, mit einer Bibliothek u. dgl., welcher alle nicht gerade beschäftigten Officiere vereinigt, eingeführt; hier bilden sich die Ansichten und jeder Einzelne wird allmälig von dem Corporationsgeist erfasst. Um einen Anstoss zu geben, müsste ein solches Institut durch das Gesetz reglementirt werden, weiter würde es sich dann schon von selbst entwickeln. Einem jeden Regiment müsste für die erste Einrichtung die erforderliche Summe zugewiesen werden. Ein grosser Theil der Truppen lebt bei uns freilich noch nicht in Casernen, sondern steht auf dem Lande zerstreut, wodurch eine Concentrirung der Officiere sehr erschwert wird; ist aber die Sache erst einmal eingerichtet, so

wird sie, selbst wenn sich auch das Regiment zeitweilig an einem Standort zu zerstreuen gezwungen sein sollte, immerhin ihren Nutzen beweisen und, sobald es nur die Verhältnisse wieder gestatten, sofort wieder vollkommen ins Leben treten. Wenigstens würde damit ein Grund gelegt werden zu einem Officiersverein, welcher sonst nie ein Verein geworden wäre und nie mit einem Geist seine sämmtlichen Glieder umfasst hätte.

Weckt man in unserem Officiercorps den Vereinsgeist, so muss man auch alle möglichen Massregeln ergreifen, um ihn in die erforderlichen Bahnen zu lenken, damit die Leute zu wirklichen Kriegern und nicht blos zu Fronteofficieren erzogen werden. Ausser in der kaukasischen Armee, wo das Kriegsleben die Officiere entwickelt hat, ist das sonst bei uns gar zu lange umgekehrt gewesen und das tägliche Leben eines Officiers hat sich in der Regel durch nichts von dem Leben eines Beamten unterschieden. Unsere Officiere kannten und liebten grösstentheils gar keine militairischen Beschäftigungen, selten nur kam bei ihnen irgend ein Zug angeborner Kühnheit, welche doch sonst jedem jungen Mann, selbst ausserhalb des Militairstandes, eigenthümlich ist, zum Vorschein. Seither haben sie sich mit derartigen Gegenständen nur als Dienstobliegenheiten beim Exercitium beschäftigt. In ihrem Kreise ist unter ihnen das Gespräch über militairische Gegenstände fast nie über die Grenzen der täglichen Exercitien hinausgegangen; der Krieg interessirte sie wenig, sie hatten sich nicht dem Kriege, sondern dem Militairdienst gewidmet, was durchaus nicht ein und dasselbe ist. Im Vorgesetzten und Kameraden schätzten sie wenig die militairischen Eigenschaften, verehrten ihn nicht seiner kriegerischen Verdienste wegen, selbst wenn er auch deren aufzuweisen hatte, sondern eher wegen anderer gesellschaftlicher Eigenschaften. Bei uns kommt es bis auf den heutigen Tag noch vor — ich selbst könnte Beispiele dafür anführen — dass ein Feigling, der sich öffentlich compromittirt hat, im Regiment geduldet wird, bisweilen sogar für einen ganz guten Jungen gilt. Etwas Derartiges kommt in keiner anderen Armee vor, wo jeder Fähndrich, nicht nur ein General, der sich im Kriege schimpflich betragen, dem hundertzüngigen Gerücht anheimfällt und, falls er nicht erschossen wird, doch wenigstens nirgend mehr ein Unterkommen findet.

Wollen wir die Resultate unserer Erörterungen über den

Officierstand kurz resumiren: 1) er wird gegenwärtig nicht mehr in genügender Quantität durch die oberste Klasse der russischen Gesellschaft von aussen in die Armee hineingebracht und die Armee muss daher ihre Officiere selbst ausbilden; hierzu bedarf es der vollständigen Aufhebung aller ständischen Privilegien in der Armee; 2) dabei kann man jedoch nicht mehr auch von dem Oberofficier Alles das verlangen, was ein General braucht, wie das bei dem gleichartigen Bestand der Militairhierarchie war; in Folge dessen könnte man das Avancement, um dasselbe nicht durch drückende Bedingungen zu erschweren, bei einem gewissen Rang unterbrechen, indem die Beförderung nur von der Auszeichnung, d. h. von dem Ermessen der höheren Obrigkeit abhängig gemacht wird. 3) Wünschenswerth wäre es, dass die Verpflichtung zum Kriegsdienst (mit dem Recht des Loskaufs) auf jeden Russen ausgedehnt werde, weil sonst dasjenige Element, auf welches hinsichtlich der Completirung des Officiercorps die meisten Hoffnungen zu setzen sind, in bedeutendem Mass von der Armee fern gehalten werden würde. 4) Die Armee muss in sich selbst concentrirt und alles nicht direct Militairische aus dem Militairstand ausgeschlossen werden, damit die Epauletten auch wirklich ein Zeichen des eigentlichen Kriegsdienstes seien. Hierzu ist aber erforderlich, die Gesammtanzahl der Officiere in einem jeden Rang genau zu bestimmen und über dieselbe nicht anders als auf Grund einer neuen Gesetzesbestimmung hinauszugehen, in keinem Fall Beförderungen zu einem Rang trotz der Vollzähligkeit in demselben vorzunehmen, die Zahl der nicht activen Generale und Officiere auf das äusserste Mass zu beschränken und zu gleicher Zeit die Gagen der Uebrigbleibenden nach Möglichkeit zu erhöhen. 5) Die Eintheilung der Truppen in höhere, mittlere und niedere aufzuheben und Eine russische Armee zu construiren, welche in allen Unterabtheilungen an Ehre, Rechten und Pflichten gleich sei; Unterschiede können wohl in Emolumenten, nicht aber in Privilegien bestehen. 6) Der Armee und dem Officierstande sind alle diejenigen Kategorien wieder zuzuwenden, welche denselben unter dem Vorwande auserlesener Eigenschaften, der Auszeichnung oder gar specieller Kenntnisse entzogen worden. Eine besondere Tüchtigkeit in der militairischen Ausbildung (selbst angenommen, dass man sie in der Schule erlangen kann) ist schon an und für sich eine Belohnung für den

Officier, denn in vielen Fällen wird die Obrigkeit ausschliesslich ihn im Auge haben; hierbei muss jedoch eine freie und nicht eine obligatorische Bevorzugung stattfinden, da die Ausbildung allein noch nicht für die Tüchtigkeit garantirt. Solche besonders gut Ausgebildete werden indess, ebenso wie die, welche höherer Auszeichnungen würdig befunden werden, durch ihren Dienst in den Reihen das Niveau der Masse heben und selbst nicht ihre guten Ansätze durch Einseitigkeit einbüssen. 7) Sodann wird es auch nicht mehr schwer sein eine Regimentsgenossenschaft zu gründen und ihrer Ausbildung eine rein militairische Direction zu geben. Es gilt unsere zertreut umherliegenden kriegerischen Elemente zu sammeln und sie in der Armee zu concentriren, sie in das richtige Fahrwasser zu leiten.

Für die Tüchtigkeit der Truppen ist, nächst dem Bestande des Officiercorps, ein gutes Unterofficierpersonal das Allerwichtigste. Es giebt Armeen, in denen das Letztere gerade ebenso wichtig ist als das Erstere. Ueberall wo die Officiere nicht aus der Armee selbst hervorgehen, sondern gesetzlich aus den höheren Ständen rekrutirt werden, wie bei uns bis jetzt, da werden zwischen ihnen und den Soldaten Zwischenglieder nothwendig. Die geistigen Functionen des Heeres lösen sich von einander ab: der Verstand desselben weicht zu den Officieren, das sittliche Gefühl der Masse bleibt bei den Unterofficieren und alten Soldaten. Solange die Truppen bei uns ausschliesslich vom Adel commandirt wurden, war die Stellung eines Unterofficiers keine militairische Rangstellung, sondern der Unterofficier war einfach ein Dessiatnik (Zehentmann) wie auf jedem herrschaftlichen Gut, ebenso nichts weiter als ein Individuum aus der Masse, welches nur persönlich einiges Vertrauen genoss. In den auf dem Friedensfuss befindlichen Truppen, d. h. also in der überwiegenden Majorität der Armee, wurden die Unterofficiere vorzugsweise nach den für eine Ordonnanz erforderlichen Eigenschaften ausgewählt; die allerzuverlässigsten Leute blieben auf diese Weise, weil ihre Gesichtsfarbe vielleicht gelb oder ihre Figur unansehnlich war, Gemeine. Und es war auch ganz einerlei, wer in einer Abtheilung Unterofficier wurde, solange der sittlichen Seite derselben keine Gelegenheit zum Ausdruck zu kommen gegeben war. Sobald aber die Truppe dazu kam auf einen permanenten Kriegsfuss überzugehen, z. B. an den Kaukasus zu rücken, gewann auch die Auswahl der Unterofficiere

sofort eine total andere Bedeutung. Ich habe schon in meinen „Kaukasischen Briefen“ gesagt: „Der Einfluss der öffentlichen Meinung erstreckte sich hier nicht blos auf die Officiere allein, sondern auf die ganze Masse des Regiments. Der Compagniecommandeur hatte Grund genug keine willkührlichen Wahlen zu treffen, da er mit solchen Unterofficieren, welche keinen sittlichen Einfluss auf die Leute hatten, gleich bei dem ersten Scharmützel schlimm gefahren wäre. In jedem Verein von Menschen treten die stärkeren Persönlichkeiten sofort hervor und werden zu Führern der übrigen Schaar; in kritischen Momenten, namentlich im Gefecht, sind solche Persönlichkeiten unersetzlich, weil die Schaar, welche sich daran gewöhnt hat ihnen zu vertrauen, auch in solchen Augenblicken ihnen ohne Bedenken folgt. Wird die officielle Macht nicht diesen einflussreichen Persönlichkeiten übertragen, sondern anderen, die auf Grund irgend einer anderen willkührlichen Schätzung ausgewählt worden, so zerreisst das sittliche Band zwischen Befehlshabern und Soldaten, weil das vermittelnde Glied in der Kette verschwindet und nur die Disciplin allein, d. h. nur das äussere Commando übrig bleibt. Eine solche Truppe beherrscht aber der Anführer nicht mehr und kann nicht mehr für sie garantiren. Die kaukasische Armee war immer namentlich dadurch stark, dass sich in ihr die Beziehungen der Leute zu einander natürlich und ohne alle heterogenen Efforts gestalteten. Bei dem bedeutenden Einfluss, den die öffentliche Meinung in jeder Sphäre übte, eignete sich ein Jeder grösstentheils nur das an, was ihm gebührte, und daher gehorchte man auch ohne jeden Zwang den Vorgesetzten als allgemein anerkannten Führern. Das Heer war daher auch von einer strengen Disciplin durchdrungen, von jener wahrhaften Displin, die in der bewussten und gewissenhaften Erfüllung der wesentlichen Pflichten des Kriegerstandes besteht.“

Es ist offenbar, dass gegenwärtig, wo die Nothwendigkeit, dem Heer eine vorzugsweise kriegerische Ausbildung angedeihen zu lassen öffentlich anerkannt worden, die Unterofficiere nach kaukasischem Massstab und nicht nach dem, bis jetzt leider noch nicht vollständig aufgegebenen, Massstab des inneren Russlands ausgewählt werden müssten.

Ausserdem gewinnt die Stellung des Unterofficiers mit der fortschreitenden Veränderung der Principien, auf denen unsere

Armee ruht, eine neue Bedeutung. Der Soldat, welcher fast sein ganzes Leben lang mit der Feuersteinflinte diente, musste ohne alle Methode, blos durch die Routine seine Sache erlernen; in einer Armee dagegen mit kurzer Dienstzeit (wie die unsrige gegenwärtig durch die verringerte Stärke der Regimenter bereits ist), die noch zum Ueberfluss weit complicirter bewaffnet ist, ist es nothwendig geworden die Leute methodisch zu unterrichten. Der Unterofficier verwandelt sich durch die Nothwendigkeit aus einem Dessiatnik (Zehentmann) in einen Instructor; im Kriege braucht er ebenfalls eine grössere Entwickelung als früher, da noch das ganze Geschäft blos darin bestand Hurrah zu schreien und immer nur drauf los zu marschiren. Und ferner wird in demselben Mass, wie das Officiercorps seinen ständischen Charakter bei uns verliert, der Unterofficier, welcher bis hierzu nur der älteste Soldat gewesen war, immer mehr zum Leiter der Ideen und Gefühle von oben nach unten, was früher, solange ein Stand über den anderen geschichtet war, wie das Oel über dem Wasser, ohne sich zu vermischen, nicht der Fall gewesen; endlich werden auch die Unterofficiere die Candidaten zu den Officierstellen abgeben und aus ihnen wird sich der höhere Militairstand zum grössten Theil rekrutiren; mit der Aufhebung der Privilegien werden eine Menge Gebildeter in die Reihen der Unterofficiere treten. Aus allen diesen Gründen, denen man sich unmöglich verschliessen kann, muss das Amt eines Unterofficiers nothwendig zu einer militairischen Rangstellung, zu einem Zwischenrang zwischen dem Soldaten und dem Officier werden. Die Mittel, welche angewandt werden, um die Officiere im Dienst zu behalten, müssen sich auch auf die Unterofficiere erstrecken; das Gehalt derselben muss bis zu dem Grade erhöht werden, dass sie im Dienst ebenso gut versorgt sind, als sie es anderswo haben könnten, damit diejenigen Unterofficiere, welche den Erfordernissen eines weiteren Avancements nicht entsprechen, immer doch ihr Leben dem Dienst weihen. Bevor die Unterofficiere nicht freiwillig unter der Fahne bleiben werden, kann der Armee auch nicht die erforderliche Ausbildung gegeben werden. Dieses ist aber ein so schreiendes Erforderniss, dass demselben um jeden Preis genügt werden muss.

Wie sehr auch immer der Unterofficier-Stand im Vergleich zu jetzt erhöht werden mag, so darf doch der Weg zu demselben

ja nicht durch für den gemeinen Mann schwierige Bedingungen verstellt werden, und man wird namentlich mit dem Examen vorsichtig sein müssen. In dieser Hinsicht ist bei uns die Gefahr gross. Gemäss der eingewurzelten Gewohnheit sich die Erfüllung einer Sache dadurch leicht zu machen, dass man sich nicht vom Geist, sondern vom Buchstaben des Gesetzes leiten lässt, verwandelt sich jede neue. Richtung bei uns in der Praxis sofort ins Extrem. Dieselben, die früher bestrebt gewesen den Soldaten in einen Figuranten zu verwandeln, werden nunmehr bestrebt sein aus ihm einen Gelehrten zu machen. Im Militair ist indess, namentlich wenn es sich nicht um Specialwaffen handelt, der Charakter das Erste und vornehmlich Wichtige; von hundert Eigenschaften, die ein Militair (nicht gerade in den höheren Rangclassen) braucht, bestehen neunundneunzig im Charakter. Wollte man, bei dem gegenwärtigen Bildungsgrad des russischen Volks, auch selbst nur die gründliche Kenntniss des Lesens und Schreibens als unabänderliche Bedingung zur Verleihung der Chevrons aufstellen, — dann wäre es auch mit den russischen Unterofficieren zu Ende! Ein solches Resultat muss man wohl zu erreichen streben, man kann aber daraus noch kein Gesetz machen. Eine bestimmte Norm könnte man natürlich aufstellen, z. B. nur für ein Drittel sämmtlicher Unterofficiere die Ernennung Solcher gestatten, die weder zu lesen noch zu schreiben verstehen; diese Leute aber ganz zurückzustossen geht nicht an; ein Krieger ist kein Schüler, dem man je nach seinen Fortschritten in der Schule seine Censur ertheilen kann. Ausser Denen, die das Officiersexamen absolvirt und daher, wenn sie die erforderliche Kenntniss des Dienstes besitzen, ein Recht haben zu Unterofficieren ernannt zu werden, ist es am besten die Auswahl aller übrigen dem Regimentscommandeur ohne Controle zu überlassen; die Controle des höheren Vorgesetzten würde nothwendig nur eine rein äusserliche, folglich auch nur schädliche sein können, da er doch über die Einzelnen, was ihre Person anbelangt, zu urtheilen nicht im Stande wäre.

Und ferner, was ist dazu nöthig, damit die Unterofficiere nach ihren sittlichen Eigenschaften auch richtig ausgewählt werden? Ich habe lange gemeint, dass irgend welche künstliche Mittel in dieser Hinsicht möglich wären, bin aber von dieser Ansicht ganz zurückgekommen. In keiner einzigen Gesellschaft, und um so

weniger also in einer so complicirten Gesellschaft wie eine stehende Armee, vermögen Formen den Geist, welcher unter den Menschen waltet, zu ersetzen. Damit die Armee sich sowohl hinsichtlich der Unterofficiere, wie auch hinsichtlich der Officiere und in jeder anderen Beziehung richtig gestalte, ist es nöthig, dass sämmtliche Forderungen von oben ohne Ausnahme richtig seien, dass das Heer nur vom kriegerischen Gesichtspunkt aus betrachtet und in ihm ausschliesslich die Kriegsmacht, und sonst weiter nichts, gesehen werde. In dieser Hinsicht können wohl Massregeln festgesetzt werden, um die Schätzung der Truppen, die Aeusserungen der Zufriedenheit und der Unzufriedenheit mit ihnen auf die am meisten gerechte Weise ausfallen zu lassen; die gegenwärtig in höchst unbestimmter Art und Weise verschleuderten Belohnungsgelder, wie sie bisweilen für Revuen u. dgl. verabfolgt worden, würden dann den Charakter gesetzlich verdienter Prämien erhalten. Für den Grad der Tüchtigkeit eines Truppentheils kann das Resultat des Zielschiessens, der Schnelligkeit und der Ausdauer beim Marsch, die Fähigkeit der Schützen Terrainvortheile auszubeuten u. s. w., wenn über die Prüfung in diesen Gegenständen Tabellen angefertigt und publicirt werden, den Massstab abgeben. Dann würde sowohl der Befehlshaber wissen, weshalb er mit seiner Abtheilung zufrieden ist, als auch die Abtheilung selbst würde es wissen. Welcher Geist, welcher Wetteifer würde sich unter den Truppen geltend machen, wenn es sich z. B. mit einem Mal ergiebt und bekannt gemacht wird, dass irgend eine Compagnie irgend eines ganz unbekannten Armeeregiments es allen übrigen zuvorgethan und die Nr. 1 erhalten habe. Hierbei dürfen übrigens natürlich nur die rein militairischen Erfordernisse in Berücksichtigung kommen und z. B. durchaus nicht die Kenntniss des Lesens und Schreibens, weil dieselbe im Heere nur in dem Mass von Nutzen ist, als sie den Soldaten für seine directe Aufgabe, das Kriegsfach entwickelt; über die Fortschritte in den Hülfsmitteln muss nach den praktischen Resultaten geurtheilt werden. Es lässt sich annehmen, dass die Befehlshaber der Truppentheile bei einem solchen Modus der Abschätzung die Leute ihren sittlichen Eigenschaften nach richtig zu vertheilen bemüht sein werden; wenn sie erst wissen, dass Niemand seine Aufmerksamkeit darauf richten wird, ob die Unterofficiere die Fronte durch ihre Figur zieren oder nicht, so werden sie auch

zu diesen Stellen sorgfältig nur Solche auswählen, welche die Soldaten auf die allerbeste Weise zu leiten verstehen. In Wirklichkeit heisst das soviel, als das Prunken mit seiner Abtheilung vom Aeusseren auf das Innere übertragen, und mehr kann man auch nicht verlangen.

Ein zweites und zwar zweiffelloses Erforderniss unseres Heeres besteht darin, dass die Kategorie der Elitemannschaft, welche früher existirt hat und zugleich mit der Auflösung der Grenadier- und Carabiniercompagnien bei den Bataillonen eingegangen ist, wieder eingeführt werde. Der Mensch kann nicht von abstracten Gefühlen allein, ohne alle persönliche Ziele und Hoffnungen, die seine Thätigkeit anregen, leben; ohne dieselben würde er einschlafen oder zum schlaffen Automaten werden. Von allen egoistischen, persönlichen Beweggründen, welche die Thätigkeit anzuspornen geeignet sind, ist dem Militair nur einer geblieben: in den Augen der Kameraden ausgezeichnet zu werden, in seiner eigenen Sphäre auf eine höhere Stufe zu gelangen. Im Soldaten ist dieses Gefühl gerade ebenso lebendig wie in jedem Anderen. Es hat vollkommene Automatenarmeen gegeben, in denen dem Soldaten die Seele abgesprochen wurde und die denselben in eine Maschine zu verwandeln bestrebt waren; aber sie haben niemals gegenüber lebendigen Armeen, gegenüber solchen mit einer Seele, Stand halten können. Dem Soldaten muss nothwendig die Perspective auf eine Auszeichnung eröffnet sein, und zwar nicht auf eine solche Auszeichnung, welche, wie ein Orden, nur vom Zufall, der nur Wenige begünstigt, abhängt, sondern auf eine solche, die ein Jeder sicher sein kann bei erforderlichem Eifer zu erlangen, die nicht blos einigen Glücklichen zufällt — worin keine genügende Anspornung enthalten ist — sondern einer ganzen Masse von Menschen, mindestens einem ganzen Viertel von der Gesammtzahl der Dienenden. Alle, die ihr Verständniss für das Militairwesen in der Praxis bewiesen haben, haben ein solches den Wetteifer beförderndes Reizmittel als die beste Bedingung für die Tüchtigkeit des Heeres ausnahmslos anerkannt. Napoleon I. hat gesagt: „Würden in meiner Armee Riesen und Zwerge dienen, so würde ich sowohl für diese als für jene besondere Abtheilungen einrichten, damit keine einzige Gruppe Soldaten existire, in welcher der Mensch nicht die Möglichkeit sich über seine Kameraden zu erheben in Aussicht habe.“ Ist

in einem Militair der Wetteifer nicht angeregt, so ist er nur die Hälfte seiner selbst. Die Perspective auf eine Ernennung zum Unterofficier kann ein solches Reizmittel nicht ersetzen, erstens deshalb, weil weniger als einer derselben auf zwanzig Gemeine kommt, die Chancen befördert zu werden also sehr gering sind; und zweitens deshalb, weil die von einem Gemeinen verlangten Eigenschaften nicht dieselben sind, die von einem Unterofficier verlangt werden müssen, denn der allervortrefflichste Soldat kann vielleicht zum Unterofficier gar nicht taugen. Die Wiedereinführung von Elitemannschaften bei einem jeden Truppentheil ist also eine der wesentlichsten Erfordernisse unserer Armee. Bei der gegenwärtigen Eintheilung eines Bataillons in eine Schützen- und in eine Liniencompagnie würde jedoch die Einrichtung noch einer besonderen Elitecompagnie durchaus nicht praktisch sein. Zudem würde es ja gerade der Zweck eines solchen Instituts durchaus nicht verlangen, dass die Elitemannschaft in besondere Gruppen abgetheilt wäre; sie müsste vielmehr durch den ganzen Truppentheil vertheilt sein, wie das Blut durch den ganzen Körper circulirt. Entzieht man die Besten der Fronte, so schwächt man dieselbe; verleiht man ihnen dagegen eine Anerkennung, ein sichtbares Abzeichen, und lässt sie in der Fronte, so stärkt man dieselbe; auf diese Weise würde jedes Glied einer Tirailleurkette, eine jede Reihe fast in der Fronte seinen anerkannten Führer an der Spitze haben. Das Verhältniss der Anzahl der Elitemannschaft zur Gesammtzahl der Frontemannschaft müsste derartig sein, dass ein jeder Soldat die Gewissheit hätte, dass auch ihm die Beförderung zu Theil werden würde, wenn er nur selbst will. Das normale Verhältniss, wie es bis zur Einführung der Schützencompagnien existirte, bestand darin, dass der vierte Theil zur Elitemannschaft gehören konnte, also ein Elitesoldat auf vier Gemeine kam.

Achtes Capitel.

Allgemeine Bemerkungen.

Wir haben die Hauptbedingungen, unter denen die russische Macht der derzeitigen internationalen Stellung unseres Vaterlandes entsprechen könnte, betrachtet. Wir wollen nunmehr diese Bedingungen in ihrem allgemeinen Zusammenhang kurz recapituliren.

Russland kann bis jetzt noch nicht ohne eine colossale Kriegsmacht existiren. Mehr als irgend einer der anderen europäischen Staaten ist Russland in der Lage sich nur auf sich selbst zu verlassen. Die Militairorganisation ist nicht etwas Willkührliches, sondern sie ist von der gesammten einmal gewordenen socialen Ordnung abhängig. Entsprechend dem historischen Geist zweier Staaten können die Streitkräfte derselben an Stärke bei weitem nicht gleich und bei ein und demselben Militairbudget nicht im mindesten von derselben Qualität sein. Daher ist eine Nachahmung hierin höchstens zur Zeit der Morgenröthe von aussen eindringender Civilisation an ihrem Platz. Russland hat in seiner Geschichte seine Periode der Nachahmung bereits überlebt. Im äusseren wie im inneren Staatsleben ist es jetzt unsere Aufgabe Russen zu sein und uns ausschliesslich nur nach uns selbst zu richten. Hinsichtlich seiner Kriegsmacht ist Russland, abgesehen von seiner enormen Grösse, durch die Geschichte in die allervortheilhafteste Lage versetzt. Mit Ausnahme einiger Grenzgebiete, welche auch allmälig von der russischen Woge überfluthet werden, existiren bei uns, nach der Aufhebung der Leibeigenschaft, zwischen Regierung, Gesellschaft und Volk keinerlei erhebliche Missverständnisse mehr und Alles, woraus sie entspringen könnten, ist beseitigt; ein gegenseitiges Vertrauen festigt von

oben bis unten das ganze Staatsgebäude. Bei einer solchen Lage der Dinge muss die Macht des Staats nicht, wie in Oesterreich oder im napoleonischen Frankreich, nach der Stärke des stehenden Heeres gemessen werden, sondern nach der Gesammtzahl der ganzen Bevölkerung. Für ein Militairbudget wie das französische könnten wir, selbst wenn die Unterhaltskosten für den Soldaten gleich wären, dennoch eine noch ein Mal so colossale Macht aufstellen, weil unsere Regierung sich nicht darum zu sorgen hätte, dass der Soldat ihr auch ganz sicher sei, bevor ihm ein Gewehr in die Hand gegeben werde, und weil bei uns die ganze active Armee über die Grenze geführt und im Innern des Staates durch Solche, die erst heute unter die Fahnen berufen worden, ersetzt werden kann. In Folge dessen verhält sich die russiche Macht zur französischen nicht wie das eine Budget zum anderen (wie es unter gleichen politischen Bedingungen wohl der Fall wäre), sondern wie 80 Millionen zu 35. Eine jede Kraft muss aber, um überhaupt eine Kraft zu sein, organisirt sein: ohne das ist sie nur eine Kraft in der Möglichkeit, aber nicht in der Wirkung. Unsere finanziellen Mittel sind verhältnissmässig nicht bedeutend; die 80 Millionen Russen zahlen in die Hände der Regierung um ein Viertel weniger als die 37 Millionen Franzosen. Durch die Staatseinkünfte, von welchen die stehenden Heere unterhalten werden, kann also Russland offenbar nicht stärker als Frankreich sein. Unsere Kraft besteht aber nicht in den Geldmitteln, sondern in den Menschen. Die Solidität der socialen Verhältnisse gestattet es uns beim Uebergang auf den Kriegsfuss die Armee in einer unverhältnissmässig höheren Proportion zu verstärken, als es die Franzosen können, bei denen jeder Soldat zugleich ein Trabant der Regierung ist und daher gewerbsmässig Soldat sein muss. Unsere zweite Eigenthümlichkeit, die ungeheuere Masse unserer Bevölkerung, gestattet uns unsere Kräfte nicht in einem solchen Grade anzuspannen, wie es in Preussen nöthig ist, nicht die ganze Armee in eine Miliz zu verwandeln, sondern einen erheblichen Theil derselben im allerbesten kriegerischen Geist auszubilden. Das sind die historischen und statistischen Eigenthümlichkeiten des russischen Lebens. Bei einer colossalen und zugleich treuergebenen Bevölkerung und bei gleichzeitig schwachen Finanzen kann Russland seine ganze Kraft nicht blos durch ein stehendes Heer mit langer Dienstzeit, nicht durch eine, wenn man so sagen

kann, soldatische Armee allein darstellen; wir bedürfen eines Volksheeres und einer Volksmiliz. Eine vernünftige Reorganisation hat ihren Anfang genommen; es bleibt nur noch übrig sie zu Ende zu führen. Die Ereignisse aber warten indess nicht.

Es lässt sich beinahe mit Sicherheit behaupten, dass, wenn bei dem ersten Kriege gegen eine grosse Alliance (und ein anderer Krieg ist für uns schlechterdings nicht denkbar) nicht die organisirte Kraft des russischen Volks gegen den Feind ziehen würde, sondern blos die Armee allein in ihrer gegenwärtigen Stärke, so würden die Chancen des Erfolges doch wiederum nicht auf unserer Seite sein. Die gegenwärtig bei uns angenommene Militairorganisation kann mit der Organisation der Alliirten von 1854 verglichen werden; zu jener Zeit hätte sie uns, was die Einrichtungen anbelangt, auf eine gleiche Höhe mit dem Feinde gestellt; dem gegenwärtigen Militairorganismus in Europa kann sie dagegen nicht die Spitze bieten.

Die Volksmiliz (opoltschenie) ist uns absolut nothwendig. Bei der enormen Ausdehnung unserer Grenzen wird das stehende Heer allein, selbst wenn es auch im Vergleich zu seiner gegenwärtigen Stärke bedeutend vergrössert wird, den zwiefachen Anforderungen nicht genügen, d. h. die Grenzen gegen jeden Einfall zu schützen und zugleich dem Feinde mit einer Masse von gleicher Stärke an dem wichtigsten Punkt entgegenzutreten. Selbst im Fall eines Einzelkrieges ist das unmöglich, ganz abgesehen von einem Kriege gegen eine Alliance, auf den wir indess immer gefasst sein müssen. Ausserdem ist das stehende Heer eine viel zu theuere Kraft, um dort verwandt zu werden, wo man ohne sie auskommen kann. Aus diesem Grunde muss bei uns ein Volksheer einberufen werden, die Volksmiliz, welche vollkommen dem Geist des Volkes entspricht, billig ist (ein Milizsoldat würde in Friedenszeiten nicht mehr als 5 Rubel kosten, alle Nebenausgaben mitgerechnet) und ohne welche wir in einem ernstlichen Kriege, wie es die Erfahrung wiederholt gelehrt hat, nicht auskommen können. Hauptsächlich ist aber die Volksmiliz deshalb erforderlich, um die activen Truppen gegen den Feind zu concentriren, und zwar nicht erst, wenn der Krieg in vollen Flammen wüthet und das Geschick zum Theil schon entschieden ist, sondern gleich zum Anfang der Action. Damit man auf die Volksmiliz sicher rechnen könne, muss sie ein permanentes staatliches Institut

werden, und um sie zur rechten Zeit, ehe der erste Schuss fällt, marschiren lassen zu können, muss sie bei Zeiten in der Handhabung der Waffe geübt werden, wozu als das beste Mittel eine jährliche Einberufung zu einer dreiwöchentlichen Uebungszeit erscheint. Ein solches Volksheer erfordert blos permanente Munitions- und Waffendepots und bietet ausserdem nur sehr wenig Schwierigkeiten.

Aus der Volksmiliz kann auch die ganze Anzahl der im Kriege erforderlichen Nichtcombattanten gestellt werden, welche in Folge dessen im Frieden nur in der allerbegrenztesten Zahl zu halten wären. Ebenso muss in Transkaukasien eine Miliz organisirt werden, weil dieses Land genügend pacificirt und gar kein Grund vorhanden ist, dasselbe ewig von Kriegsdiensten befreit zu lassen.

Ferner muss bei einer organisirten Volksmiliz unser stehendes Heer nach Anzahl der Bataillone und Batterien verstärkt werden, da es anders nur im Stande sein würde einem einzelnen Gegner, aber nicht einer Coalition die Spitze zu bieten. Im Fall eines Krieges gegen eine Alliance (die nicht nur möglich ist, sondern sogar in sehr bestimmten Umrissen erscheint) muss die russische Infanterie aus 60 Divisionen (welche wir zu je 13 Bataillonen rechnen) bestehen. Dann wird man für die grosse active Armee nicht weniger als 40 Divisionen haben können, welche zum Anfang, zusammen mit allen übrigen Waffengattungen, gegen eine halbe Million Streiter ausmachen würden, also eine Macht, welche bei ihrer Gleichartigkeit und bei einem tüchtigen Commando genügen würde die einzelnen Verbündeten zu besiegen. Dabei würden die anderen Armeen (die südliche und die kaukasische) stark genug sein, um den Feind abzuwehren, und die ganze Ausdehnung unserer Grenzen würde vor feindlichen Einfällen geschützt sein.

Auch jetzt schon wird die Armee, dank der Verkürzung der Dauer der activen Dienstzeit, in Friedenszeiten bedeutend verringert. Ich bin davon überzeugt, dass man diese Dienstzeit, ohne irgend welcher Befürchtung wegen nicht gehöriger Ausbildung der Soldaten Raum zu geben, sofort auf 5 Jahre fixiren, in der Folge aber dieselbe auf das normale Mass reduciren könnte. Bei einem fünfjährigen Dienst unter der Fahne würde ein Bataillon aus 400 Mann bestehen, von denen 320 in der

Fronte und 80 Rekruten in der Reserve wären; auf diesen Fuss kann die ganze active Armee, mit Ausnahme von 8 Divisionen und der Garde, reducirt werden.

Eine der Hauptursachen der relativ geringen Stärke unserer activen Truppen besteht darin, dass bei uns eine ganze Masse localer Truppen, die für den Krieg so gut wie todt sind, existirt, was in Europa bereits längst nicht mehr vorkommt. Dabei genügen diese localen Truppen auch selbst nicht einmal ihrer directen Aufgabe, was bei der niederen Qualität derselben gar nicht zu vermeiden ist, während sie auf anderer Basis nicht schlechter als die übrigen wären. Ersetzt man unsere sog. innere Wache durch Gensdarmen*), wie das in der ganzen Welt geschieht, so können aus den Gouvernements-, kaukasischen Linien- und aus den Festungsbataillonen ohne alle Schwierigkeit 8 neue Divisionen formirt werden. Damit unsere stehende Infanterie auf die Stärke von 60 Divisionen gebracht werde, bleibt nur noch übrig durch Abtheilung neuer Cadres, wie es im Jahre 1863 geschehen ist, noch 5 Divisionen hinzuzufügen.

In Folge dieser Reorganisationen würde sich unsere gesammte Infanterie (innerhalb der Grenzen des europäischen Russlands und des Kaukasus) in eine active verwandeln und die Kriegsmacht würde ihre normale Entfaltung erreichen; die Präsenzstärke der Armee würde aber in Friedenszeiten um 140,000 Mann vermindert werden können.

Eine bis auf die Cadres reducirte Volksarmee kann jedoch nicht auf gleicher Basis wie eine Armee mit langer Dienstzeit, in welcher der Geist der Truppen aus dem langen Zusammenleben unter der Fahne entspringt, existiren. Damit ein Regiment, das mit einem Mal von einem Drittel seiner Stärke auf die volle Stärke gebracht wird, als eine sittlich ungeschwächte, von einem gemeinsamen Geist durchdrungene Truppeneinheit erscheine, muss

*) Der „Wojenny Sbornik“ („Milit. Revue“, Organ des russischen Kriegsministeriums) erklärte (am 1. Januar 1863), dass wir keine tüchtigen Gensdarmen bekommen könnten, — wahrscheinlich wohl deshalb, weil der Gensdarmendienst der Natur des Russen widerspricht! Das erinnert an die Motivirung des militairischen Specialcomités in den dreissiger Jahren, dass man dem russischen Soldaten deshalb keine Pistonflinte geben könne, weil er, seiner eigenthümlichen Natur nach, die Pistons verlieren würde.

es aus Solchen gebildet werden, die von diesem Geist schon vorher umfangen sind, aus Kameraden und nicht aus irgend wie planlos zusammengebrachten Leuten. Da aber die terminlosen Urlauber eines Regiments von allen Enden des Reichs nicht wieder in dasselbe Regiment zusammengebracht werden können, so giebt es zur Erreichung dieses Ziels kein anderes Mittel, als jedem Regiment einen permanenten Rekrutenbezirk zuzutheilen, wie das überall da eingeführt worden ist, wo der Bestand der einzelnen Truppentheile im Frieden bedeutend reducirt wird. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass ein Regiment, welches aus Landsleuten gebildet ist, sehr bald ein Regiment mit Charakter wird, dass sich in demselben eine bedeutende Kriegstüchtigkeit entwickeln, dass der Rekrut schon früher innerlich mit seinem Regiment verbunden sein und der Kriegsdienst in den Augen des Volks eine ganz andere Gestalt als gegenwärtig annehmen wird. Diese Massregel ist mit gar keinen Schwierigkeiten verbunden, weil mit Ausnahme einiger Grenzgebiete, aus denen die Rekruten zur ergänzenden Completirung derjenigen Regimenter, welche sich nicht unter den gleichen sanitarischen Verhältnissen befinden, zu verwenden sind, unter den übrigen 62 Millionen Einwohnern, bei denen dieses Institut vollkommen anwendbar ist, die russische Race überall in sehr bedeutender Majorität ist, was soviel heisst, als dass sämmtliche Regimenter der Sprache sowohl wie dem Geiste nach russisch sein werden.

Die Armee muss in ihren Unterofficieren und Gefreiten eine feste Basis haben; je jünger die Armee ist, desto fester muss diese Basis sein. Diese älteren Leute müssen daher auch durch ein höheres Gehalt im Dienst erhalten, nach Ablauf der gesetzlichen Frist aber auf eine zweite Dienstzeit angeworben werden; hierzu muss die Summe bestimmt werden, welche aus dem Verkauf von Rekrutenquittungen gelöst wird, wobei zugleich die Annahme von gemietheten Stellvertretern, aus denen niemals gute Soldaten werden, zu verbieten ist.

Ist das ganze Land für die Volksmiliz (opoltschenie) in Bataillons-(Druschinen-)Bezirke und für die Regimenter in Rekrutenbezirke getheilt, so muss die Verwaltung dieser und jener Bezirke immer in ein und derselben Hand concentrirt sein. Zwischen dem Regiment und den von demselben Ort gestellten Druschinen (Milizbataillonen) werden sich die innigsten Herzens-

bande knüpfen und die Druschinen werden gewissermassen die 4. und 5. Bataillone ihres Regiments abgeben. Ein solcher Bezirk würde aus einem Regiments- und zwei Milizbezirken bestehen und gegen 133000 Einwohner männlichen Geschlechts umfassen. Auf diese Weise würde das europäische Russland (rechnet man nur dasjenige Gebiet, in welchem die russische Race eine erhebliche Majorität ausmacht) in 240 solcher militairischer Bezirke zerfallen, die Verwaltung würde localisirt, in der guten Bedeutung dieses Wortes, und die vom Kriegsministerium unternommene Decentralisation würde ihre normalen Grenzen erreichen.

Die bei uns existirende Organisation der Cavallerie ist nur damit zu vergleichen, wie wenn die Engländer ihre Matrosen unter dem Landvolk der inneren Grafschaften suchen wollten. Es ist durchaus in jeder Hinsicht total irrationell, dass ein Staat, in dessen Grenzen Millionen natürlicher Reiter leben, mit solchen Anstrengungen aus gewöhnlichen Bauern, die man noch erst lehren muss sich auf dem Pferde zu halten, eine Reiterei formirt, so dass die Folge davon eine permanente Mittelmässigkeit dieser Waffengattung ist. Ueberdies muss eine solche künstliche Reiterei auch während des Friedens, zur Belastung des Budgets, immer in voller Stärke erhalten werden. Unser herrliches donisches Heer ist dem Geist und der Tradition nach eine wirkliche regulaire Reiterei, wodurch es sich hauptsächlich vor den übrigen Kosaken auszeichnet; es muss nur in stehende Regimenter und Hunderte, an Stelle der willkührlich zusammengebrachten, getheilt und die Civilverwaltung von dem activen Militair ausgeschieden werden. Dann wird jährlich ein donisches Kosakenhundert jedem Cavallerieregiment einverleibt und zugleich ein Escadron desselben aufgelöst werden können; nach Verlauf einiger Jahre werden unsere künstlichen Reiterregimenter von 4 Escadrons durch natürliche von 6 Escadrons und von weit höherer Qualität ersetzt sein, nur werden die donischen Officiere zur Hälfte durch Officiere der regulairen Truppe ersetzt werden müssen. Die regulaire Cavallerie wird sich sodann in Kriegszeiten, entsprechend der erforderlichen Verstärkung der Infanterie, um die Hälfte vermehren und sich im Frieden um mehr als die Hälfte vermindern, woraus sich bedeutende Ersparnisse ergeben würden, die ohnehin zur Befriedigung anderer schreiender Bedürfnisse nothwendig wären.

Unsere irregulaire Reiterei repräsentirt ein kostbares Hülfsmittel für den Krieg und gewährt uns erhebliche Vortheile, deren wir uns jedoch bisher noch nicht ganz bewusst bedient haben, was zum Theil von der Qualität und der Bewaffnung der donischen Kosaken, die fast ausschliesslich diese Waffengattung repräsentirten, abhing. Wir können diese leichte Reiterei ebenso gebrauchen, wie es vor alten Zeiten die Türken gemacht haben, und dadurch den Feind in eine bedrängte Situation versetzen. Unsere natürlichen Reiter zerfallen nach ihren Eigenthümlichkeiten in zwei Kategorien: in solche, die zum Kriege, und solche, die zum Vorpostendienst sich besonders eignen. Aus den Bergvölkern des Kaukasus müssen 18 Regimenter schon deshalb allein gebildet werden, um den übersprudelnden Muth der eingeborenen Jugend für uns auszunutzen, da derselbe sich sonst gewiss bei der ersten günstigen Gelegenheit gegen uns wenden würde; zusammen mit den Linienkosaken würden wir dann 56 irregulaire active Regimenter haben. Sodann wäre es ebenfalls praktisch aus den Nomaden des Inneren, welche gar keine Lasten tragen, einige Regimenter zum Wachtpostendienst zu formiren. Dadurch dass aus den donischen Kosaken die regulaire Cavallerie gebildet wird, würde die Qualität der irregulairen, deren wir ohnehin mehr besitzen, als wir brauchen, nicht im mindesten herabgedrückt werden.

Der Einfluss der grossen bürgerlichen Umgestaltungen der gegenwärtigen Regierung hat die Grundlagen, auf denen unsere Armee ruhte, vielfach verändert. Das Zuströmen des Adels zum Militairdienst hat sich bedeutend vermindert. Um diesen Ausfall zu ersetzen, sowie um es nicht geschehen zu lassen, dass verschiedene stammesfremde Elemente definitiv an die Spitze der russischen Streitkräfte treten, ist die Aufhebung der ständischen Vorrechte im Militairdienst nothwendig geworden; die russische Armee muss ihre Officiere selbst erziehen, ebenso wie es die französische macht. Die Veränderung des Charakters der obersten Sphäre der Armee, nämlich des Officiercorps, welches bisher ein Stand war, erheischt wiederum weitere Massregeln; der Corporationsgeist muss den ständischen Geist ersetzen, das russische Officiercorps muss eine eigene, von der Bedeutung ihres Berufs durchdrungene Kameradschaft, ohne irgend welche Unterabtheilung auf Grund veralteter Privilegien, bilden; es muss, abge-

schlossen in sich selbst, sowohl in den eigenen Augen wie in denen der Nation die Spitze der Kriegsmacht Russlands, und nichts Anderes ausserdem, repräsentiren. Anstatt die einzelnen Kräfte der Officiercorporation zu zerstreuen und zu zersplittern, sind dieselben zu concentriren und sämmtliche unter allerlei Vorwänden der Armee entzogenen ausgesuchten Elemente der letzteren wieder zu geben, wenn anders jemals in ihr der erforderliche Sauerteig sich durcharbeiten soll. Die Armee soll ein wohlgefügtes Ganze, eine ununterbrochene Kette ohne irgend welche Ausnahmen und Sonderbestimmungen darstellen, mit einem Wort ein lebendiger Organismus sein und nicht eine mechanische Lagerung unzusammenhängender Schichten.

Zugleich mit der Veränderung vieler Grundlagen in der Armee verändert sich auch die Bedeutung der Unterofficier-Stellung, die nothwendig eine höhere werden, durch ein besseres Gehalt gesichert und zum Beruf der Leute für ihr ganzes Leben werden muss. Ebenso ist es nöthig die frühere Kategorie der Elitetruppen wieder herzustellen, um dem Gefühl des Ehrgeizes, dem Hauptmotiv eines jeden Militairs, gerecht zu werden und zu gleicher Zeit ein lebendiges Vorbild des Verdienstes, als Beispiel zur Nachahmung in den Augen eines jeden anderen Soldaten, darzustellen. Dass das Heer im kriegerischen Geist ausgebildet werde, hängt von den Anforderungen von oben her ab. Wird man erst die Armee ausschliesslich als Kriegsmacht ansehen und in ihr blos das, was für ihre kriegerische Entwickelung wesentlich ist, schätzen, dann wird sie, bei der unvergleichlichen natürlichen Tüchtigkeit des Materials, aus dem sie gebildet wird, auch factisch nicht blos der Quantität nach, sondern auch der Qualität nach die erste Armee in der Welt werden.

Unsere Annahmen sind folgende:

Eine den factischen Erfordernissen entsprechende Organisation erweist sich immer auch in vielen anderen Beziehungen vortheilhaft. Bei einer Reorganisation der Armee nach den oben ausgeführten Principien würde sich folgendes Ersparniss herausstellen:

1) Durch die Reducirung der Präsenzstärke der Infanterie um 140,000 Mann, 50 Rubel per Mann gerechnet . . . . 7,000,000 Rbl.

2) Durch die Reducirung der Anzahl der Nichtcombattanten, welche im Kriege durch Leute aus der Volksmiliz ersetzt werden, nehmen wir an*) . . . . 500,000 Rbl.

3) Durch die Reducirung der regulairen Cavallerieregimenter (4 active Escadrons, ein Reserve- und ein Ersatzescadron) auf 2 Escadrons, im Ganzen annähernd. . . . . . . 3,500,000 „

Zusammen 11,000,000 Rbl.

Wir haben hierbei nicht mitgerechnet weder die bei der Equipirung der Leute zu machende Oekonomie, denn die Kosaken treten mit eigenen Kleidern in den Dienst, noch das Ersparniss an Officiersgagen (weil ein Drittel der ganzen Anzahl von Officieren bei der Reducirung der Truppentheile, auf eigenen Wunsch, jährlich beurlaubt werden könnte).

Die Erfordernisse, welche dagegen neue Ausgaben mit sich bringen, sind folgende:

Der Unterhalt der Volksmiliz . . . . . 2,500,000 Rbl.

Mehrkosten des Unterhalts der Gensdarmen im Vergleich zu den Ausgaben für die übrige Infanterie . . . . 1,500,000 „

Der Unterhalt von 10 neuen Divisionsstäben und der Officiere von 65 neuen Bataillonen und 13 Artilleriebrigaden . . . . 2,250,000 „

Die Erhöhung des Gehalts der Unterofficiere und Gefreiten im Vergleich zu ihren gegenwärtigen Gagen, für die ersteren auf 6 und für die letzteren auf 3 Rubel monatlich, wenn nur $^1/_3$ der Gesammtzahl beim Friedensetat in der Präsenz gerechnet wird . . . . 3,250,000 „

Zusammen 9,500,000 Rbl.

*) In dem letzten Rechenschaftsbericht des Kriegsministeriums ist weder die Anzahl der Nichtcombattanten, noch sind die Unterabtheilungen derselben aufgenommen, und wir haben daher die letzte Zahl nur als muthmasslich angegeben. Wahrscheinlich würde sie aber die angegebene noch übersteigen.

Somit würden noch $1\frac{1}{2}$ Millionen zu anderen Zwecken übrig bleiben.

Diejenigen Summen, welche durch eine Reducirung der übermässigen Anzahl solcher Officiere, die gegenwärtig unter verschiedenen Benennungen ausserhalb der Fronte dienen, erübrigt werden, sind hierbei nicht mit in Rechnung gezogen worden, da dieselben ausschliesslich zur Aufbesserung der Gagen der im Dienst factisch nöthigen Officiere verwandt werden müssen.

Die active Streitmacht Russlands beträgt zur Zeit (mit Ausnahme der östlichen Grenze und der Sappeure) 556 Bataillone und 232 Escadrons. Auf obiger Grundlage würde sie dagegen, bei einer gleichen Ausgabe in Friedenszeiten (mit einem Zuschuss für einige Gegenstände und ohne die geringste Verminderung der Qualität des Heeres, sondern vielmehr mit der entgegengesetzten Wirkung) 780 Bataillone (und mit der Volksmiliz zusammen 1280 Bataillone) und 340 Escadrons ausmachen; abgesehen von der Einberufung der Miliz würde ausserdem eine geringere Anzahl Hände der productiven Arbeit entzogen und der Kriegsdienst in der Vorstellung des russischen Volks endlich das werden, was er sein müsste, nämlich eine heilige Pflicht, die keines Menschen Lebenspläne stören darf.

Ausser diesen permanenten Streitkräften, welche den Streitkräften jedes beliebigen europäischen Bündnisses nicht nachstehen würden, würde die Errichtung einer Volksarmee mit einer Miliz ganz Russland in ein Kriegslager verwandeln können. Wenn die Vorsehung dem russischen Volk in Zukunft Prüfungen bereiten sollte, welche der Grösse des historischen Geschicks desselben entsprechen, so würde sich unser Vaterland bei solchen Einrichtungen rüsten können, wie sich gegenwärtig Preussen rüstet, und dem Andrang selbst von ganz Europa eine unbezwingbare Mauer gerüsteter und wohlorganisirter Mannen entgegenstellen. Im Jahre 1812 war Russland bereit sich bis auf den letzten Mann zu erheben, aber der allgemeine Enthusiasmus hat nur wenig Vortheil gebracht; ein halbes Jahr lang tobte der Krieg innerhalb der Grenzen Russlands, sechs Gouvernements fielen der Verheerung anheim und endlich war der Feind vernichtet, jedoch ohne dass die Landeskräfte dazu mitgewirkt hätten. Der Enthusiasmus allein hat dabei nicht viel zu sagen; er ruft wohl einzelne Partisanen hervor, aber er macht nicht aus einem unvorbereiteten

Volk ein regulaires Heer, welches im Stande wäre sich Auge in Auge mit dem Feind zu messen; während bei einer dem gegenwärtigen Jahrhundert entsprechenden Militairorganisation, bei einer Volksarmee mit kurzer Dienstzeit und bei einer Volksmiliz so Viele durch die Reihen des Heeres passiren würden, dass ausser den Listen des Kriegsministeriums noch eine Masse fertiger Streiter übrig bleiben würde. Dieselben würden natürlich durch das Gesetz vor einer willkührlichen Einberufung zum Dienst geschützt sein; aber es giebt Fälle, in denen ein jedes Recht vor der Sorge um die Selbsterhaltung zurücktreten muss; in einem solchen Fall hat sich Frankreich im Jahre 1793, Russland im Jahre 1812 und Amerika im Jahre 1862 befunden. Verfügt man über einige bereits ausgebildete Jahrgänge der Volksmiliz und über die höheren Stände, deren Mehrzahl die Schule des Militairs durchgemacht hat, so kann man nicht blos eine vernichtende Volksmacht aufstellen, sondern auch, ohne irgend welchen Aufenthalt, 4. und 5. Bataillone formiren, d. h. also die ohnehin colossale Armee noch um zwei Drittel verstärken; in einem solchen äussersten Fall kann man auch noch zu der aus donischen Kosaken gebildeten regulairen Cavallerie je zwei Escadrons fertiger Reiter auf jedes Regiment hinzufügen; und der Vorrath unserer irregulairen Cavallerie ist unerschöpflich. Ein auf solche Weise organisirtes Volk von 80 Millionen kann man dreist unbesiegbar nennen.

In ihren Hauptzügen kann unsere Landes-Militair-Organisation in kurzer Zeit realisirt werden, und zwar in nicht länger als vier Jahren, ein Jahr auf die vorbereitenden Massregeln gerechnet. In diesen 48 Monaten würden drei Klassen der Miliz fertig sein; die Infanterie würde noch rascher zu reorganisiren und auf die gewünschte Stärke zu bringen sein. Nur die Umgestaltung der Cavallerie verlangt zehn Jahre; im äussersten Fall reicht aber auch für die verstärkte Armee selbst die gegenwärtige Cavallerie aus, zumal wenn sie von einem Schwarm irregulairer Reiterei, wie sie Russland jedes Mal aufzustellen hat, begleitet wird.

Hat Russland erst eine Volksarmee und eine Miliz gebildet, so wird es auch im Stande sein den Streitkräften eines jeden beliebigen europäischen Bündnisses siegreich zu begegnen. Man kann mit Bestimmtheit behaupten, dass verschiedene verbündete Streitkräfte bei gleicher numerischer Stärke dennoch niemals

ebenso mächtig sein würden wie gleichartige Streitkräfte. Es findet dabei nämlich ganz dasselbe statt wie bei einem Kampf zwischen einem Mann von riesigen Kräften und zwei oder drei gewöhnlichen Leuten. Die Kräfte dieser Letzteren zusammengenommen übertreffen vielleicht die Kraft des Gegners, aber sie können ihn doch niemals so angreifen, dass ihre Anstrengungen genau in demselben Moment zusammenwirken, während eine jede Schwenkung des Starken jeden der Gegner einzeln niederwirft. Ganz abgesehen von der Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte und der Ziele, von der Verschiedenheit der Verfahrungsweise, von der durch die Eigenliebe eines jeden Verbündeten veranlassten Störung in der Continuität des Handelns, von der Schwierigkeit bei einer Armee, die mehrere Köpfe hat, die Einheit aufrecht zu erhalten, — so bietet schon allein die Concentrirung der Kräfte seitens zahlreicher Verbündeten solche Schwierigkeiten, dass ein entschlossener Gegner, der nur mit seinem eigenen Kopf allein denkt, den Feinden fast immer zuvorkommen und ihre Vereinigung verhindern kann. Natürlich würden wir bei einer bedeutenden Concentrirung unserer Kräfte an der Westgrenze nicht auch an anderen Grenzen offensiv verfahren können; aber das brauchen wir auch gar nicht; es genügt an diesen Grenzen eine Defensivstellung einzunehmen und dieselben mit einer solchen Macht zu besetzen, dass der Feind nicht auf sichere und rasche Erfolge an den Grenzen rechnen dürfte; angesichts einer grossen activen Armee würde er ebenso wenig eine erhebliche Macht zu Unternehmungen zweiten Ranges entmissen können. Landungstruppen können uns wohl beunruhigen, aber nur der Zusammenstoss von Landtruppenmassen in Mitteleuropa allein wird allendlich entscheiden, wer Recht hat und wer der Schuldige ist, wird das Schicksal der Grenzgebiete ebenso, wie das des Hauptkriegsschauplatzes entscheiden, gerade so wie bei Königgrätz das Geschick Italiens entschieden worden ist.

Bei einem europäischen Landkriege verleiht uns der Besitz des Königreichs Polen, bei sonst gleichen Kräften, ein enormes Uebergewicht über unsere Gegner. Dieser vorgeschobene Posten des russischen Reichs, der als Keil in Europa hineinragt wie eine Bastion zwischen Oesterreich und Preussen, bietet in unserer Hand bekanntlich eine unvergleichliche Operationsbasis. Im

Fall eines Krieges mit Oesterreich oder mit Preussen*) kann unsere Armee, welche den Lauf der Weichsel und die an derselben belegenen Festungen beherrscht, von keiner einzigen Seite umgangen werden. Unsere Feinde können uns nur von vorn, an der am weitesten vorgeschobenen Grenze des Reichs angreifen, während unsere Armee nach einigen Tagemärschen im Herzen des feindlichen Landes erscheinen und dadurch mit einem Schlage die Hälfte des feindlichen Gebiets lahm legen würde: im preussischen Kriege Alles, was im Osten von der Oder liegt, im österreichischen Kriege ganz Galizien und einen grossen Theil von Ungarn. Bei einem guten Obercommando und Entschlossenheit von unserer Seite ist eine rechtzeitige Vereinigung solcher Verbündeten, wie etwa wenn die Franzosen oder Italiener sich mit den Oesterreichern vereinigen wollten, vollständig unmöglich; die verbündeten Armeen würden einzeln, eine nach der anderen, den Kampf aufzunehmen haben, ausser wenn unsere Nachbaren, um sich mit ihren Freunden zu vereinigen, an die entgegengesetzte Grenze ihrer eigenen Territorien rücken wollten und dadurch ihre wichtigsten Gebiete ohne einen Schuss preisgeben. Selbst im Fall eines gegen uns gerichteten Bündnisses zweier an einander grenzenden Staaten, wie Oesterreich und Preussen, könnten wir uns durch rasches Vorrücken aus dem Königreich Polen zwischen die feindlichen Armeen stellen und es nicht zur Vereinigung derselben kommen lassen.

Ohne Zweifel bieten die Eisenbahnen heut zu Tage die Mittel dazu Truppen in einem verbündeten Lande weit rascher, als der Feind anzugreifen vermöchte, vorzuschieben; immerhin aber doch nicht so rasch, dass eine in Savoyen oder selbst in Venetien concentrirte Armee rechtzeitig einer in den Karpaten stehenden Armee gegen einen Feind, der aus dem Radomschen Gouvernement anrückt, zu Hülfe kommen könnte.

Die Kraft Russlands ruht ausschliesslich in seiner Landarmee. Unsere Flotte kann wohl in der Defensive ihre Bedeutung haben und uns in Kriegszeiten von der Ausgabe liberiren,

---

*) Hier ist nicht von politischen, sondern von strategischen Möglichkeiten, von dem Charakter unserer Grenzen, die Rede. Dass von einem Bruch mit Preussen z. B. gegenwärtig auch nicht die Rede sein kann, weiss ein Jeder.

eine oder zwei Divisionen mehr in den Bassins des baltischen und des schwarzen Meeres zu unterhalten, was übrigens bei der Existenz einer Volksmiliz keinen gar zu grossen Unterschied macht; eine Rolle aber, die bei einem grossen europäischen Kriege irgend Etwas in die Wagschale legen könnte, hat sie niemals gespielt, und wird sie auch künftig nicht spielen, wenigstens so lange nicht, bis wir einmal die ausschliessliche Herrschaft über eines der angrenzenden Meere erlangt und dasselbe abgeschlossen haben werden. Dann ist es etwas ganz Anderes, dann würde unsere Flotte im Stande sein sich ruhig in ihrem sicheren Hafen zu entwickeln und, wenn es nöthig ist, auszulaufen, einen Schlag zu führen und sich gleich wieder zurückzuziehen. Aber auch selbst dann werden wir keine Seemacht sein in dem Sinn, wie es England, Amerika und selbst Frankreich ist; unsere Seekräfte können, selbst wenn sie auch noch so gross wären, da sie immer in zwei Hälften zwischen dem schwarzen und dem baltischen Meer getheilt sind, niemals der Seemacht eines Staates gleichkommen, welcher die Ufer eines Weltmeeres beherrscht und daher seine Flotte concentriren kann. Ein grosses Volk kann freilich nicht ganz ohne eine gewisse Seemacht auskommen, wenn auch nur um seinen Interessen an fremden Küsten Nachdruck zu geben, um im Fall eines Seekrieges im Stande zu sein, durch seine Kreuzer dem Feinde zu schaden; doch das sind Alles Dinge, die nur in zweiter Linie zur Geltung kommen, die aber nicht um ein Haarbreit auf die Geschicke grosser internationaler Conflicte einwirken. Zu solchen nebensächlichen Aufgaben haben wir Kriegsschiffe genug. Wir wünschten wohl noch eine kleine Escadre im stillen Ocean zu haben, an dessen Küsten sich die russische Macht allmälig entfaltet, wir wünschten auch eine Polizei auf dem schwarzen Meere zu unterhalten, es ist aber beim Wünschen geblieben. Bildet man sich ein, dass die Entwickelung unserer Flotte unter den gegenwärtigen Verhältnissen auch nur den geringsten Einfluss auf die internationale Macht Russlands haben könnte, so hiesse das, unserer innigsten Ueberzeugung nach, gerade soviel, als vom ganzen Kriegswesen radical gar nichts verstehen. Eine grosse Flotte unterhalten, die doch niemals einer verbündeten, selbst nicht einmal der französischen oder der englischen einzeln gleichkäme und daher bei dem ersten Schuss sich gleich wieder in ihre Häfen flüchten müsste, — zur Unterhaltung dieser Flotte

der Landarmee die derselben so nöthigen Summen entziehen, während die letztere doch die factische Macht repräsentirt, hiesse die Ausgaben von einem productiven Boden auf einen unproductiven übertragen. Besässe ich die Zauberkraft, mit einem Wort, zum Anfang des Krieges, entweder unsere ehemalige, in der That ausgezeichnete und heldenmüthige Flotte vom schwarzen Meer, mit sämmtlichen neuesten Vervollkommnungen ausgestattet, zu erschaffen oder aber noch ein Corps guter Truppen, nicht einen Augenblick würde ich schwanken und das Corps erstehen lassen. Eine Flotte auf dem schwarzen Meere würde einen bedeutenden Einfluss auf Ereignisse von nicht gerade hervorragender Bedeutung im Osten, besonders in Friedenszeiten haben können; sie würde häufig unserer nationalen Eigenliebe Triumphe verschaffen können; in Kriegszeiten aber würde sie keinen entscheidenden Einfluss auf die Ereignisse üben können. Es ist allzu deutlich, dass die Geschicke des Ostens nicht von See- oder Landsiegen im Osten abhängen, während die Anwesenheit eines Armeecorps mehr auf einem europäischen Schlachfelde sowohl die orientalische wie die abendländische Frage, die des schwarzen Meeres und jede andere Frage entscheiden könnte.

Das Commando gewinnt in unseren Tagen womöglich eine noch grössere Bedeutung, als es schon früher hatte. Die Staaten bieten gleich zu Anfang des Krieges ihre ganze Macht mit einem Mal auf; die hinter der Armee stehenden Reserven sind im Vergleich zur activen Armee nicht stark genug, um auf den Gang des Krieges bedeutend einzuwirken. Bei der ungeheuern Grösse der Armeen und der Bequemlichkeit des Verkehrs schreiten die Ereignisse so rasch vorwärts, dass es bisweilen unmöglich erscheint die ersten Misserfolge zu repariren, ja dass man sogar keine Zeit hat den Obercommandirenden zu wechseln. Die richtige Combination bei den ersten Operationen hat immer eine sehr bedeutende Garantie für den Erfolg geboten; gegenwärtig aber liegt in ihr die ausschliessliche Garantie und zum grössten Theil auch das entscheidende Moment. Und in der Wahl des Obercommandirenden darf man sich nicht mehr irren.

Es ist gleichfalls gewiss, dass die ungeheure Grösse der aufgestellten Macht rein strategische Combinationen in demselben Mass zu unterstützen geeignet ist, in welchem sie ökonomische Combinationen complicirt macht. Die Truppenmassen sind gegen-

wärtig zu gross und erheischen zu viel Sorgfalt hinsichtlich ihrer Verpflegung, um leicht beweglich zu sein. Die zufälligen strategischen Manöver in Folge stündlich vorkommender unerwarteter Ereignisse, in denen das Wesen der Kriegskunst besteht, werden dadurch schwierig; ihre Bedeutung concentrirt sich in dem allgemeinen Kriegsplan, in der Wahl des Objectivpunktes und in der Direction, welche den Massen von Anfang an gegeben worden ist.*) Der Capitalfehler, welcher das Verderben der Oesterreicher im letzten Kriege geworden, hat offenbar darin bestanden, dass ihre Hauptmacht, als der erste Schuss fiel, in Ober-Schlesien stand, und nicht im nordöstlichen Böhmen, wo sie hätte sein müssen; die Chancen des Krieges wären gleich gewesen, wenn Benedek — gleich zu Anfang richtig disponirt hätte; um den Fehler zu repariren, nachdem der Krieg schon begonnen, hätte es eines Napoleon I. aber nicht eines Benedek bedurft. Es ist natürlich leichter sich den Operationsplan in Musse zu überlegen, als immer auf dem Fleck richtige Eingebungen zu haben. Je weniger man sich in der Wahl des Obercommandirenden irren kann, desto weniger steht es dem Obercommandirenden selbst bevor sich zu irren. Würden sich die Dinge aber nicht immer gerade in dieser Proportion gestalten, so müsste jede Entwickelung selbst unmöglich werden.

Endlich handelt es sich bei den gegenwärtigen Streitkräften nicht blos um den Vorgesetzten, sondern um die Vorgesetzten. Kein Mensch vermag über solche Massen, die sich über einen so grossen Raum erstrecken, factisch zu disponiren. Natürlich ist hier nicht von einem Cäsar oder Napoleon, sondern von gewöhnlichen Talenten die Rede. Der letzte böhmische Krieg liefert hierzu ein treffliches Beispiel. An der Spitze der preussischen Armee stand nicht nur kein genialer Mann, sondern auch nicht einmal einer mit hervorragendem Talent; es stand einfach Niemand an ihrer Spitze. Die einzelnen preussischen Armeecorps wurden aber von energischen Männern commandirt, welche, und das ist die Hauptsache, nicht unnütz künstelten, sondern ohne

*) Natürlich darf man das nur relativ verstehen, wie das Gesagte überhaupt nur gemeint ist. Zufällige strategische Manöver können ja auch gegenwärtig noch grosse Resultate erzielen; — es handelt sich hier jedoch um die Regel und nicht um die Ausnahme.

alle raffinirten Manöver gerade auf den Schuss losgingen, sobald sie ihn gehört hatten; und das hat sich als probat erwiesen. Der Hauptstab fing erst, nachdem gesiegt worden war, in der zweiten Periode des Feldzuges, an wirkliche Pläne zu entwerfen. Die grosse Eigenschaft der preussischen Armee, die man in ihr durchaus nicht vermuthet hatte, die unermesslich grosse Eigenschaft besteht darin, dass sie entschlossene Generale ausbildet, welche fest und einfach zu handeln verstehen, worin die erste Bürgschaft für den Erfolg im Kriege besteht. Der Marschall Marmont hat also offenbar sehr richtig behauptet, dass das Hauptverdienst eines Anführers im Kriege in der vollkommenen Uebereinstimmung des Verstandes mit dem Charakter besteht, so dass die Stärke des Verstandes bei ihm gleichbedeutend sei mit der Stärke des Willens. Wenn ein Mensch weiter sieht, als seine Entschlossenheit reicht, so ist er schon von Natur ein Theoretiker und wird in seinen Plänen nicht ausdauern; ist er klug, aber mehr noch entschlossen als klug, so wird er sich an Unternehmungen wagen, deren allendliches Ziel in seinem Geist noch nicht genügend zur Reife gekommen ist, an Unternehmungen also, die daher einer gar zu grossen Zufälligkeit ausgesetzt sind. Militairische Tüchtigkeit ist folglich die innere Proportionalität des Menschen. Diese kann in einer unendlichen Reihe von Abstufungen, wesentlich gleichartig, nur nicht gleichbedeutend, von Napoleon bis zum verständigen Compagniecommandeur hinunter, zum Ausdruck kommen. Hierin liegt auch der Grund, weshalb so viele berühmte Feldherren Leute gewesen sind, die an Verstandeskräften einen ziemlich gewöhnlichen Grad menschlicher Fähigkeiten nicht überragten; hieraus folgt aber auch, dass genügend tüchtige, wenn auch nicht gerade geniale Feldherren durchaus keine so exclusive Erscheinung sind und sich zu allen Zeiten und in jedem Volk finden. Und in der That, es giebt in der Geschichte keine Regierung, welche als fähig und energisch im Andenken geblieben, von der Regierung des Perikles bis zu der Lincolns, die nicht die passenden Leute zur Leitung ihrer Armeen gefunden hätte. Solche Leute werden auch bei uns zu finden sein.

Die Hauptsache ist bei dem Obercommandirenden nicht das Genie — denn Genies sind nicht alle Tage zu haben — sondern das Vermögen auf der Höhe der Situation zu stehen und in einem solchen Grade Befehlshaber zu sein, dass sein Wille für

Alle und Jeden zum unabänderlichen Gesetz werde. Eine Armee, die wie ein Mann handelt, ist mehr werth als selbst die allerschlauesten Pläne, — der böhmische Krieg hat diese Wahrheit von Neuem bewiesen. In unserem Jahrhundert, wo der Kriegsschauplatz und die Streitkräfte des Gegners so sorgfältig studirt zu werden pflegen, kann ein vollständig irrationeller Operationsplan unmöglich aufgestellt werden; er kann aber immer irrationell realisirt werden, und zwar nicht blos in dem Fall, wenn der Obercommandirende in seinen Absichten nicht ausdauert, sondern auch, wenn, was häufiger geschieht, die einzelnen Befehlshaber es sich erlauben in seinen Absichten nicht auszudauern. Beim Obercommandirenden ist das Allerwichtigste Festigkeit des Charakters und ein mächtiger Wille, welcher sich die Anderen moralisch unterwirft.

Für die Generale, seine Gehülfen, ist die Hauptsache Entschlossenheit. Unter zehn Malen kann wohl ein Mal eine unnütze Entschlossenheit die Veranlassung zu einem Misserfolge werden; neun Mal wird sie aber zum Erfolge führen. Jeder, der ein Mal Soldat gewesen, hat genug Befehlshaber gesehen, welche, obgleich sie gar keine namhaften Talente besassen, energisch waren und deshalb von den Soldaten vergöttert wurden; allein schon der Name dieser Männer war eine Garantie für den Erfolg. Der Krieg ist ein Spiel mit Sein oder Nichtsein; Jeder weiss es sogar schon aus dem Privatleben, in welchem Grade ein Mensch, der das schlimme Ende nicht fürchtet, seinem Gegner furchtbar erscheint. In Friedenszeiten ist es allerdings nicht wenig schwierig die Menschen nach ihren Talenten zu sondern; der Verstand an und für sich beweist, wenn nicht andere Eigenschaften noch hinzukommen, für den Militair noch nicht genug. Die Energie, die Selbständigkeit sind im Menschen die am meisten hervorstechenden Eigenschaften; diese natürlichen Eigenschaften zu simuliren ist sehr schwer, denn es tritt selbst bei Geringfügigkeiten zu Tage, in wie weit der Mensch seinem Verstande nach lebt und sich durch seinen eigenen Willen bestimmen lässt. Immerhin kann man hiernach am besten die Officiere beurtheilen. Gleich von Anfang an müssen sie in einem solchen Geiste geleitet werden, dass ein jeder Officier, bei den Manövern etwa oder sonst hinsichtlich der Anordnungen in seiner Abtheilung, ohne sich durch die allgemeinen Regeln beengen zu lassen, die Verantwortlichkeit

auf sich nehme, wenn er meint, dass es so besser gehe, und dann nur nach den Resultaten beurtheilt werde. Die Franzosen sagen von sich selbst „nous n'aimons pas les petits coups" und sehen darin ihre Stärke. Auf russisch heisst das: ein Jeder nimmt das, was er für nöthig hält, auf sich, ohne sich weiter umzusehen. In diesem Geist die russische Armee umzuerziehen bedarf es keiner grossen Mühe. Im russischen Charakter ist ein solcher Ueberfluss angeborener Entschiedenheit, dass sie nicht blos als eine Tugend desselben erscheint, sondern auch selbst in einen Fehler desselben ausartet. Von unserer Armee muss nur der mehr als ein halbes Jahrhundert alte Formalismus, der ihre wirkliche Natur verzehrt hat, genommen werden, damit sie wie die französische, „qui n'aime pas les petits coups", sei, und damit sie, wenn noch die russische Ausdauer hinzukommt, eine echt suworowsche Armee, d. h. eine wirklich russische werde.

Im Kriege sind nur wirklich kriegerische Eigenschaften nöthig. Mit Ausnahme dieser beziehen sich alle möglichen anderen Verdienste und Mängel, nach denen die Menschen im bürgerlichen Leben gemessen zu werden pflegen, beim Militair nur auf den Menschen aber nicht auf den Soldaten und können nicht als Massstab zu seiner Beurtheilung dienen.

Es bedarf keiner weiteren Erwähnung, dass die höhere Obrigkeit die Reputation ihrer Officiere von einem gewissen Rang, selbst vom Obrist an, kennen muss; in anderen Staaten kennt man sie vom Capitain an. Ist ein Mensch einmal erprobt worden, so hat er in Friedenszeiten keiner neuen Abschätzung zu unterliegen, er taugt nämlich entweder, oder er taugt einfach nicht. An der Spitze der Truppen können entweder Befehlshaber stehen, die sich in der Schlacht bewährt haben, oder solche, die dazu noch nicht gekommen sind, — in keinem Fall aber solche, die das Gegentheil bewiesen haben; das Letztere kann nur zur Vernichtung des sittlichen Gefühls der Armee führen.

Es existirt die sehr verbreitete, aber deshalb doch durchaus nicht wahre Redensart, dass der Soldat erst durch den Krieg zur Geltung kommt. In der That thun sich militairische Talente von selbst hervor, aber in wessen Augen nur? Blos in denen der nächsten Zeugen. Zur Geltung aber kommen sie nur durch die Scharfsichtigkeit der Regierung oder durch eine solche Militairorganisation, bei welcher die in rein militairischem Geist ausge-

bildete Armee ihre Leute richtig zu beurtheilen weiss und dabei eine Stimme hat, welche stark genug ist, um von der ganzen Gesellschaft gehört zu werden. Gerade so verhält es sich mit der französischen Armee, in welcher sich die Meinung frei entwickelt und respectirt wird; zum Theil ist es auch in der preussischen so. Oesterreich aber z. B. kriegt fortwährend, hat aber seit den Zeiten Eugens von Savoyen keinen einzigen Feldherrn gehabt, der diesen Namen verdient hätte. Wenn in einem grossen Staat keine allgemein anerkannten militairischen Namen, auf welche die Nation ihre Hoffnungen zu setzen pflegt, genannt werden, wenn selbst jahrelang dauernde Kriege solche Namen nicht zur Geltung bringen, so ist das nur ein Zeichen dafür, dass die Militairorganisation des Staates eine unnormale ist, dass auf Grund derselben die Leute nicht nach ihren wirklichen Fähigkeiten, wie sie von der die Leute umgebenden Sphäre — dem einzigen unbestochenen Richter in diesem Fall — anerkannt worden, sondern nach irgend einem künstlichen Mass beurtheilt werden. Das heisst in jedem Fall, dass nicht Diejenigen zur Geltung kommen, die dessen würdig sind, die von Rechts wegen Das nehmen, was ihnen gebührt, nicht Diejenigen, welche durch die öffentliche Meinung, wenn dieselbe überhaupt von irgend welcher Bedeutung wäre, getragen werden, sondern einfach Diejenigen, welche gefallen. Aus Männern aber, welche blos gefallen, wird selten was Tüchtiges; die Natur hat das legale Recht zu gefallen nur dem schönen Geschlecht eingeräumt. Das heisst ebenfalls, dass die Wahlen nicht begutachtet werden, weil sonst die Meinungen gehört werden müssten, sondern auf verborgenem Canzelleiwege geschehen. Unter der europäischen Race giebt es immer genug Leute von Fähigkeiten und Charakter; kommen sie nicht zum Vorschein, so ist nicht der Mangel an Menschen daran Schuld, sondern die Mangelhaftigkeit des Verwaltungssystems.

Diese Frage von der militairischen öffentlichen Meinung ist überaus wichtig, zu gleicher Zeit aber auch ungemein heikel. Sie entzieht sich jeder genaueren Bestimmung, weil sie sich in der ungreifbaren sittlichen Sphäre hält. Auf welche Weise soll das Recht der öffentlichen Meinung in einem stehenden Heer bestimmt werden, welches ausschliesslich auf der Disciplin und auf dem unbedingten Gehorsam gegen die Oberen in einem solchen Grade beruht, dass das Heer, selbst in der alleranarchischsten Republik,

die Incarnation des Despotismus repräsentirt und ohne dieses auch nicht existiren kann. Zu gleicher Zeit unterliegt es aber keinem Zweifel, dass in allen Kriegsheeren, welche nur die Welt gesehen hat, bis hinunter zu unserer kaukasischen Armee, die öffentliche Meinung stark entwickelt und in sehr vielen Stücken massgebend gewesen ist; fast ausschliesslich durch sie sind die Leute zur Geltung und daher auch zu richtiger Verwendung gekommen. Die öffentliche Meinung kann kein unfehlbarer Leiter sein, — denn ein unfehlbarer Massstab ist dem Menschen überhaupt nicht gegeben; die österreichische Regierung würde z. B. sehr richtig gehandelt haben, wenn sie der Stimme der Armee, welche Benedek als Oberbefehlshaber ausrief, nicht gefolgt wäre; in hundert anderen Fällen würde sie dagegen sehr irren, wollte sie diese Meinung nicht mit in Rechnung ziehen. Eine selbständige und gereifte Meinung lässt sich übrigens ebenso wenig in der Armee durch künstliche Mittel zeitigen, wie sie sich im einzelnen Menschen wecken lässt, bevor er nicht selbst die erforderliche Reife erlangt hat.

Ausser einer richtigen Abschätzung der einzelnen Militairs, welche nur bei einer gereiften, in der Armee selbst eingewurzelten, öffentlichen Meinung möglich erscheint, ist es noch erforderlich, dass die Commandeure, welche die Truppen in die Schlacht zu führen haben, mit diesen auch zuvor bekannt seien. Jetzt sollen die Truppen nach Massgabe der factischen Nothwendigkeit gruppirt werden. Nichts desto weniger wäre es taktisch durchaus nicht richtig gleich am Anfang des Krieges mit einem Mal Divisionen, welche mit einander unbekannt sind, zusammenzubringen und den Oberbefehl solchen Personen zu übertragen, die den Truppen ebenso fremd sind wie diese ihnen. Dass die Administration des Militairs von dem Commando der Truppen im Kriege getrennt wird, kann nur dadurch unschädlich gemacht werden, dass der erwähnte wesentliche Mangel beseitigt wird. Beim Uebergang der Armee vom Friedensfuss auf den Kriegsfuss wird es, mit wenigen Ausnahmen, nöthig werden nicht diejenigen Männer, welche den Truppen im Frieden vorgestanden haben, an die Spitze grösserer Abtheilungen zu stellen, sondern Andere, entweder Divisionscommandeure, denen freilich nur ihre vier Regimenter bekannt sind, oder solche Männer, die schon über diesen Rang hinaus befördert worden und seitdem von den Truppen völlig getrennt gewesen

sind. In jedem Fall erinnert ein solcher hierarchischer Zuschnitt grosser Massen gar sehr an die zufällige Hierarchie der Armee, die bei Waterloo kämpfte; denn diese Hierarchie hat die Hauptschuld an der Katastrophe getragen. Der ganz verschiedenartige Charakter zweier Berufe, des Adminastrativ- und des Kriegsberufs, darf nicht vermischt werden.

Wie soll ein Commandeur solche Truppen, deren Personalbestand er nicht kennt, im Kriege vernünftig verwenden können? Der Krieg ist nicht ein Manöver; die Schwierigkeit der Aufgabe, welche der einen oder der anderen Abtheilung bevorsteht, kann sehr verschieden sein, und man kann sich nicht auf alle Regimenter in gleichem Mass verlassen; unvergleichlich wichtig ist es noch, dass man bei Zeiten auch die Gehülfen, die einzelnen Befehlshaber in der Fronte, kennt, damit einem jedem nur das, was in seinen Kräften steht, übertragen werde. Andererseits müssen die Truppen ebenfalls ihre höheren Vorgesetzten kennen. Welchen Zauber vermag ein General in der Schlacht auf einen Soldaten auszuüben, der ihn zum ersten Mal sieht? Von alledem hängt nicht mehr und nicht weniger ab als der Ausgang des Krieges. Für die österreichischen Befehlshaber scheint es von wenig Vortheil gewesen zu sein, dass sie in der Schlacht bei Sadowa ihre Untergebenen gut beurtheilen gelernt hatten. Welches Selbstvertrauen lässt sich von einer Armee erwarten, in welcher die gesammte höhere Hierarchie einerseits und die Truppen andererseits sich selbst in den Augenblicken fremd bleiben, wenn das Geschick des Krieges sich schon zu entscheiden beginnt? Gerade so wird indess unsere Lage sein, im Fall Alles in seiner gegenwärtigen Gestalt bleibt. Unsere Organisation hat mit der französischen Aehnlichkeit, nur dass dort die Bedingungen ganz andere sind. Die französische Armee ist an Bestand und numerischer Stärke weit schwächer als die unsrige, sie ist sowohl was ihre Ausbildung anbelangt, als auch in Folge der ununterbrochenen Kriege, die sie in der letzten Zeit geführt hat, eine Kriegsarmee, deren sämmtliche Theile unter einander bekannt sind und in welcher die Reputation fast eines jeden Officiers der höheren Rangclassen, vom Obrist an gerechnet, schon feststeht; wird da ein Corpscommandeur ernannt, der sein Corps noch nie mit eigenen Augen gesehen hat, so vermag doch ein jeder Corporal seinen Soldaten von dem bisherigen Dienst und den Eigenschaften desselben zu erzählen

und seine Persönlichkeit zu beschreiben. Kommt etwas Derartiges etwa auch bei uns vor? Noch kein einziger europäischer Staat hat sich dazu entschlossen das französische System anzunehmen, obgleich es andererseits keinen einzigen Staat giebt, in dem dieses System mehr anwendbar wäre als bei uns.

Die militair-administrative Eintheilung Russlands in Militairbezirke ist ohne Zweifel in vieler Hinsicht nützlich; sie ist aber auch nicht im mindesten dem hinderlich, dass die erforderliche Annäherung zwischen den präsumtiven Corpscommandeuren und den für sie designirten Truppen stattfinde.

Da ein Krieg immer sehr unerwartet entbrennen kann, so muss auch die höhere Militairhierarchie immer bei Zeiten, wenn auch nur erst annähernd, designirt sein, damit die Oberbefehlshaber ihre Untergebenen schon kennen, wenn sie dieselben in die Schlacht zu führen haben, und auch selbst diesen letzteren bekannt seien. Hierzu genügt auch schon ein Beisammensein von kurzer Dauer, z. B. für die Zeit der Sommerexercitien der Truppen. Es ist schon an und für sich nöthig Truppen in grösseren Massen für gewisse Zeiten zusammen zu ziehen. Wenn das Commando solcher Truppenzusammenziehungen, von denen eine oder mehrere in jedem Rayon, je nach der Stärke desselben, zu geschehen hätten, solchen Männern übertragen würde, denen man die höheren Posten im Kriege anzuvertrauen beabsichtigt, so würde das, ohne dass dadurch die Hauptgrundsätze des Systems der Militairbezirke verletzt würden, in taktischer Hinsicht gerade ebenso viel werth sein, wie eine zwischen früheren Obercommandirenden und Corpscommandeuren und den Truppen derselben stattgehabte Annäherung. Die Staatsgewalt kann nicht umhin sowohl die Vertheilung ihrer Streitmacht, wie sie durch diese oder jene kriegerische Combination veranlasst werden könnte, wie auch die Persönlichkeiten, denen diese Streitkräfte anzuvertrauen wären, beständig, wenn auch nur annähernd, im Auge zu haben. Es wäre schwerlich auf den Erfolg eines Krieges zu hoffen, wenn derartige Fragen nicht bei Zeiten ventilirt, sondern erst gerade während der Mobilmachung, wenn es schon gilt die Truppen schleunig und sicher zu dirigiren und zugleich die Befehlshaber ihren Fähigkeiten entsprechend zu vertheilen, auftauchen würden. Sind jedoch diese Fragen früher, wenn auch natürlich nur in allgemeinen Zügen, geprüft worden und existiren sie daher in der Combination beständig

als entschieden, so macht es nicht die mindeste Schwierigkeit die Truppen für die Zeit der jährlichen Zusammenziehungen mit denjenigen Befehlshabern zusammenzubringen, denen man sie im Kriege anzuvertrauen beabsichtigt. Es ist nur erforderlich, dass immer ein und dieselben Persönlichkeiten mit ein und denselben Truppen zusammengebracht werden, weil ja sonst keine gegenseitige Annäherung erreicht würde. Bei einem solchen System könnte, wenn es genau fixirt wird, mit der Zeit sogar der Posten eines Divisionschefs im Frieden ganz eingehen, indem die Regimenter, wie in Frankreich, direct unter den Militairbezirkschef gestellt werden.

Eine Kriegsarmee wird nicht von einer noch so zahlreichen und gut ausgebildeten Masse zusammengebrachter Leute gebildet; sie muss eine sittliche Collectivpersönlichkeit sein und einen gemeinsamen Pulsschlag haben. Eine jede Lücke in dem Bande zwischen Oben und Unten, zwischen der einen Abtheilung und der anderen, zerstört die Ungetheiltheit der Stimmung und des gegenseitigen Vertrauens und dadurch auch die Einheit der ganzen Kriegsmacht.

Neuntes Capitel.

Schluss.

Wir haben unsere Ideen ausgesprochen. Indem wir es der öffentlichen Meinung anheim geben über den Werth unserer Gedanken in militairischer Hinsicht zu entscheiden, können wir nicht umhin über die Beziehung der vorliegenden Arbeit zum gegenwärtigen Augenblick einige Worte hinzuzufügen. Dem Leser ist die Idee, welche dieser Schrift zu Grunde liegt, klar geworden: sie besteht darin, dass unser Vaterland bei der gegenwärtigen Lage der Dinge seine Kräfte ebenso sammeln muss, wie Europa die seinigen sammelt, um nicht wie ein Staat mit 350 Millionen Einkünften, in welcher Hinsicht er hinter anderen grossen Staaten zurücksteht, sich der Welt gegenüber zu verhalten, sondern wie ein Staat mit einer Bevölkerung von 80 Millionen, die ihm den ersten Platz in der Welt anweist; wir müssen, mit anderen Worten, in unseren militairischen Einrichtungen, wie in vielen anderen Dingen, von den durch Peter I. geschaffenen Grundlagen abgehen und müssen an die Stelle des durch eine Budgetziffer begrenzten stehenden Soldatenheeres ein Volksheer, welches vorherrschend durch die Bevölkerungsziffer bestimmt wird, setzen, d. h. die Landschaft selbst militairisch organisiren. Viele von den Lesern werden es nicht für nöthig finden nach dem Warum zu fragen; sie wissen und fühlen es selbst. Viele aber, und auch selbst unter Denen, die im Augenblick der Gefahr zu jedem Opfer für das Vaterland bereit sind, werden doch vielleicht diese Frage thun. Obgleich die Zeit des umnachtenden Nebels, da selbst Puschkin seine Ode „an die Verleumder Russlands" von Manchen in kosmopolitischem Eifer zum Vorwurf gemacht wurde, in dem Leben unseres Volks unwiederbringlich beseitigt ist, so lässt sich

doch nichts desto weniger von einer Gesellschaft, in welcher noch vor Kurzem ähnliche Erscheinungen möglich gewesen, eine sicher befestigte, allgemein angenommene Ansicht von den auswärtigen Interessen des Vaterlandes und von den zur Unterstützung dieser Interessen erforderlichen Kräften nicht erwarten. Bis zum letzten polnischen Aufstand waren wir nur durch unser lebendiges Nationalitätsgefühl stark, welches in kritischen Augenblicken immer mächtiger und vernünftiger war als unsere zufälligen Ansichten. Es ist daher die Frage, warum wir stark gerüstet sein müssen und von wem wir bedroht werden, sehr wohl möglich und verlangt, dass man sich vorher über sie verständigt. Indem wir über die Kriegsmacht Russlands schrieben, mussten wir diese Frage und eine klare Antwort auf dieselbe, wenn auch nur für diejenigen Leser, welche mit ihren Ansichten über die Grundprincipien mit uns nicht auseinandergehen, vor Augen haben.

In einem Staat zweiten Ranges können mancherlei Erwägungen die Frage von der Volksbewaffnung in die zweite Reihe zurückdrängen — Erwägungen politischer, ökonomischer und socialer Natur — denn ein solcher Staat hält sich und existirt nicht durch eigene Kraft, sondern durch das Völkerrecht, welches seinerseits durch die Rivalität der Grossmächte geschützt wird. Wir haben es freilich in den letzten zehn Jahren zur Genüge gesehen, dass dieser Schutz nicht immer ganz wirksam ist; kleine Staaten können aber nicht durch eigene Energie Gefahren von sich abwenden. Natürlich können auch sie nicht ganz ohne Armeen auskommen, wenn sie nicht anders zum Spielball täglicher Zufälligkeiten werden sollen; ihre Armeen haben jedoch nur die eine Bedeutung, nämlich die Möglichkeit der ersten Abwehr, in Erwartung einer Hülfe von Aussen, zu gewähren; es ist daher auch gar nicht nöthig, dass eine solche Armee der Stärke und den Mitteln der Nation in ihrem ganzen Umfang genau entspricht, und dass ihre Tüchtigkeit besonders bedeutend sei. Schweden kann mit seinen angesiedelten Truppen ganz zufrieden sein, und die Könige von Neapel verliessen sich vorzugsweise auf ihre schweizer Södlinge. Wenn eine Armee keine vollständige Garantie für die Sicherheit des Volks bietet, sondern den Staat nur gegen minder wichtige Zufälligkeiten schützt, so ist es sehr natürlich, wenn die Stärke und Organisation derselben beinahe ganz Gegenstand der freien Willkühr und der beliebigen Ansicht

werden und von den mannigfaltigsten Erwägungen, die für die Gesellschaft von grosser Bedeutung sind, abhängen. Staaten ersten Ranges befinden sich in einer ganz anderen Lage. Ein solcher Staat ist entweder eine Nation oder ein politischer Körper welcher, unabhängig von etwaigen Rechten und Verträgen, durch sich selbst existirt und sich durch die eigene Macht hält. Staaten ersten Ranges oder Grossmächte sind die Grundmauern des politischen Weltgebäudes und bleiben immer dieselben, während die anderen Staaten nur die Scheidewände sind, welche ein jedes Jahrhundert einreisst und ummacht, wie es ihm gerade bequem ist. Eine Macht, welche sich nicht jeder Coalition gegenüber zu schützen vermag, welche des Schutzes des Völkerrechts bedarf, ist keine Grossmacht und kann keine selbständige Stimme haben. Wenn also z. B. Italien, das nicht einmal soviel Macht hat, um sogar mit einem Bruchtheil der österreichischen Armee auf dem Schlachtfelde fertig zu werden, als Grossmacht anerkannt worden, so ist das offenbar bis jetzt blos eine durch das Spiel der Politik hervorgerufene Fiction, aber keine Wirklichkeit, denn Italien wird trotzdem immer noch von einem Anderen ins Schlepptau genommen werden müssen. Eine solche Lage ist aber nichts weniger als beneidenswerth, selbst auch für die innere Entwickelung, welche immer den Stempel der Energie des Volks und des aus dem Gefühl der äusseren Selbständigkeit geschöpften Selbstvertrauens an sich trägt. Wem Fremden gegenüber das Selbstvertrauen mangelt, der wird auch im häuslichen Kreise kaum kühn und gerade auftreten. Der Mensch kann nicht wie ein Janus zwei Gesichter, nicht zwei Seelen haben: die eine für die äusseren, die andere für die inneren Angelegenheiten des Vaterlandes. Ein wenig zahlreiches, nicht aus eigener Schuld schwaches Volk kann sich selbst im Bewusstsein dieser Schwäche ungehindert entwickeln, während für eine zahlreiche, selbständige Nation beide Seiten des Staatslebens, die innere wie die äussere, unauflöslich mit einander verbunden sind. Der geringste Verlust nach der einen Seite hin macht sich sofort auch auf der anderen geltend; das Schwinden, selbst eine temporäre Verminderung der äusseren Macht äussert sich sofort auch im Inneren entweder durch eine allgemeine Apathie des Publikums oder durch eine allgemeine Zerfahrenheit; die Nation wird entweder zu einem Spanien der Nachfolger Philipps II., welches sich ausschliesslich Gebeten und

Serenaden überliess, oder zu einem Frankreich nach dem Jahre 1815, welches an seinen Eingeweiden zehrte und, von Parteien, zerrissen, bis zu dem Augenblick von Reminiscenzen gequält ward bis es von Neuem die seiner Macht entsprechende Stellung eingenommen hatte. Man kann fast nicht daran zweifeln, dass die Ereignisse des orientalischen Krieges und die durch die Folgen desselben in der russischen Gesellschaft erzeugten Gefühle, mehr als irgend etwas Anderes zur Entstehung jener Fieberphantasien, die unter dem Namen Nihilismus bekannt sind, beigetragen haben. Der Mensch, welcher das gewohnte Vertrauen zu sich selbst verloren, stürzt sich gewöhnlich in das entgegengesetzte Extrem. Die Gesellschaft ist gerade solch ein Mensch, nur in colossalen Dimensionen, denn sie besteht aus lauter einzelnen Menschen. Denken wir uns z. B. einen selbständigen Menschen, der immer seine Würde bewahrt hat und mit einem Mal unvermuthet erniedrigt worden ist; nur Eins von Beiden ist möglich: entweder dieser Mensch wird sich abmartern, sich mit Vorwürfen quälen und in seiner Seele wird ein wirklicher innerer Kampf entbrennen, welcher nicht eher beschwichtigt werden wird, als bis der Mensch mit verdoppelter Energie, die er aus seinen eigenen Qualen gewinnt, Ersatz für das Gewesene geschaffen; oder aber dieser Mensch lässt den Kopf hängen und bleibt so in alle Ewigkeit. In dem einen Fall würde es ihm gehen wie Frankreich, in dem anderen wie Spanien. Ein stilles bürgerliches Glück, welches nicht von starken Empfindungen bewegt wird, ist nur bei kleinen Völkern, die nicht durch eigene Schuld schwach sind, möglich, so wie es zu alten Zeiten im bürgerlichen Leben das Theil der schwachen und kleinen Leute, welche in der Vormundschaft Anderer standen, war.

Das kleine Dänemark kann sein Missgeschick wohl bitter beweinen, aber selbst, indem es dasselbe beweint, glücklich und zufrieden bleiben; nützliche Reformen, innerer Friede und allgemeines Erblühen können es vollständig trösten; zerrissen, doch mit ruhigem Gewissen, ist es aus dem Kampf hervorgegangen: was blieb ihm zu thun übrig? Ein solches bescheidenes Glück ist aber nicht das Theil grosser Völker; und mit Recht. Ein grosses Volk kann ebenfalls Niederlagen erleiden, kann sich aber dabei nicht beruhigen; nützliche Reformen und innere Entwickelung können es nur auf eine gewisse Zeit trösten, denn ohne Achtung

vor sich selbst und ohne Glauben an sich selbst ist keine richtige Entwickelung und keine glückliche Zukunft möglich; eine solche erniedrigende Ergebenheit in das Schicksal von Seiten des Starken würde eine innere Vernichtung desselben, die weder zu solchen edeln Regungen, noch zu irgend welcher besseren Zukunft überhaupt passt, bedeuten. Das Unglück veranlasst auf das eigene Leben zurückzuschauen, seine Fehler zu bereuen, seine Mängel einzusehen und sie zurecht zu stellen: bei jeder starken Persönlichkeit sowohl unter den Menschen, wie unter den Staaten, ist das der Fall. In solcher Weise und mit solchen stets unveränderten Folgen hat das Unglück immer auf jedes grosse Volk gewirkt; dafür lassen sich eine Menge Beispiele anführen, das schlagendste von allen bleibt aber immer das Beispiel Preussens nach Jena. Ein vom Unglück heimgesuchtes grosses Volk giebt, indem es seine Mängel verbessert, die Idee nicht auf sich dermaleinst mit erneuerten Kräften in seiner ganzen Grösse wieder aufzurichten. Und anders kann es auch nicht sein, denn der Mensch ist vor Allem ein sittliches Wesen, das sich an materiellem Wohlergehen und an einem behaglichen Leben allein nicht genügen lässt, sondern eine sittliche Befriedigung verlangt; welche sittliche Befriedigung ist aber da möglich, wenn ein Volk selbst von sich als solchem eine niedrige Meinung hegt? Auch deshalb kann es nicht anders sein, weil eine jede Persönlichkeit auf der Welt, sowohl eine einzelne als eine Collectivpersönlichkeit, wenn sie ihre natürliche Bestimmung verfehlt, nicht zur Ruhe kommen kann. Haben denn aber grosse Völker etwa nicht ihre natürliche Bestimmung, welche ihnen, ohne dass sie gefragt worden, zugewiesen ist, welche durch ihre ganze Geschichte hindurchgeht, welche die Massen mit einer ganz bestimmt ausgeprägten Art von Gefühlen und Anschauungen durchdringt, von denen sie sich nicht losreissen können, ohne dass der Riss zugleich ein Stück des eigenen Herzens abtrennt. Wenn von anfänglich gleich unbedeutenden Stämmen die einen für immer klein und unbedeutend bleiben, während die anderen zu grossen Völkern heranwachsen, ist es da nicht offenbar, dass diese letzteren Stämme mit grösserer Energie und Ausdauer, mit grösserer Fähigkeit anzuziehen und zu absorbiren begabt sind; dass in sie der Keim hineingethan ist, aus dem sich die auserlesenen Kräfte der Menschheit entwickeln, dass sie es gerade sind und nicht andere, welche

berufen sind die Geschichte unseres Geschlechts zu machen. Ein grosses Volk, das im Laufe der Jahrhunderte von einer solchen Bestimmung, die in der Brust jedes einzelnen Individuums einen, wenn auch noch so schwachen Wiederhall findet, erzogen worden, ein solches Volk trägt in seiner Gesammtheit den Charakter eines weltgeschichtlichen Factors an sich und kann nicht mehr zum Privatleben der kleinen Völker zurückkehren. Ihm genügt nicht mehr ein bürgerliches Glück; wie Simson fühlt es zugleich mit dem Wachsen seiner Haare die Rückkehr seiner Kräfte und wird sich nicht eher beruhigen, als bis es von Neuem seine Grösse zurückgewonnen, wiederum seine historische Bahn betreten hat. Je länger ein Volk von dieser Bahn zurückgehalten worden, desto stärker pflegt der Drang zur Rückkehr auf dieselbe zu sein. Und es kommt der Tag, wo das Bewusstsein der eigenen Kraft und der dieser Kraft nicht genügenden internationalen Bedeutung, wo die Stimme der unerledigten historischen Bestrebungen und das Gefühl des verletzten Nationalstolzes, wo Alles zusammenfliesst zu einer allgemeinen Stimmung, zu einem Gefühl des gesammten Volks, durch welches für einige Zeit alle laufenden inneren Interessen in den Schatten gestellt werden. Dann wird jedem Einzelnen die allgemeine Sache zu der eigenen, dann wird eine jede Schramme auf dem Glanz des Vaterlandes von Jedem als persönliche Beleidigung empfunden. Das heisst, dass dem Simson die Haare wieder gewachsen sind; ein grosses Volk lässt sich nicht mehr daran genügen behaglich zu leben und selbst Schulen zu gründen und in Ruhe Bücher zu schreiben: es will auch als Volk auf eigenen Füssen stehen. Eines der bedeutendsten sittlichen Bedürfnisse des Gesellschaftsmenschen, die historisch herausgebildete Meinung von sich selbst, verlangt Befriedigung. Ein solcher Umschlag in der öffentlichen Meinung, das plötzliche Hinüberspringen von inneren Fragen zu äusseren, von denen die allgemeine Aufmerksamkeit durch irgend welche Umstände zeitweilig abgelenkt war, ist eine Thatsache, die sich überall oftmals vollzogen hat. Viele Anzeichen lassen es glauben, dass die Stimmung der russischen Gesellschaft seit einiger Zeit sich in dieser Richtung gestaltet, dass wir uns am Vorabend jenes Tages befinden, wo die Mehrzahl der Russen sich allein vom Erfolg in häuslichen Angelegenheiten nicht mehr genugsam befriedigen lassen wird. Daran hat man niemals zweifeln können, dass ein solcher

Umschlag in der öffentlichen Meinung früher oder später erfolgen würde: das ist ein Gesetz der Geschichte, welches durch das ganze Leben grosser Völker geht; nur an dem Zeitpunkt hat man zweifeln können, wann dieser Umschlag eintritt.

Abgesehen von dem inneren Trieb der lebendigen Seele, welcher sich in jeder menschlichen Gesellschaft ausspricht, kann ein grosser Staat, selbst wenn er es wollte, sich dennoch nicht für lange Zeit concentriren und in sich selbst abschliessen. Nur auf sehr kurze Zeit kann er seine Einmischung in die Angelegenheiten der Welt begrenzen und sich in sich selbst vertiefen. Die Welt bleibt nicht auf einem Fleck stehen, sondern Form und Zusammensetzung derselben verändern sich ununterbrochen; eine absolute Macht, ganz unabhängig von einem Vergleich ihrer Kräfte mit fremden Kräften, giebt es gar nicht, und daher kann auch kein bedeutendes Volk den ausserhalb seiner Grenze passirenden Ereignissen gegenüber gleichgültig bleiben und kann durchaus nicht Alles, was dort geschehen könnte, zulassen. Würde es wohl ein mächtiges Russland geben, würde es eine Garantie für seine Unversehrtheit besitzen, wenn die von Napoleon I. gegründete europäische Monarchie bestanden hätte? Würde wohl bei einer solchen täglich drohenden äusseren Gefahr eine geordnete innere Entwickelung bei uns überhaupt möglich sein? Würden wir nicht vielmehr die allertheuersten öffentlichen Interessen, um das Reich nach aussen zu schützen, opfern und jeden Gedanken an die Zukunft der Gegenwart wegen beseitigen müssen? Die europäische Monarchie Napoleons war freilich eine Ausnahmeerscheinung, die natürlich nicht wiederkehrt; können denn aber bei der gegenwärtigen Lage der europäischen Angelegenheiten, bei der gegenwärtigen nur allzu bekannten und durchaus nicht cachirten Stimmung beinahe des ganzen Westens gegen Russland, nicht etwa auch solche politische Combinationen eintreten, die für uns von ganz derselben Bedeutung wie das französische Reich von 1812 sein könnten, die uns ebenso wie dieses jeden Gedanken für die Zukunft des gegenwärtigen Augenblicks wegen rauben, und zwar für lange Zeit rauben könnten? Für den aufmerksamen Beobachter kann es keinem Zweifel unterliegen, dass solche Absichten, wenn auch bis jetzt erst im Keime, in den Köpfen vieler Staatsmänner des Westens existiren; dass solche Absichten mit vielen Hauptinteressen unserer Gegner ebenfalls übereinstimmen,

und dass die Majorität der öffentlichen Meinung denselben durchaus nicht abhold ist. Bei einer solchen Verbindung persönlicher Bestrebungen, Interessen und Meinungen kann, in unserer Zeit der unerwarteten Ereignisse und der plötzlichen Entscheidungen, eine jede Nichtübereinstimmung in irgend einer ernsten Frage ungemein rasch zu einem directen Zusammenstoss entbrennen. Wer erinnert sich nicht der Jahre 1853 und 1863. Dass die feindliche Macht gegenwärtig nicht in der Hand Einer Person, sondern Eines Gefühls oder Eines Interesses sein würde, daraus dürfte für uns kein Vortheil erwachsen. Die Möglichkeit der für uns ungünstigen politischen Combinationen ist durch die Reihe der unglaublichsten Ereignisse des letzten Jahrzehnts, welche, während wir uns in uns selbst abschlossen, ohne unser Hinzuthun sich vollzogen haben, ungeheuer erleichtert. In diesem letzten Jahrzehnt ist Russland zu neuem Leben erwacht, das ist wahr; aber auch der Revers der Medaille ist allzu wichtig, um ihn im Vergleich zu allem Anderen erst in zweiter Reihe zu berücksichtigen. Nur durch eine entschiedene Beeinflussung der gegenwärtigen Angelegenheiten kann der äusseren Gefahr vorgebeugt, kann die Einigung der uns feindlichen Interessen verhindert oder schon im Keime geschwächt werden; zu einer solchen Beeinflussung bedarf es aber vor Allem der Macht oder wenigstens des drohenden Scheins derselben, welcher keinen Grund zu irgend einem Zweifel übrig lässt.

Endlich muss auch dessen erwähnt werden, dass es in der ganzen Welt keinen grossen Staat giebt, dessen sämmtliche Interessen, nicht blos die politischen und die Handelsinteressen, sondern selbst die rein nationalen Stammesinteressen, in ihrem ganzen Umfang im Innern des Staats concentrirt sind und nicht über die Grenzen desselben hinaus liegen. Derartig abgegrenzt zu sein ist nur das Theil eines kleinen Volks, wie es z. B. die Holländer sind; und auch selbst diese werden zu Zeiten durch die stammverwandte flämische Frage beunruhigt. Bis auf den heutigen Tag hat noch kein einziger grosser Staat eine so vollständige Vereinigung seiner gesammten Nationalität realisirt, um Allem, was ausserhalb seiner Grenzen geschieht, innerlich fremd zu bleiben. Jedes bedeutende Volk hat auch im Auslande seine Brüder, mit denen es sympathisirt, mit denen es, wenn es nicht resigniren will, sympathisiren muss, weil sie Fleich von seinem

Fleische sind, weil es in ihrer Person durch die fremde Vergewaltigung selbst zertreten wird; sein eigenes Banner, seine Nationalität, seine historischen Ideen oder seine Religion erleiden die Vergewaltigung. Wie sehr auch die romanischen Völker sich von einander entfernt haben, auch selbst bei ihnen spricht eine gemeinsame Stimme des Herzens; Italien hat immer die Sympathien Frankreichs gehabt, aber nimmer die Deutschlands. Will man, dass der Mensch seine natürlichen Gefühle an dem Grenzstrich, welcher bei der letzten Diplomatenconferenz verabredet worden, aufgiebt, so heisst das ebenso viel, als sich ihn nicht als Menschen, sondern als eine Puppe denken. Keiner kann nicht der Sohn seines Vaterlandes sein; nur ein Vaterland, d. i. eine selbständige Nationalität, kann Söhne haben; ein Staat aber hat nur Diener, welche, wenn auch oft sehr ergeben, dennoch immer nur Diener bleiben. Mutter Russland*) ist ein Ausdruck voll tiefen Sinnes, Mutter Oesterreich wäre dagegen ein reiner Unsinn. Wenn es aber dem Menschen eigenthümlich ist sich als Sohn seiner grossen Nation zu fühlen, so liebt er nämlich diese eben und nicht Das, was die letzte politische Kartenmischung ergeben hat, und er liebt sie ganz gleich, überall wo er sie antrifft, ebenso im eigenen Staat, wie in einem fremden. Wir wollen einmal sehen, ob die politische Treue der österreichischen Deutschen dem patriotischen Drang lange widerstehen wird? Wenn ein grosses Volk auf seine mehr oder weniger nahen ausländischen Brüder, Bluts- oder Glaubensgenossen seinen Sinn gestellt hat, so tritt es nicht nur für sie, sondern auch für sich selbst ein, es vertheidigt in ihnen seine eigene Persönlichkeit und seine eigenen Ueberzeugungen, seinen historischen Typus, der in einem gewissen Grade auch in seinen Verwandten zum Ausdruck gekommen ist, gegenüber fremden Persönlichkeiten und Ueberzeugungen. Der Glaube an sich selbst, an die Gesetzlichkeit und Vortrefflichkeit der eigenen Grundideen und Bestrebungen ist diejenige Kraft, aus welcher grosse Völker entstehen; welcher Glaube aber wird sich, wenn er die Macht besitzt, auch nur in irgend einer Hinsicht niedertreten lassen? Ein grosses Volk, welches beim Anblick der Leiden seiner Blutsverwandten oder

*) Die im Volksmunde übliche Bezeichnung.

Anm. d. Uebers.

seiner innigsten Ueberzeugungen in der Person seines Nächsten leidenschaftslos bleibt, blos weil die Gesetzlichkeit der Theilnahme für diese nicht durch diplomatische Tractate förmlich stipulirt worden, würde dadurch seine eigenen nationalen Principien untergraben und der ganzen Welt und sich selbst beweisen, dass diese Principien nur ein Aushängeschild gewesen, nicht aber des Volkes eigenster Beruf.

Für Solche, welche die Persönlichkeit eines Volks, d. h. also mit anderen Worten die Geschichte selbst, nicht leugnen, ist der Schluss klar. Ein grosses Volk kann die Stimme seines ewigen Berufs nicht auf lange Zeit in sich ersticken, die eigene Seele wird sich sehr bald gegen eine solche Vergewaltigung seiner selbst empören. Ein grosser Staat kann sich nicht auf lange in sich selbst verschliessen, ohne es zu riskiren sich plötzlich in einer solchen Lage zu befinden, aus welcher er sich später nur für den Preis der äussersten Kraftanstrengung zu befreien vermöchte. Der Collectivmensch, der sich als Nationalität darstellt, kann sich ebenso wenig wie der einzelne Mensch von menschlichen Regungen, die ihn bisweilen wider Willen zur Thätigkeit rufen, lossagen, wenn er anders nicht jede Achtung vor sich selbst, ohne welche das Leben für ein Volk ebenso wie für den Einzelnen werthlos ist, einbüssen will. Diese drei Beweggründe zur Thätigkeit nach aussen treiben ein jedes grosse Volk, welches einen selbständigen Platz in der Welt einnimmt, unaufhaltsam dazu sich in die Angelegenheiten der Welt zu mischen und veranlassen es fortwährend die Ereignisse im Sinn seiner nationalen Interessen zu dirigiren. Uns scheint es ausser allem Zweifel, dass die Summe dieser Beweggründe Russland in diesem Augenblick mehr als irgend einen anderen Staat zur Thätigkeit nach aussen aufruft. Der orientalische Krieg und die zehnjährige Versenkung in sich selbst haben uns eine Schuld mit den daran haftenden Zinsen aufgebürdet, die jetzt mit einem Mal zu tilgen ist. Die Welt ist aber heut zu Tage noch nicht so beschaffen, dass das Recht und die allerlegalsten Gefühle irgend etwas zu bedeuten hätten ohne Macht, um so mehr da eine jede Nation ihre legalen Gefühle hat, die bisweilen zu den Gefühlen der anderen in directem Widerspruch stehen.

Der Umfang dieser ausschliesslich dem Militairischen gewidmeten Schrift gestattet es uns nicht uns auf eine Beurtheilung der

gegenwärtigen Ereignisse in Europa einzulassen, obgleich eine kurze Uebersicht der Thatsachen das oben Ausgesprochene besser als jedes Raisonnement bestätigen würde. Die Wichtigkeit dieser Ereignisse ist für Russland so bedeutend, dass sie selbst den allervertrauensvollsten und sorglosesten Menschen, wenn er nur dem Herzen nach Russe ist, zum Nachdenken veranlassen könnten. Einige Worte werden genügen, nicht um unsere Ansichten zu entwickeln, sondern nur um sie zu erklären.

Es giebt in der Welt Staaten, die sich vollständig consolidirt haben, die beinahe alle ihre natürlichen Elemente in sich aufgenommen und mit sich verschmolzen haben und daher nicht mehr mit so intensiven Interessen, von deren Entscheidung die Macht und die innere Entwickelung dieser Staaten direct abhängig wäre, an das Ausland gebunden sind; es giebt aber auch Staaten, die sich erst consolidiren, die nicht nur für einen Verlust, den sie an sich selbst erleiden, sondern auch für einen, den sie nicht an sich selbst erfahren, empfindlich sind, Staaten, deren eigene Zukunft und Entwickelung durch Verletzung ihrer auswärtigen Interessen aufs Entschiedenste beeinträchtigt werden können. Ein solcher Staat ist das preussische Deutschland und gerade ebenso auch, ungeachtet seiner enormen Grösse, das russische Reich. Alles, was an unseren Grenzen geschieht, ist für uns unendlich wichtig, und zwar nicht nur als Bürgschaft für eine ruhige Zukunft, sondern selbst auch als eine Garantie dafür, dass wir unsere gegenwärtige Stellung behaupten. Für den grössten Theil von Europa ist Russland nur östlich vom Dnieper, nördlich vom Kuban und südlich von Wiborg unverletztlich, d. h. gilt für unerreichbar; alles Uebrige wird noch nicht als allendlich entschieden anerkannt und kann bei der ersten für uns ungünstigen Combination der europäischen Mächte zum Gegenstand feindlicher Anschläge gemacht werden. Die weiten Grenzgebiete Russlands sind noch längst nicht so fest mit dem herrschenden Stamm verwachsen, dass auf dieselben nicht eine gewisse Attraction ausgeübt werden könnte von anderen, mit ihnen selbst nur pseudo-stammverwandten Centren, die längs unseren Grenzen entstanden sind. Die offene Feindschaft der höheren und mittleren Stände in den einen Grenzgebieten, sowie der vollständige Sprachenunterschied und die fremdländische Cultur in den anderen haben bis jetzt keine so organische Verbindung

dieser Gebiete mit dem übrigen Staatskörper zugelassen, als dass die Kraft der Waffen und Verlockungen von aussen auf das Geschick derselben keinen Einfluss mehr auszuüben vermöchten. Seit dem Tage der Zerstörung Polens hat sich Russland ein halbes Jahrhundert lang durch die heilige Alliance vor feindlichen Anschlägen sicher gestellt. Da es diese drückenden Bande einmal abgeworfen hat, so kann es sich nunmehr nur auf seine eigene Kraft verlassen. Gegenwärtig liegt es uns ob, und wird uns noch lange in Zukunft obliegen, Finnland vor dem Skandinavismus zu schützen, die baltischen Provinzen vor der deutschen Einheit, Polen und die westlichen Provinzen vor den allercomplicirtesten Einflüssen und Anschlägen, Bessarabien vor Rumänien, Transkaukasien vor Europa und vor dem muselmännischen Fanatismus. Dass sich die Regierung und die Gesellschaft bei uns so lebhaft um die Grenzgebiete kümmern, beweist es deutlich, dass dort noch lange nicht Alles erledigt worden.

Andererseits haben die Schlacht bei Sadowa und die Zersetzung der Türkei der slavischen Frage sowohl in Oesterreich, wie auf der Balkanhalbinsel einen solchen Stoss gegeben, dass sie rasch aus dem Gebiet der Archäologie auf den Boden der Wirklichkeit überzugehen anfängt. Ohne Russlands Mitwirkung wird diese Frage jedoch niemals entschieden werden, weil die dabei Interessirten selbst nicht über solche Kräfte disponiren, um selbständig ihr Ziel zu verfolgen, von den Grossmächten aber, welche die Geschicke der Welt bestimmen, Russland allein eine allendliche und gerechte Lösung dieser Frage wünschen kann; für die übrigen sind diese zerrissenen Stämme blos ein Mittel, aber nicht der Zweck: das persönliche Geschick derselben ist allen gleichgültig. Nichts desto weniger reift diese Angelegenheit; Alles hängt davon ab, in welche Bahnen sie geleitet wird. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die slavische und die orientalisch-rechtgläubige Frage, wird sie von einer Russland feindlichen politischen Intrigue entschieden, für uns, wenn auch nur zeitweilig, eine grosse Gefahr werden kann. Nicht mehr partielle und illusorische, sondern wirkliche Anziehungspunkte, zu denen unsere Grenzgebiete gravitiren, können längs der russischen Grenze entstehen. Russland feindliche und bis zu einem gewissen Grade selbständige slavische und orientalisch-rechtgläubige Massen, welche auf die Sympathie, noch wahrscheinlicher aber

sogar auf die Mitwirkung Europas rechnen, sind ganz was Anderes als ein feindliches Oesterreich oder die Türkei. Ist es denn überhaupt auch nur möglich, dass wir eine slavische und orientalisch-rechtgläubige Nachbarschaft, welche sich im Grossen und Ganzen ebenso uns gegenüber verhalten würde, wie das gegenwärtig die Polen thun, zulassen könnten? Dann würde es sich schon nicht mehr blos um politische Rivalität handeln, sondern um einen inneren Racenkrieg, darum, wer die Race vorzustellen und an ihrer Spitze zu stehen hat; aus einer solchen Fragestellung würde sich ein Streit ergeben, ähnlich der ewigen Fehde zwischen dem moskowitischen Russland und dem litthauischen darum, welchem von beiden das Recht sich Russland zu nennen gebührt. Solche Absichten gegen uns, oder wenigstens die Geneigtheit zu denselben, existiren ohne Zweifel in den Köpfen vieler Staatsmänner und in der öffentlichen Stimmung Westeuropas. Europa hat noch vor Kurzem gehofft, alles Russische und alles nach Abstammung und Glauben dem Russischen Verwandte, was ausserhalb der Grenzen Russlands liegt, zu verschlingen und zu assimiliren. Das plötzliche Erscheinen eines rechtgläubig-slavischen Reichs an den Marken Europas hat die Sterbenden wieder auferstehen lassen und die westliche Politik gezwungen derartige Hoffnungen aufzugeben. Da aber tauchte, anstatt die Spuren dieser gefährlichen Elemente zu verwischen, sehr natürlich die Idee auf, dieselben anzuerkennen (wenngleich auch nicht ganz offen und ohne alle Hintergedanken), aber unter der Bedingung, dass sie sich unter eine uns feindliche Fahne sammeln sollten. Diese Idee ist freilich noch nicht ganz zur Reife gelangt, sie ist aber offenbar auf dem Wege dazu. Noch zehn Jahre der Versenkung in uns selbst — und für die Resultate können wir dann nicht mehr einstehen! Eine solche Wendung der Dinge wird das Verderben der Slaven und Rechtgläubigen sein, die ihr Ziel niemals erreichen werden, so lange sie sich auf den Westen stützen; aber sie kann auch uns zum Verderben gereichen.

Ausser dem Erforderniss einer nationalen Politik sind wir auch noch zu einer nothwendigen geographischen Politik gezwungen. Russland ist mit dem Ocean, d. h. also mit der ganzen Welt, nur durch zwei Ausgänge, durch zwei Binnenmeere, verbunden, welche ihrer Abgeschlossenheit und ihrer Begrenztheit

wegen sehr leicht aus dem allgemeinen Besitz in den irgend eines Einzelnen de facto übergehen können. Eine Entscheidung der slavischen und griechischen Angelegenheiten in dem uns feindlichen Sinn, welche bis an den Bosporus reicht und die Schlüssel des schwarzen Meeres aus den Händen eines Sterbenden in junge Hände legt, welche künstlich zusammengefügt und gegen uns feindlich gestimmt sind, würde für uns eine Lage schaffen, die es wohl verdient, dass man sie ernstlich in Erwägung zieht. Längs der Westgrenze eine beständige, ihres stammverwandten Charakters wegen gefährliche innere Fehde, einerlei ob mit dem Schwert geführt oder durch Einflüsse geschürt; am nördlichen Meeresausgang eine heftige Rivalität; am südlichen die Möglichkeit einer feindlichen Herrschaft: welch' eine Zukunft ist das!

Als das einzige rechtgläubig-slavische Reich auf der Welt kann Russland auf keine Weise weder die Germanisirung, noch die Katholisirung seiner ausländischen Stammverwandten, und noch viel weniger den entschiedenen Uebergang derselben ins feindliche Lager zulassen. Warum wir das Letztere nicht dulden dürfen, ist klar. Aber wir könnten auch das Erstere, ganz abgesehen von politischen Rücksichten, nicht zugeben, weil es nichts Anderes hiesse, als sich von der Leben spendenden Urkraft unserer Geschichte lossagen und sich als ein gebrochenes Volk betrachten. Die russische Existenz enthält zu viele selbständige, nur ihr eigenthümliche Grundanschauungen, um sich mit dem Leben des römisch-feudal-katholischen oder protestantischen Europa vollständig zu verschmelzen und, wie die anderen westlichen Nationen, nur eine der Nuancen desselben zu werden. Wir haben nach eigener Façon zu leben und uns zu entwickeln. Aber vollkommen abgesondert zu leben und sich zu entwickeln, die einzige Ausdrucksform seiner Gattung, nur die eine Saite einer Octave zu sein, ohne etwas Parallellaufendes zu haben, ohne die Möglichkeit, die von uns selbst eingeschlagene Richtung, die Resultate unseres Lebens und Denkens zu reguliren an der Richtung Gleichgearteter, welche, hervorgegangen aus derselben geistigen Wurzel, dieselbe jedoch in ihren verschiedenen Abzweigungen, in der ganzen Mannigfaltigkeit, deren sie überhaupt fähig ist, darstellen; das einzige freie rechtgläubig-slavische Volk zu bleiben ohne im ganzen Umkreis der Welt einen Vergleichungspunkt, ausser sich selbst, zu besitzen — das hiesse in die Stellung der

Völker des Alterthums oder Chinas, die Alles aus sich selbst schöpfen mussten, ohne sich jemals anzufrischen, gerathen. Unsere Isolirung wäre freilich keine so vollständige, weil wir in einem sittlichen Zusammenhang mit Europa stehen und an dem allgemein-menschlichen Fortschritt theilnehmen. Wir sind Europa verwandt, aber doch nur Stiefbrüder und nicht leibliche Brüder desselben. Die Erziehung der Geschichte hat uns von einander geschieden. Drei Viertel des sittlichen Fonds selbst des heutigen Europa haben ihre Wurzeln im römischen Recht und in der römischen Staatstradition, im feudalen Geist persönlicher Beziehungen und im Katholicismus mit seinen Sekten — mit einem Wort, gerade in solchen Momenten, die uns vollständig fremd sind. Je mehr sich unser öffentliches Leben entwickelt, desto mehr wird es uns Fragen aufgeben, deren Lösung wir selbst in der Gesammtheit der westlichen Lebenserscheinungen nicht finden werden. Ohne gleichgeartete, mit uns sympathisirende und mit uns auf gemeinsamer geistiger Basis sich entwickelnde slavische und rechtgläubige Völker würden wir in einem solchen Grade eine so durchaus isolirte Existenz zu führen haben, dass es kaum ein Volk geben dürfte, dessen Kräfte eine solche Last lange zu ertragen vermöchten. Die selbständige Existenz unserer ausländischen Stammesbrüder ist für Russland nicht nur in politischer, sondern ebenso auch in sittlicher Beziehung und in Hinsicht auf die Zukunft überhaupt nothwendig. Sie ist nicht blos für den russischen Staat, sondern auch für das russische Volk nöthig. Ein jedes Volk ist, wenn auch nur theilweise, von einer sympathischen Atmosphäre umgeben; nur Russland allein entbehrt dieselbe, obgleich wir rings um uns her mehr Elemente dazu haben, als irgend Jemand anders. Dieser ganze Streifen bluts- und glaubensverwandter Elemente, welcher Russland wie ein Ring umgiebt, kann nicht neutral bleiben; er wird, je nachdem wir selbst vorgehen, entweder entschieden für uns sein, oder entschieden gegen uns. Aus politischen, wie aus sittlichen Beweggründen darf Russland zu seiner eigenen Sicherheit sowohl, als auch zu seiner eigenen Entwickelung, keine Anstrengung scheuen, um eine mit ihm sympathisirende und verbündete slavische und rechtgläubige Welt rings um sich her zu schaffen.

Ein halbbewusstes Streben zu diesem Ziel hat sich schon längst bei uns ausgesprochen, aber erst in diesen Tagen hat es

eine bestimmtere Gestalt anzunehmen begonnen. Literarische Arbeiten allein können solche Gefühle nicht ins Leben rufen; ist aber erst dem Drang des Volkes ein Ziel klar geworden, so durchdringt dasselbe wie ein lebendiges Feuer die Massen. 1848 dachte Italien noch nicht an eine nationale Einheit, 1860 war diese Einheit schon die allgemeine Idee Aller und Jedes; bei alle dem ist es doch dem ewigen Toscana und dem ewigen Neapel nicht ganz leicht angekommen sich selbst aufzugeben. Um wie viel mehr gilt das für uns. Wir brauchen keine neuen Gebiete, wir brauchen nur Freundschaft und Bündniss an unseren Grenzen an Stelle der Feindschaft; wir brauchen gleichberechtigte Brüder als Bundesgenossen.

Aber weder durch die politischen Erfordernisse, welche klar wie der Tag sind, noch durch die allerlegalsten Triebe des Nationalgefühls sind sämmtliche Motive, die das heutige Geschlecht Russlands zum äusseren Handeln treiben, erschöpft; sogar seine inneren Angelegenheiten kann Russland nicht mit Glück ordnen, wenn es unter dem Eindruck des orientalischen Krieges, welcher von keiner anderen, günstigeren Stimmung ausgelöscht worden, bleibt. Die Sorge um das häusliche Gedeihen wird bei uns zur Hälfte durch die Sorge um unsere weiten Grenzgebiete abgelenkt, in denen kein dauernder Frfolg überhaupt möglich ist, solange dort noch die aus dem Resultat des letzten Krieges geflossene Ueberzeugung herrscht, dass der mit ihnen sympathisirende Theil Europas uns bei Seite schieben und ihnen an einem Tage alles Verlorene wiedergeben kann. Die Menschen können sich nur dann ohne alle Hintergedanken vor der Nothwendigkeit beugen, wenn sie auch die letzte Hoffnung sich zu behaupten verloren haben. Es ist schwer Länder mit uns zu verschmelzen, in denen jede aufkeimende Idee, wenn auch nicht direct ins feindliche, so doch immerhin nicht in ein mit uns sympathisirendes Lager übergeht (wir reden nicht allein von den Polen), und es ist ebenso schwer das zu verhindern, solange noch an jedem Familienherde die Hoffnung auf eine andere Wendung der Dinge lebt. Als der Kaiser Alexander im Jahre 1812 hinter dem fliehenden Napoleon nach Wilna kam, da hätte er, sogar in sittlicher Hinsicht, mit Polen Alles machen können, was er wollte, weil dasselbe auf Nichts mehr hoffte. Seit dem orientalischen Kriege hat an allen unseren Grenzen, die nicht von Russen bewohnt sind, eine ganz

andere Stimmung sich zu zeigen angefangen. Es ist äusserst schwer mit Leuten auszukommen, die aus jeder ausländischen Intervention neue Hoffnung schöpfen, denen selbst der allerentschiedenste, von der gesammten Nation unterstützte Wille der Regierung noch nicht als ein Schicksalsspruch erscheint, weil sie davon überzeugt sind, dass diese Nation der Macht ihrer wirklichen oder vermeintlichen Freunde nicht widerstehen könne. Selbst an solchen Orten, die uns nicht gerade feindlich, sondern nur fremd sind und daher von der russischen Gesinnung noch nicht durchglüht sind, treten die allerseltsamsten, bis jetzt freilich noch nicht gefährlichen, aber doch immerhin schädlichen Phantasien in Veranlassung dieser angeblichen Unselbständigkeit Russlands Europa gegenüber zu Tage. Die kindische Phrase: „es geschieht doch Alles, wie Napoleon es will“, sowie die allerunmöglichsten Illusionen über einen Schicksalswechsel erhalten dort bei jedem bedeutenden europäischen Ereigniss den Werth gangbarer Münze. Was hilft es, dass wir die Widersinnigkeit aller dieser Hoffnungen und Illusionen kennen, wenn sie, die dabei Interessirten, das nicht wissen und sich Vorstellungen hingeben, zu welchen sie an dem einen Ort durch die Leidenschaften und an dem anderen durch Unwissenheit gebracht werden, welche aber sämmtlich aus einer Quelle entspringen, und zwar daraus, dass sie Russland nach dem orientalischen Kriege nicht mehr für stark genug halten und alles Mögliche von der Zukunft erwarten. Es ist wahrlich nicht leicht Jemand in der erforderlichen Richtung zu leiten, der sich bei jedem Schritt, in Folge seiner trügerischen Illusionen, absichtlich dagegen stemmt! Unsere Grenzgebiete werden, wie das Fass der Danaiden, die grössten Opfer der Regierung und der Gesellschaft umsonst verschlingen, bis ihnen durch entscheidende Ereignisse die Ueberzeugung aufgegangen sein wird, dass sie allendlich und ohne jede Appellation an das Schicksal die Unsrigen geworden. Der erste erfolgreiche Krieg würde die gegenwärtigen Beziehungen in radicalster Weise verändern. Der vierte Theil der Anstrengungen würde dann von grösserer Wirkung sein als gegenwärtig alle Anstrengungen zusammen.

Der Triumph in einem gerechten Kriege gewährt dem Sieger nicht blos sachliche Vortheile; die Folgen desselben lassen sich nicht mit dem Stift in der Hand berechnen und die Ausgaben von dem

Werth des Erworbenen in Abzug bringen. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo die internationale Gerechtigkeit, wenn sie nicht mit den Waffen unterstützt wird, noch gar nichts bedeutet, würden durch die Bereitschaft eines grossen Volks für seine Ueberzeugung in den Kampf zu gehen, sowie durch die Spannung der Willenskraft und durch das Selbstvertrauen, welches das Volk aus dem Kampf gewinnt, die geistigen Kräfte desselben verzehnfacht; in diesen Kräften aber ruht die Quelle einer jeden, oft sogar auch materiellen Blüthe des Volks. Die ganze Geschichte giebt dafür Zeugniss. Holland nach dem spanischen Kriege, Frankreich nach dem Revolutionskriege, Preussen nach dem Befreiungskriege — es ist unmöglich alle die Beispiele aufzuzählen —, sie sind alle sofort weit thätiger, unternehmender, reicher geworden und haben in einigen Jahren nicht nur die Opfer der vorhergehenden Jahre getilgt, sondern das Volkskapital verdoppelt. Wie das geschehen, ist sehr erklärlich; ein Volk ist eben nur wie ein Mensch und die Kraft des Menschen liegt in ihm selbst, in dem Grade seiner inneren Spannung, welche blos geweckt zu werden braucht. Den gangbaren Vorstellungen zuwider erweisen sich die durch einen grossen Krieg bedingten Opfer, vorausgesetzt dass dieser Krieg für ein vom Volk anerkanntes Recht geführt wird, immer und sogar in ökonomischer Beziehung nicht als Verschleuderung, sondern als Saaten künftiger Ernten (natürlich ist hier nicht von mexikanischen Expeditionen Napoleons die Rede). Ein solches Resultat stimmt vielleicht mit der Theorie von dem abstracten Menschen, welcher gar nicht existirt, auch nicht überein, aber es ergiebt sich direct aus der Natur des wirklichen Menschen, dessen Leben aus Meinen, Glauben und Empfinden besteht. Gerade ebenso muss man, wenn von der Rivalität zwischen empfindlich gekränkten Völkern Europas (d. h. zwischen Stämmen von gleicher Energie) die Rede ist, das Facit nicht nach den Rubeln, sondern nach den Empfindungen stellen; Frankreich hat Europa zu einer Zeit besiegt, da das französische Papiergeld den Werth von Maculatur hatte.

Jeder kennt die so oft ausgesprochene historische Sentenz: bis jetzt haben wir keine Zeit gehabt uns ausschliesslich mit unserer inneren Entwickelung zu beschäftigen; wir haben alle unsere Kräfte zur Gründung des Reichs verwandt. Dieses keine Zeit haben währt aber offenbar bis auf den heutigen Tag.

Die Erkenntniss unserer historischen Persönlichkeit ist uns allmälig aufgegangen, und erst vor der gegenwärtigen Generation hat sich die letzte Reihe der Fragen, welche unser Staatswerk abschliessen, aufgethan. Russland muss dieselben jetzt erledigen, um endlich von den Mühen auszuruhen und, ohne sich um die Zukunft zu beunruhigen, seine nationalen Principien zu entwickeln und eine russische Aufklärung zu schaffen; sonst werden diese Fragen von selbst sich immer wieder aufdrängen und uns, vielleicht noch ein ganzes Jahrhundert lang, quälend beschäftigen.

Wir haben die in diesem Capitel ausgesprochenen Ansichten nicht entwickelt, sondern nur angedeutet: wir hätten sonst ein ganzes Buch darüber schreiben müssen. Wir wollten nicht beweisen, sondern vor den Lesern nur unsere Ueberzeugung aussprechen, welche darin besteht, dass sämmtliche Interessen und Gefühle des heutigen Russlands definitiv auf den ihm bevorstehenden Weg hinweisen. Die allerstärksten Bündnisse, die nur geschlossen werden könnten, um den legalen Bestrebungen unseres Vaterlandes entgegenzuwirken, sind bei weitem nicht so von Bestand, wie das auf den ersten Blick scheinen könnte. Unsere continuirliche Unthätigkeit allein kann einem wirklich schrecklichen Bündniss zu entstehen Zeit geben. Die Initiative von Seiten Russlands würde natürlich auf einen starken Widerstand stossen, welcher aber ebenso wenig ein einmüthiger wie ein nationaler, noch ein die Leidenschaften der Masse aufregender wäre, sondern nur ein Widerstand, bei dem keine einzige Nation sich mit ganzer Seele betheiligen würde. Eine wirkliche Erregung der Leidenschaften würde nur in den grossen kosmopolitischen Parteien, bei den Klerikalen oder bei den Demokraten, oder, je nachdem wir vorgehen, vielleicht auch bei beiden zugleich, stattfinden. Die Völker selbst werden gleichgültig bleiben. Vor 25 Jahren beruhte noch die Festigkeit des europäischen politischen Gebäudes in der Gewohnheit; Viele beunruhigten sich aufrichtig, wenn sie sahen, dass derjenigen Ordnung der Dinge, an die man sich gewöhnt hatte, eine Veränderung drohe; die wunderbaren Umwälzungen der letzten Zeit haben auch diese Gewohnheit zerstört. Man kann vielmehr mit Bestimmtheit sagen, dass die öffentliche Meinung Europas gegenwärtig weit mehr durch die einer Krisis vorausgehende Unbestimmtheit der Lage, durch die Erwartung irgend welcher Ereignisse in Unruhe versetzt wird,

als durch diese Ereignisse selbst, wenn sie sich erst einmal abgespielt haben; mit jeder vollendeten Thatsache findet sie sich sofort wieder zurecht, als wenn dieselbe bereits von jeher bestanden hätte. Alle politischen Ideen und Beziehungen der alten Zeit sind so sehr in Staub zerfallen, dass es gegenwärtig keine einzige Regierung (mit Ausnahme der englischen, und zwar auch diese nicht mehr für lange) giebt, welche sich irgend nach den Traditionen der äusseren Staatspolitik richtete; es existiren blos noch die Interessen des Tages und daher sind auch alle erdenklichen Combinationen, die allerunerwartetsten Bündnisse, Mitwirkungen und Gegenwirkungen möglich geworden. Selbst die gespannte Art und Weise der Beziehungen, welche wir im gegenwärtigen Augenblick erleben, hat ihren Grund nur in der Existenz einiger Persönlichkeiten oder darin, dass dieselben überall ihre Hand im Spiel haben. Für einen Staat, der fest auf seinem Fundament steht und sein Ziel genau kennt, besteht offenbar unter solchen Umständen die ganze Kraft in dem Beharren und in der Initiative. Wenn sämmtliche Beziehungen ringsumher ununterbrochen wechseln, so wird derjenige, der seine Ansichten nicht verändert, die Ereignisse beständig in seinem Sinn dirigirt und ohne Schwanken einem Ziele zustrebt, den günstigen Moment entschieden abwarten können; was gestern unmöglich war, kann morgen vielleicht schon möglich sein. Unter der Zahl der Fragen, die uns am Herzen liegen, giebt es freilich keine einzige, an deren Lösung man ohne eine genügende Streitmacht herantreten könnte; verfügen wir aber über eine solche Macht, so existirt dafür auch keine einzige Frage, die einen allgemeinen Widerstand heraufbeschwören könnte. Zwischen uns und einem jeden einzelnen europäischen Staat existiren solche Punkte, über die wir uns nicht vereinigen und die daher nur durch einen Krieg entschieden werden können; diese selben Punkte können aber mit anderen daneben liegenden Staaten in Frieden abgethan werden. Es giebt nur zwei Gegner auf der Welt, mit denen wir uns in keinem Stück vereinigen können, und diese Gegner sind: das ungarische Oesterreich und die Türkei. Dafür hängt es aber von uns ab einen starken Freund zu haben, mit dem wir in allen bis jetzt zu Tage getretenen Interessen, welche beiden Theilen am Herzen liegen, Hand in Hand gehen könnten, — wir meinen Amerika. Das Geschick führt uns offenbar zusammen; ungeachtet der Verschiedenheit der

äusseren Formen, so sind doch in beiden Nationen die Motive zur innigsten gegenseitigen Theilnahme vorhanden; die beiderseitigen Interessen, die ihrigen sowohl wie die unsrigen, werden durch ein und dieselben politischen Combinationen entschieden. Hier ist nicht der Ort, sich über die grosse Idee eines amerikanischen Bündnisses auszulassen. Zwar kann man nicht behaupten, dass die russische Gesellschaft die volle Bedeutung desselben begriffen hat; aber sie hat es noch weit besser gemacht, — sie hat es in ihr Herz geschlossen.*) Mit Ausnahme zweier Nachbaren, mit denen wir uns nicht vereinigen können, und eines Freundes, mit dem wir in keinem Stück auseinander gehen sollten, sind unsere Beziehungen zu allen Uebrigen nur gefällige und hängen mehr oder weniger von uns selbst ab. Für eine jede Frage kann man also den Augenblick einer günstigen politischen Wendung der Dinge erfassen, selbstverständlich aber nur, wenn die einmal eingeschlagene Richtung unbeirrt festgehalten wird, was jedoch selbst die allerconsequenteste Regierung nicht auszuführen vermag, wenn die Gesellschaft nicht selbst von der Erkenntniss der nationalen Ziele durchdrungen ist.

Unsere angeborenen Interessen sind inniger und zäher, und daher auch mächtiger als die persönlichen Interessen, welche den unsrigen entgegengesetzt werden; auf unserer Bahn steht uns nichts Lebendiges im Wege, uns steht kein Kampf des Lebens mit dem Leben bevor; Alles, was in dieser Welt eine Zukunft hat, könnte mit uns sein oder sich neutral verhalten. Gegen uns werden nur Leidenschaften und Interessen, geleitet vom Egoismus, von der politischen Intrigue, von der Negirung der Menschenrechte oder von der gröbsten materiellen Vergewaltigung, ins Feld

*) Mit zwei Worten — ein amerikanisches Bündniss ist für uns von einer ebenso grossen Bedeutung in politischer Beziehung wie in strategischer. In politischer, weil hier für beide Theile überhaupt das einzige innige Bündniss, ohne alle Hintergedanken, möglich ist. In strategischer, weil wir, in Folge der Eigenthümlichkeit unserer beiderseitigen Streitkräfte, einer dem anderen als natürliche Ergänzung dienen, wir — indem wir die Landungstruppen von ihren zweifelhaften Gebieten abziehen, und sie — indem sie die Flotten von unseren Küsten ablenken. Bei all' unserer Kraft besteht unsere Schwäche doch darin, dass wir uns nicht concentriren können, weil wir allzu viel zu besetzen haben; eine Aufgabe, die überhaupt allein im Fall eines amerikanischen Bündnisses ausführbar ist.

geschickt. Ein grosser Kampf kann uns vielleicht bevorstehen aber kein Volk, welches treu ist und auf sich selbst baut, um so weniger eins von achtzig Millionen, wird, wenn die Zeit kommt gegen diese dunkeln Schaaren auszurücken, unentschlossen sein.

Bis auf den heutigen Tag giebt es Viele bei uns, die da meinen, dass eine allzu grosse Staatsmacht eine Centralisation des Gouvernements mit dem Charakter militairischer Disciplin als nothwendige Folge mit sich bringe, dass die Macht der Freiheit und der Entwickelung widerspreche und man sich daher vor ihr hüten müsse. In dieser Bemerkung sind aber offenbar zwei Missverständnisse enthalten; das eine besteht in der Definition des Ausdrucks „allzu grosse Macht“, — das andere in einer Vermischung der Zeiten und Epochen. Eine allzu grosse Macht ist eine solche, welche sich aus Ruhmbegierde mit Unnützem belästigt, selbst wenn sie auch relativ gar nicht gross wäre. Diese Bezeichnung passt daher gar nicht auf einen grossen Staat, welcher sich bestrebt seine historischen Aufgaben zu verwirklichen und zwar solche Aufgaben, in denen er eine legale Befriedigung seiner inneren wie seiner äusseren Bedürfnisse findet. Die Verwirklichung dieser Ziele kann die Macht des Staates zu colossalen Dimensionen erweitern, aber wird denselben nie allzu gross machen und sich nicht als ein die innere Entwickelung beeinträchtigendes Moment gestalten, weil dadurch niemals ein Uebermass an Kräften, welches keine Verwendung findet, entstehen würde: die Kräfte werden nur den Lasten entsprechen. Der Despotismus ist in der That stets der Grundcharakter der Eroberungsstaaten, vom römischen Reich an bis zum ersten französischen Kaiserreich, gewesen, aber gerade deshalb, weil sie Eroberungsstaaten waren, weil sie gewaltsam fremde Völker unterjochten. Piemont dagegen ist dadurch nicht im Mindesten despotisch geworden, weil es Italien an sich gebracht. Es existirt kein Grund, dass eine andere historische Erscheinung, welche, wenn auch in einem viel grösseren Rahmen, im Wesentlichen mit dieser gleicher Art ist, die entgegengesetzten Folgen haben sollte. Die Thätigkeit des Lebens selbst kann, wenn man demselben keine Gewalt anthut, sondern nur zum Leben beiträgt, nichts Anderes hervorbringen als das Leben selbst, welches eben deshalb nur noch mächtiger ist, weil es sich mannigfaltiger gestaltet. Niemand, der sich selbst achtet, würde sogar für sein eigenes Vaterland die Weltherrschaft

wollen, wenn dieselbe mit dem Verlust oder mit dem Stillstand selbst des geringsten von seinen persönlichen Menschenrechten verbunden sein müsste. Dass das Vaterland nur für den Bürger desselben da ist, das unterliegt weiter keinem Zweifel; Russland kann nur in dem Masse der Führer seiner Stammesbrüder werden, in welchem es zur vollsten menschlichen Entwickelung selbst fähig erscheint, und nur ein aufgeklärtes, fortschreitendes und freies Russland kann der Mittelpunkt der slavischen und orientalisch-rechtgläubigen Welt werden. Das Russland, in welchem wir geboren worden und das seine Lehrjahre noch nicht beendigt hatte, konnte wohl die Bulgaren, welche bei uns eine Zuflucht vor der Beraubung und vor dem Lösegeld für den eigenen Kopf suchten, an sich locken, es konnte aber nicht die gebildeten und bürgerlich sicher gestellten Brüder heranlocken. Jetzt unterliegt aber unsere Zukunft keinem Zweifel mehr. Der progressive Fortschritt der russischen Geschichte ist offenbar, seit 1855 ist seine Rapidität aber sogar in die Augen fallend. Wir sind das einzige Volk unserer Tage, welches nicht an seiner Oberherrschaft zweifelt. Eine systematische Reaction ist in der gegenwärtigen Geschichte Russlands nicht denkbar; temporäre Verzögerungen aber und selbst momentane Rückschritte sogar bei solchen Fragen, die in erster Linie stehen, gehen wie eine Kette durch das Leben eines jeden Volks, selbst des amerikanischen. Der gleichmässige Gang der Geschichte wird dadurch nicht aufgehalten. Wenn ein Dampfschiff mit voller Kraft dahin fährt, so bleibt die Mannschaft doch nicht zurück, wenn sie auch von der Spitze des Schiffes zum Hintertheil geht; während sie fünfzig Schritte rückwärts gemacht, hat das eilende Schiff sie doch um hundert Klafter vorwärts gebracht.

Kein einziges starkes Volk wird es ohne Widerstand zu leisten zugeben, dass in der Sphäre seines eigenen Wirkens, um so weniger aber an seinen Grenzen Ereignisse geschehen, deren Folgen ihm nachtheilig werden könnten. Aber ausser diesem, allen grossen Staaten gemeinsamen Antrieb zum Handeln wird ein jeder von ihnen, bei der Einmischung in fremde Angelegenheiten, von selbständigen Motiven ganz verschiedenen Charakters geleitet, denen daher keineswegs immer die gleiche Weihe der Gerechtigkeit und der Sittlichkeit anhaftet. Der Egoismus der Masse ist überall gleich damit fertig, Alles was ihm nützlich dünkt als gerecht anzu-

erkennen. Aber die Gerechtigkeit bleibt doch immerhin kein leeres Wort, selbst in internationalen Beziehungen. Für eine politische Gemeinschaft ist es ebenso schwierig wie für den einzelnen Menschen, eine künstlich angenommene Rolle durchzuführen und aufgeregten und egoistischen Gefühlen die Lebensfähigkeit und Macht wahrhafter Empfindungen zu verleihen. Ein Volk dagegen, welches von seinem Rechte tief überzeugt ist, besitzt eine Energie und eine Beharrlichkeit, denen gegenüber es nicht leicht ist, ohne eine erdrückende Uebermacht der Kräfte, Stand zu halten. Ein mächtiger Staat, welcher die Verwirklichung seiner von ihm klar erkannten historischen Aufgaben erstrebt, ist allein schon kraft dieses Erkenntnisses zur Hälfte des Erfolges sicher. Internationale Fragen werden aber nicht ohne Streitmacht gelöst. Zum vollen Erfolge sind drei Dinge nöthig: eine klare Erkenntniss der Ziele, welche die Nation von oben bis unten durchdringt; ein fester Wille, welcher sich nicht in einem einzelnen Aufschwung ausspricht, sondern im beharrlichen und unermüdlichen Handeln in der einmal eingeschlagenen Richtung; und eine Militairorganisation, welche der Summe der materiellen und sittlichen Kräfte eines Volks von achtzig Millionen entspricht.

Beilagen.

Erste Beilage.

Gepanzerte Truppen.

Durch die gesammte Kriegsgeschichte geht eine auf den ersten Blick fast unerklärliche Erscheinung, — nämlich der unverhältnissmässige Einfluss, welchen jede, auch selbst die unbedeutendste Vervollkommnung in der Bewaffnung oder in der Aufstellung, wenn sie blos auf der einen Seite Anwendung findet, auf den Erfolg des Feldzuges ausübt. Es würde nichts Merkwürdiges sein, wenn die allerbeste Legion Cäsars von dem allerelendsten Regiment unserer Zeit geschlagen werden würde; hier würde allerdings ein gar zu grosses Missverhältniss in den Zerstörungsmitteln zu Tage treten. Es ist jedoch gar nicht so leicht zu erklären, weshalb irgend eine minder bedeutende Veränderung in der Waffe oder in der Aufstellung, welche selbstverständlich vortheilhaft ist, aber doch noch keine wesentliche Abweichung vom allgemein Angenommenen ausmacht, eine förmliche Panique den feindlichen Reihen einflössen kann. Eine jede Verbesserung verschafft natürlich derjenigen Seite, auf welcher sie angenommen worden, den ihrem Werth entsprechenden Vortheil und vermehrt die Chancen auf den Erfolg dieser Seite um einige Procente. Damit ist es aber noch nicht genug. Ist nämlich der Vorzug des Feindes in irgend einem Stück einmal erkannt, so pflegt die Folge dieser Erkenntniss unbedingt eine Panique in höherem oder geringerem Grade zu sein; die Truppen gehen ohne Vertrauen zu sich selbst in den Kampf, sind schon vor der Schlacht auf die Niederlage gefasst und schieben dann ihre Misserfolge auf jenen Vorzug des Feindes. Und doch gelangt keine einzige Neuerung mit einem Mal zu einer solchen Reife, um einen factischen,

erdrückenden Vorzug zu bilden. Alles liegt nur in der Einbildung. Solche Neuerungen, welche die Siege entschieden haben, sind der Reihe nach gewesen: die Flintenpatronen unter Gustav Adolph; das Bajonett in der Armee Ludwigs XIV.; die eisernen Ladestöcke, welche vom Prinzen von Anhalt-Dessau in der preussischen Armee eingeführt wurden; das Ausschwärmen der Schützen bei den ersten französischen Revolutionstruppen, welche nur deshalb allein ausschwärmten, weil sie in der Fronte zu bleiben nicht verstanden; die gezogenen Gewehre bei einigen Bataillonen in den ersten Gefechten des Krimkrieges; und endlich das preussische Zündnadelgewehr. Lächerlich ist es aber zu glauben, dass diese Neuerungen, so nützlich sie auch waren, an und für sich den Sieg verliehen, ihn materiell sicherten. Wenden wir uns zu unserem heimischen Beispiel, dem Krimkrieg, so findet der Ausgang zweier Gefechte, an der Alma und bei Inkerman, durch alle die Momente, welche überhaupt nur auf das Schicksal eines Kampfes Einfluss üben können, seine vollkommene Erklärung. Aber es liegt in der Natur des Menschen, dass man bei uns, wie überall in ähnlichen Fällen, nicht in den wirklichen Ursachen, sondern nur in einem Umstand, in den Waffen, die Erklärung für den Misserfolg suchte. Im Heer sowohl, wie im Volk erschallte die allgemeine Klage: mit unseren Waffen können wir nicht siegen. Diese Erklärung wirkte; die Soldaten, welche von der Untauglichkeit ihrer Waffen vernommen hatten, gingen das zweite Mal natürlich mit einigem Misstrauen gegen sich selbst in den Kampf. Das gezogene Gewehr war damals aber nur erst ein Versuch; an der Alma und bei Inkerman standen nur einige französische Jägerbataillone mit gezogenen Flinten. Konnten denn allein die Schützenketten mit solchen Gewehren dem Feinde wirklich ein entschiedenes Uebergewicht geben? Hier ereignete sich vielmehr dasselbe, was in solchen Fällen immer passirt. Wir schoben den Misserfolg des ersten Zusammenstosses auf die gezogenen Gewehre einiger Bataillone; waren wir erst zu der Erkenntniss gekommen, dass der Feind uns in dieser Hinsicht übertraf, so standen wir ihm dann auch wirklich nach, eben weil wir so von ihm dachten. Gerade ebenso war es im letzten böhmischen Kriege. Die Zündnadelgewehre haben den Preussen, wir wollen annehmen, einen Vorzug von fünf Procent auf hundert gegeben; das hat genügt, die Schuld des Misserfolges auf die Gewehre zu schieben. Diese

Meinung durchflog rasch die ganze Armee. Anfangs hätten die Oesterreicher, gut geführt, trotz der Zündnadelgewehre die Preussen besiegen und sodann immerhin der Eigenschaft dieser Waffe Gerechtigkeit widerfahren lassen können; so jedoch kamen sie sich gegen das Ende des Feldzuges dem Feinde gegenüber gewissermassen unbewaffnet vor und waren daher entschieden nicht im Stande mit ihm zu kämpfen. Wir können daher nicht umhin auf die jüngst in Europa von neuem aufgetauchte Frage von der Defensiv-Bewaffnung unsere Aufmerksamkeit zu richten.

In allen Zeitungen wurde verkündet, dass einige preussische Officiere leichte magnetische Panzerhemden, durch welche keine Kugel ging, getragen hätten; später wurde bekannt, dass in der französischen Armee auf diesen Gegenstand die Aufmerksamkeit gerichtet worden sei. Kürzlich hat ein besonderes Comité in Mailand mit einem undurchschiessbaren Filz Versuche angestellt.

Die Theorie dieser Frage ist sehr einfach. Sie besteht darin: vermag die gegenwärtige Kunst eine Bedeckung zu erfinden, welche, ohne einen Mann über ein gewisses Mass hinaus zu belasten, ihn vor den Kugeln schützt? Vermag sie's, so ist hierbei auch gar nichts weiter zu überlegen. Je nach der Leichtigkeit einer solcher Bedeckung muss man sie in grösserem oder geringerem Verhältniss bei der Armee einführen. Wer zuerst solche Panzer erfindet und bei sich einführt, der wird der Beherrscher Europas. Die Panique, welche bis jetzt durch alle neuen Vervollkommnungen, durch gezogene schnellschiessende Gewehre, durch gezogene Kanonen und durch verschiedene Zerstörungswerkzeuge, in den Reihen der Feinde bewirkt worden, würde auch gar nicht einmal zu vergleichen sein mit der Panique, welche durch die Attake mit einer gegen Flintenfeuer schussfesten Fronte, selbst wenn nur einige gepanzerte Regimenter ins Feuer geführt werden, hervorgebracht werden würde. Nach einer ersten solchen Attake würde derjenigen Seite, welche bis dahin noch keine Panzer hat, nichts weiter übrig bleiben, als unverzüglich und um jeden Preis den Frieden zu unterschreiben, damit es ihr nur nicht noch schlimmer gehe. Diese Frage beschäftigt mich schon zwanzig Jahre, weil ich vor etwa so langer Zeit ein solches Hemd gesehen und erprobt, damit aber auch zugleich sehr gut begriffen habe, welchen Effect dasselbe im Kriege machen könnte. Seitdem habe ich häufig darüber mit kriegserfahrenen Männern gesprochen;

die Gewohnheit ist aber im Menschen allzu stark und die Gewohnheit Defensivwaffen zu verachten ist bereits dreihundert Jahre alt. Nur Wenige stimmten mit mir überein. Der Eine sagte, dass auch die Perser behaupten, sie würden im Kriege sehr tapfer sein, wenn sie sich nur nicht erschlagen zu werden fürchteten; ein Anderer entgegnete, dass ein tapferer Mann sogar das Leinhemd aufknöpfen müsste; schiess nur immerhin zu, solange ich noch nicht an dich herangekommen bin — müsste es heissen — dann aber, wenn ich näher bin, nimm dich in Acht. Meine Ueberzeugung ist indess durch solche Argumente nicht wankend gemacht worden. Weder wozu persönliche Tapferkeit sich hingerissen fühlt, noch die dreihundertjährige Gewohnheit Etwas von einem gewissen Gesichtspunkt aus zu betrachten, vermag ein klar zu Tage liegendes Factum zu erschüttern, welches darin besteht, dass jeder anerkannte Vorzug auf Seiten des Feindes sofort bei der gegnerischen Seite Unentschlossenheit, sodann aber eine Panique erregt. Sicherlich haben unsere Regimenter in der Krim den Anderen an Tapferkeit nicht nachgestanden; die Vertheidiger Sebastopols haben sicherlich dem Tod so kühn ins Antlitz geschaut, wie es überhaupt nur der Mensch zu thun vermag; auch die österreichischen Truppen sind ohne Zweifel nicht furchtsam. Als sich jedoch herausgestellt hatte, dass die gezogenen Gewehre den Franzosen einen Vorzug gaben und die schnellschiessenden den Preussen, da entstand sowohl in unseren wie in den österreichischen Reihen der Zweifel: ob es denn überhaupt möglich sei den Feind zu überwinden? Ohne die Ueberzeugung aber, oder mindestens ohne die feste Hoffnung den Sieg zu erlangen, ist jeder Kampf undenkbar, ausser etwa von Seiten einer Handvoll Tapferer, die aus irgend einer besonderen Veranlassung auf Leben und Tod gehen. In diesem Fall hat der Schrecken des Todes seine Wirkung verloren. Ein tapferes Regiment erklettert die Mauer, von welcher der Tod in allen Gestalten auf dasselbe herabstürzt, geht den Kartätschen entgegen und erreicht das Ziel, wenn auch zuweilen zwei Drittel der Mannschaft mit ihren Leibern den Weg bedecken. Ist aber dasselbe unerschrockene Regiment zu der Ueberzeugung, einerlei ob sie richtig oder irrthümlich ist, gekommen, dass der Feind irgend welchen offenbaren Vorzug vor ihm besitzt, so wird es gegen ihn ausrücken, wie man zur Hinrichtung geht, mit der Ueberzeugung umzukommen, und die Erwartung

wird dann auch gewiss zur Wahrheit. Wenn der Kampf zwischen den Massen stattfindet, so wird von beiden Gegnern, die alle nur möglichen Anstrengungen machen den Sieg zu erlangen, derjenige die Oberhand behalten, der das grössere Selbstvertrauen hat. Und kann man den durch eine grössere Schussweite und die Geschwindigkeit des feindlichen Feuers hervorgebrachten Eindruck wohl vergleichen mit dem Eindruck, welchen die Unverwundbarkeit des Feindes auf den Gegner machen würde? In der Verwirrung des Kampfes ist der Procentsatz der treffenden Kugeln aus gezogenen Gewehren nur wenig bedeutender als bei glattläufigen Flinten; der Hauptunterschied besteht darin, dass die ersteren auf grössere Entfernungen schiessen. Bringt aber schon das etwas günstigere Verhältniss bei diesem Procentsatz der treffenden Kugeln eine so erschütternde moralische Wirkung hervor, welche Wirkung muss da erst die Meinung haben, dass der Feind uns ungestraft beschiessen kann, dass seine Kugeln für uns der Tod sind, während unsere an ihm wie Erbsen abgleiten? Eine solche Vorstellung wird ohne Zweifel immer übertrieben sein; um einen Menschen unverwundbar zu machen, müsste man ihn ganz in einen undurchdringlichen Sack nähen; schützen kann man nur die edelsten Theile des Körpers. Aber auch das ist genug. Wenn sich auch nur ergeben würde, dass der Feind, welcher uns Alle ohne Ausnahme niederstreckt, blos verwundet werden kann, oder wenn der Harnisch auch blos auf eine gewisse Distance, auf 100 oder 150 Schritt, sich als schussfest erweisen würde, so wäre schon allein Das genug, um jeden Kampf zwischen zwei Seiten eigentlich unmöglich zu machen. Durch die Einbildung würde die Wirklichkeit zu fabelhaften Dimensionen gesteigert werden. Man kann mit Sicherheit behaupten, dass für eine Armee von 300,000 Mann eine einzige Division Gepanzerter genügen würde, um eine Hauptschlacht ohne Schwanken zu entscheiden. Das Geschick eines jeden Kampfes wird auf irgend einem bestimmten Punkt entschieden; die Panzerdivision würde auf diesem Punkt dieselbe Wirkung üben wie ein Panzerschiff gegenüber einer hölzernen Flotte. Man wird dagegen bemerken, dass, wenn man die Batterien concentrirt, diese Division mit Kartätschen, denen gegenüber kein einziger Panzer Stich halten würde, zusammengeschossen werden könnte. Aber weshalb werden denn die gewöhnlichen ungeschützten Divisionen nicht immer zusammengeschossen, weshalb kann man sie nicht hindern

die Position zu nehmen? Uebrigens würde auch ein Panzer, an dem eine Kugel abprallt, nur auf sehr nahe Distance gegen Kartätschen nicht schützen.

Von dem Gewicht eines Harnisches kann gar nicht die Rede sein. Die europäische Infanterie hat ihn erst vor zwei und einem halben Jahrhundert abgethan, nicht aber weil er unbequem war, sondern weil er nicht vor der Kugel schützte: wozu sollte man sich unnütz belasten? Jahrtausende lang hatte bis dahin alle regulaire Infanterie, vom griechischen Hopliten bis zum Lanzknecht des 16. Jahrhunderts, den Harnisch getragen. Ausser der schweren Angriffswaffe, dem Ranzen und dem Proviant trug der römische Legionär den Helm, den Panzer, den Schild und den Pfahl zu der üblichen Umhegung des Lagers. Die römischen Krieger waren indess keineswegs besonders starke Leute; in historischen Handbüchern sogar wird berichtet, dass sie an Körperkraft den Barbaren nachstanden; nichts desto weniger vollführten sie mit einer solchen Bürde erstaunenswerthe forcirte Märsche. Das ist Sache der Gewohnheit. Die Franzosen sind kein kräftiges Volk, gehen aber nie anders zum Exerciren als mit dem vollen Ranzen und führen doch Stunden lang alle Evolutionen im Laufe aus. Das Gewicht unseres Ranzens kann um ein Drittel vermindert werden. Unter dieser Bedingung ist ein fünfzehnpfündiger Panzer für einen kräftigen Mann keine Ueberbürdung. Der Harnisch des mittelalterlichen Lanzknechts wog gegen 55 Pfund.

Die Frage besteht also darin: kann man einen schussfesten Panzer construiren, dessen Gewicht die Kräfte eines Infanteristen, wenn auch nur eines aus der Preobraschenskischen Garde*), nicht übersteigt? Ich behaupte positiv, dass man es kann, denn ich habe selbst einen solchen Panzer gesehen und erprobt. Man spricht heut zu Tage von einem magnetischen Panzerhemd; ohne es entschieden zu verwerfen glaube ich doch nicht eher an dasselbe, bis ich es gesehen habe. Im Kaukasus trifft man oft genug Panzerhemden; ich habe mit ihnen, und dazu mit den allerbesten, wiederholte Proben angestellt, jedes Mal aber hat der Versuch ein und dasselbe Resultat ergeben; die Kugel schlug den aller-

---

*) Das älteste Garderegiment in Russland, zu welchem immer die grössten und kräftigsten Leute ausgewählt werden.

Anm. d. Uebers.

festesten Panzer, sogar auf einer weichen Unterlage, durch und durch. Was hierbei das Magnetisiren helfen kann, verstehe ich nicht. Aber ich habe einen gegen Flintenkugeln schussfesten Filzpanzer gesehen. Vor zwanzig Jahren brachten die Zeitungen gleichzeitig zwei Veröffentlichungen über solche Panzer; die eine war aus Mailand, die andere aus Irland. Auf die Bitte eines meiner Bekannten, eines asiatischen Gutsbesitzers, verschrieb ich für ihn einen solchen Panzer und wir stellten gemeinschaftlich mit demselben Versuche an. Der Panzer bestand aus einem bis über die Weichen hinab gehenden Hemde mit weiten Aermeln, welche an der Handwurzel festgeknöpft wurden; er stand steif wie ein Carton und wog 15 Pfund. Wir schossen auf ihn allerdings mit einer kleinen Kugel vom Kaliber des asiatischen gezogenen Rohrs, welches indess 800 Schritt weit trägt. Es kam nur selten vor, dass die Kugel absprang oder abglitt, grössten Theils aber fiel sie nach dem Anschlag todt herunter. Wir schossen auch auf einen mit diesem Panzer bekleideten Menschen, wobei eine Contusion nicht bemerkbar war. Ich habe gehört, obgleich ich mich für die Richtigkeit des Gerüchts nicht verbürgen kann, dass in einer der Petersburger Manègen bereits vor jener Zeit mit einem solchen Panzer officielle Versuche mit eben denselben Resultaten angestellt worden seien. Kürzlich wurde in den Zeitungen bekannt gemacht, dass der Panzerfilz, mit welchem in Mailand Versuche angestellt worden und der sich als schussfest erwiesen hatte, siebenmal weniger wiege als eine Eisenplatte von derselben Widerstandskraft. Sogar der gewöhnliche Filz kann, wenn er geweicht ist und doppelt gelegt wird, eine Kugel abhalten. Die Tuschinen (ein kaukasischer Volksstamm) tragen Filzmützen, deren Krämpe wie ein Besatz in die Höhe gebogen ist; man hat oftmals bemerkt, dass die Kugel des gezogenen kaukasischen Gewehrs durch eine solche Mütze, nach dem Regen, nicht durchgeht. Bei dem Panzerhemd, welches ich gesehen habe, war ohne Zweifel die Feuchtigkeit des Filzes durch irgend ein künstliches Mittel ersetzt.

Jetzt, da der Panzer schon einmal zur Sprache gebracht und es zweifellos ist, dass ein genügend leichter schussfester Panzer hergestellt werden kann, kann man dessen ganz sicher sein, dass, wenn nicht heute, so doch morgen, gewiss auf einem der europäischen Schlachtfelder plötzlich von irgend einer Seite

gepanzerte Regimenter auftauchen werden; für die entgegenstehende Seite wird ein solches Gefecht dann den Ausgang von Königgrätz haben und vielleicht einen noch viel schlimmeren, denn die durch die Unverwundbarkeit des Feindes hervorgerufene Panique würde natürlich viel stärker sein, als der Schreck über die Geschwindigkeit seines Feuers. Es ist viel besser in diesem Fall die in Erstaunen setzende Seite zu sein als die in Erstaunen gesetzte. Der ganze Vortheil wird auf derjenigen Seite sein, welche die Initiative ergriffen. Die Frage wegen des Panzers ist derartig, dass fremdes Urtheil und Beispiel irrelevant sind. Wenn ein genügend leichter schussfester Panzer überhaupt auf der Welt existirt, so gilt es nur Versuche mit ihm anzustellen, ob er wirklich leicht und schussfest ist, und sodann ihn einzuführen, wenn auch nur bei der Garde, die aus den allerstärksten Leuten besteht; die Kosten können in einem solchen Fall kein Hinderniss sein. Die Unterhaltung der Armee kostet uns gegen 170 Millionen Rubel jährlich; der orientalische Krieg kostete ca. 600 Millionen Rubel; selbstverständlich würde jeder Russe mit Freuden darauf eingehen, dass er 700 Millionen gekostet hätte, wenn er dafür nur mit einem vollen Triumph gekrönt gewesen wäre. Eine beständige über den Anschlag hinausgehende Ausgabe ist für den Staat gefährlich, nicht aber der einmalige Kostenaufwand für einen nothwendigen Gegenstand, zumal wenn diese Kosten nicht erheblich sein können. Käme ein Panzer sogar auf 50 Rubel zu stehen, so würden für 25,000 Mann 1,250000 Rubel erforderlich sein. Und zwar gerade für uns ist dieser Gegenstand unvergleichlich mehr wichtig als für irgend einen Anderen. Es giebt bei uns keinen einzigen erfahrenen kriegstüchtigen Officier, dem unser entschiedener Vorzug im Handgemenge, beim directen Zusammenstoss der Massen, jedem beliebigen Gegner gegenüber, nicht zweifellos wäre. Gleichzeitig vernimmt man auch den Zweifel, ob man denn auch oft dazu kommen werde mit dem Bajonett zu kämpfen, ob es gelingen werde das Feuer des Feindes zu bezwingen, um mit ihm selbst handgemein zu werden? In dieser Hinsicht ist ein Zweifel durchaus erlaubt. Die russischen Soldaten gehen furchtlos ins Feuer. Aber darum handelt es sich nicht. In der Schlacht wird viel mehr geschossen, als mit scharfer Waffe gekämpft; derjenige, dessen Feuer aus irgend einem Grunde stärker und sicherer ist, ist daher für die ganze Dauer des Kampfes, wenn auch nur

um einige Procente, im Vortheil. Eine entschiedene Attake kann wohl den durch sein Feuer überlegenen Gegner brechen und uns den Sieg geben, kann aber auch vielleicht ihn nicht brechen, kann durch seine Zähigkeit oder durch eine kunstvolle Verwendung der Reserven paralysirt werden; die beständige Ueberlegenheit im Feuer während jeder Minute des Kampfes macht in Summa einen so entschiedenen Vorzug aus, dass derselbe gar nicht ohne Einfluss auf den Ausgang des Kampfes sein kann. Wie viel auch die Franzosen immerhin von ihrem Bajonett reden mögen, es dient ihnen doch nur immer als Ersatzmittel, wenn auch als sehr wichtiges. Unsere Armee dagegen hat, von den Zeiten Peters des Grossen an bis auf den heutigen Tag, nie anders als mit dem Bajonett den Feind besiegt. In der Kriegsgeschichte der anderen Völker sind beständig, in jedem Gefecht, durch das Feuer erzielte rühmliche Erfolge anzutreffen: bald hat das sichere Feuer der Schützen den Feind zurückgeworfen, bald hat ein Bataillon auf 50 Schritt sich dem Feind genähert und ihn durch eine zerschmetternde Salve in die Flucht geschlagen, bald sind die attakirenden Truppen durch das kaltblütige Feuer deployirter Linien geworfen worden. In unserer Kriegsgeschichte giebt es fast gar keine derartige Episoden. Unsere Bataillone rücken gegen den Feind, um Mann gegen Mann mit ihm zu kämpfen, nicht aber, um auf kurze Distance auf ihn zu schiessen; dem angreifenden Feind begegnen sie natürlich mit einem Gewehrfeuer, erwarten aber nicht, wie andere, seine Schüsse à bout portant, sondern werfen sich selbst, nachdem sie ihn auf kurze Entfernung herangelassen, dem Feind entgegen. Der russische Soldat hasst übrigens den Kampf mit Feuerwaffen und hat kein Vertrauen zu dem Anführer, welcher ihn lange eine Kanonade führen lässt, sondern vertraut nur seiner Faust, dem Bajonett und dem Kolben. Er kennt viel besser seine Eigenthümlichkeit, als die Taktiker, welche ihn ausbilden. Unser Suworow pflegte zu sagen: „die Kugel ist eine Närrin, das Bajonett ein wackerer Bursch." Ein genialer Feldherr würde diesen Ausspruch in Deutschland oder sonst wo niemals gethan haben, denn ein genialer Feldherr begreift den Geist seiner Armee, der diesem Ausspruch zu Grunde liegende Geist lebt aber gerade nur im russischen Soldaten. Zum Siege führen viele verschiedene Wege; jedes energische Volk hat seinen eigenen Weg. Der russische Soldat ist ein Kämpfer im Handgemenge, aber kein

Schütze; und wird er auch zum Schützen oder zum Cavalleristen, so ist er es doch nur halb; er ist langsam, auch nicht wenig schwerfällig und nur im Haufen, unter Kameraden, völlig entschlossen. Hadschi-Murad, der berühmte Parteigänger der Bergvölker, pflegte zu sagen: „der russische Soldat ist ein sonderbarer Mensch! Einzeln taugt er nichts dem Lesghier gegenüber, sammelt sich aber ein Haufe von etwa zehn Mann, so wird selbst der Teufel mit ihnen nicht fertig.“ Zehn Mann sind keine Fronte; ein solcher Haufe hat nichts von den specifischen Vorzügen der regulairen Truppen und in ihrer Stärke kommt nur das Wesen des Volkscharakters zum Ausdruck: „auch der Tod ist schön in dieser Welt“, — und zwar eben nicht die wesentliche Eigenthümlichkeit des Einzelschützen, sondern des im Handgemenge excellirenden regulairen Kriegers. Armeen, deren Stärke in der Feuerwaffe besteht, zeichnen sich durch einen ganz anderen Charakter aus. Die russische Infanterie hat schon während der gegenwärtigen Regierung das Schiessen in genügendem Mass, freilich auch nicht über dasselbe hinaus, erlernt; durch Gründlichkeit kann die Ausbildung im Schiessen noch um einen Schritt weiter gebracht werden, wird aber dann stehen bleiben müssen; dafür giebt es Gründe genug sowohl im Volkscharakter und in dem Wesen des Russen, wie in dem Bildungsgrade unserer Officiere. Nach meiner eigenen Ueberzeugung und nach der vieler Anderer spreche ich es aus, dass unsere Armee hinsichtlich ihres Feuers tüchtigen europäischen Armeen kaum jemals völlig gleich kommen wird; bei ihrem unzweifelhaften Vorzug im Handgemenge hat man aber gar keinen Grund das zu beklagen: jeder hat seine Begabung, und es dürfte kaum vortheilhaft für uns sein zu tauschen. Es ist übrigens bemerkenswerth, dass die Römer sich durch dieselbe Eigenschaft auszeichneten; sie griffen nur mit Sturm an, während ihre leichten Truppen immer schlechter waren als die feindlichen. Wir werden daher auch gleich in der ersten Schlacht, ungeachtet der Tödlichkeit der heutigen Feuerwaffe, immerhin suchen müssen den Feind zu durchbrechen, und zwar nicht nur im entscheidenden Augenblick des Kampfes, wie es die Anderen thun, sondern öfter, jedes Mal sobald es nöthig wird den Feind zurückzudrängen: wir werden uns also immer hauptsächlich auf das Bajonett zu verlassen haben, denn anders werden wir nie die Oberhand gewinnen. Bei einer solchen, aus den Eigenthümlichkeiten des Volks entspringen-

den Kampfweise muss man es, wenn nur irgend welche Möglichkeit dazu vorhanden ist, jedenfalls ernstlich in Erwägung ziehen, ob man denn nicht etwa auf irgend eine Weise die zerstörende Wirkung des feindlichen Gewehrfeuers abschwächen könnte, und für einige Ausschlag gebende Elitetruppen wenigstens bietet sich ein solches Mittel dar. Ganz abgesehen von dem erschütternden Eindruck der Neuheit, welcher hervorgebracht werden würde, wenn wir die ersten gepanzerten Infanterieregimenter aufs Schlachtfeld brächten, oder wenn wir dieselben gar in grosser Menge brächten; für uns wäre es schon ein Vortheil, wollten sämmtliche europäische Armeen sich in Harnische kleiden, denn in Folge dessen würden das Bajonett und der Kolben von neuem über das Feuergewehr die Oberhand gewinnen, oder mindestens die Chancen gleich machen. Alles, was die Bedeutung der kalten Waffe auf Kosten der Schusswaffe steigern kann, gereicht uns, deren Stärke im Handgemenge besteht, zum Vortheil.

Der Panzer soll die edelsten Theile des Körpers schützen, deren Verletzung durch einen Schuss dazu hinreicht, um einen Mann umzuwerfen, also: die Brust, den Leib und den Kopf. Unser Soldat fürchtet nicht die Wunden, und wenn er gar dessen sicher ist, dass die Kugel ihn nicht mit einem Schlage tödtet, so wird er ihr entgegengehen wie zum Spiel mit Schneeballen. Bei kaltem Wetter kann der Infanterist den Marsch im Panzer machen; bei heissem Wetter braucht er ihn nicht auf dem Körper zu haben, sondern kann ihn als Packet am Ranzen tragen und erst vor dem Kampf anlegen. Bei der Infanterie können nur Eliteregimenter mit dem Panzer bekleidet werden, — erstlich, weil man sich auf solche theuere Truppen auch in jeder Hinsicht verlassen können muss; dann, weil dieselben auch aus kräftigen Leuten, welche die Gewichtszulage des Panzers leicht tragen, bestehen müssen; solche Truppen müssen für den entscheidenden Moment aufgespart und deshalb in der Reserve gehalten werden; auf diese Weise werden die Leute auch weniger durch den Marsch ermüdet werden. Diesen Bedingungen einer auserlesenen, am meisten geschonten Truppe entspricht bei uns die Garde allein, — in ihr muss daher auch der Panzer Anwendung finden.*) Ihrer numerischen

*) Mit der Zeit kann vielleicht ein grosser Theil der Armee mit dem Panzer bekleidet sein; mittlerweile werden aber blos erst Elite-

Stärke nach genügt unsere Garde vollständig, um in der letzten Stunde der Schlacht selbst jeden beliebigen Gigantenkampf zu entscheiden; sie wird auf dem Marsch mehr als die anderen Truppen geschont werden; die Leute in derselben werden weniger erschöpft sein — und mehr bedarf es nicht. Sogar gerade die Aufgabe einer solchen Reserve — ohne irgend welche Rücksicht ins Feuer zu gehen und mit der Masse in die feindliche Linie einzubrechen, wozu Entschlossenheit und hoch entwickelter Ehrgeiz mehr gehören als taktische Erfahrenheit — entspricht vollkommen dem Geist unserer Garde. Daher also muss man, wenn der Panzer wirklich leicht und schlussfest ist, was der erste Versuch ohne Zweifel ergeben wird, zuerst und ausschliesslich die schwere Gardeinfanterie mit ihm bekleiden; 24 Bataillone solcher Gepanzerter garantiren mittlerweile für den Ausgang einer jeden Schlacht.

---

truppen gepanzert sein können. Ausser der Garde haben wir keine anderen Elitetruppen; man könnte sie wohl aus den kräftigsten Leuten bilden, wie früher die Grenadiere gebildet wurden, — doch entsteht hier die überaus streitige Frage: ist bei auserlesenen Truppen der Vortheil oder der Nachtheil grösser? Der Vortheil — in Folge dessen, weil sie der ganzen Armee einen Halt geben, wie er ohne sie nicht zu erreichen wäre; oder der Nachtheil — weil das Auswählen der Leute in einem gewissen Grade die ganze Armee schwächt, was doch endlich in einer jeden Compagnie fühlbar wird? Zur Vertheidigung jeder der beiden Seiten dieser Frage können die schlagendsten Argumente angeführt werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach kann diese Frage überhaupt nicht nach allgemeinen Grundsätzen gelöst werden, — für die eine Armee wird es am besten so sein, für die andere anders, je nach dem Geist derselben und darnach, wie sie ursprünglich gebildet wird. Bei uns sind die ersten militairischen Autoritäten gegen Elitetruppen, — es würde also darüber weiter kein Wort zu verlieren sein. Aber dennoch existiren factisch Elitetruppen — die Garden, und werden wahrscheinlich noch lange existiren, und deshalb findet auch auf diese Alles, was in den Artikeln des „Russischen Boten“ über Elitetruppen gesagt worden ist, seine Anwendung. Wird der Panzer seiner Eigenschaften wegen als tauglich anerkannt, so ist selbstverständlich die schwere Gardeinfanterie derjenige Truppentheil, für welchen er mehr als für alle übrigen passt. Es lässt sich wohl annehmen, dass die Anwendung des Panzers, wenn er einmal eingeführt worden ist, immer weitere Ausdehnung erfahren werde; in diesem Fall würde man dann bei jedem Infanterieregiment eine gepanzerte Compagnie formiren und diese Compagnien je nach Bedürfniss mit einander vereinigen können. Doch das bleibt der Zukunft vorbehalten.

Meiner Meinung nach müsste der Panzer der Liniencavallerie gegeben werden; bei uns müsste aber die ganze regulaire Cavallerie Liniencavallerie sein. Unsere leichte Reiterei sind die Kosaken und andere Reitervölker, worüber im Vorhergehenden genug gesagt worden ist. Der Massstab für den Werth der Liniencavallerie besteht in der Fähigkeit die Infanterie anzugreifen. Die Fronte, welche ein Carré zu durchbrechen vermag, wird auch jeden Cavallerieangriff zurückwerfen. Bei dem gegenwärtigen Zustand der Feuerwaffe können aber nur Gepanzerte mit Erfolg die Infanterie angreifen; nur von diesen kann man erwarten, dass sie die Zügel nicht anziehen und mit voller Wucht hineinsprengen werden. Ungeharnischte Reiter pflegen überdies, wie die Erfahrung der letzten Kriege zeigt, sich überhaupt nicht leicht mit der Infanterie einzulassen. Man muss entweder für immer und für alle vorkommenden Fälle darauf verzichten, mit der Cavallerie eine frische Infanterie direct anzugreifen, d. h. mit anderen Worten, die gesammte cavalleristische Tradition vergessen, oder aber der Reiterei den Panzer geben. Bei unserer regulairen Cavallerie müssen die Pferde stark sein; für ein starkes Pferd aber macht bei leichterem Sattelzeug, wie z. B. das der Kosaken ist, eine Belastung von 15 Pfund mehr nicht gar zu viel aus; zumal da der allerangreifendste Reiterdienst in unserer Armee auf die irregulairen und nicht auf die Linienregimenter fällt, welche letzteren auf dem Marsch grössten Theils mit der übrigen Masse gleichen Schritt halten. Ausser dem Panzer ist es nothwendig, dass der ganzen Cavallerie, der regulairen wie der irregulairen, Armschienen gegeben werden. Ein Paar Armschienen von Stahl sind so leicht, dass man das Gewicht derselben kaum spürt, und dennoch schützt die Armschiene, namentlich am linken Arm, den Reiter weit mehr als der Helm oder die Epauletten. Unwillkührlich deckt man sich vor dem erhobenen Säbel mit dem linken Arm; die Hälfte der Säbelhiebe fällt daher in die Nähe des Elbogens, in Folge dessen der Arm sofort bis zur Schulter vertaubt und der Cavallerist den Kampf verlassen muss. Mit den Armschienen kann ein gewandter Reiter es mit Mehreren aufnehmen. Es ist schon längst an der Zeit für uns die Reitersitten von den Tscherkessen, wenn auch nur wegen der genauen Bekanntschaft mit ihnen, anzunehmen, und nicht von den Hannoveranern.

Für die reitende Artillerie ist der Panzer deshalb nöthig,

damit sie im Stande ist die Infanterie früher zusammenzuschiessen, bevor sie selbst von der Infanterie zusammengeschossen wird. Die reitende Artillerie wirkt zerstörend nur auf der allernächsten Kartätschenschussweite. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, wie eine Division der kühnsten reitenden Batterie, die es in der Welt nur geben kann, zu einem feindlichen Bataillone herangeschwirrt kam und durch eine Salve vernichtet war, noch bevor sie dem Feinde einen empfindlichen Schaden zufügen gekonnt; die gesammte Bedienung stürzte mit einem Schlage. Bei den gegenwärtigen gezogenen Flinten werden sich derartige Fälle unaufhörlich wiederholen. Wenn die Kugeln blos die Pferde niederschiessen, so ist das noch kein Unglück. Die Geschütze der reitenden Artillerie können dann immer noch den Feind zusammenschiessen, und der hinter ihnen heranrückenden Cavallerie oder Infanterie wesentliche Dienste leisten; werden aber auch die Menschen vor der Zeit heruntergeschossen, so ist das ganze Opfer unnütz. Die Belastung des Frontepferdes in der reitenden Artillerie mit 15 Pfund mehr ist nicht hoch zu veranschlagen, denn bei dieser Waffengattung ermüden die Anspannpferde immer weit rascher als die Frontepferde; selbst mit diesem Zuwachs an Bürde werden die letzteren noch springen, wenn die ersteren bereits Schritt gehen.

Auch diejenigen Infanterieofficiere haben den Panzer nöthig, welche nach dem Reglement sich zu Pferde vor der Fronte aufhalten: die Stabsofficiere und Adjutanten. Man kann ein Bataillon nicht zu Fuss commandiren, der Anführer muss von allen Leuten gesehen werden können; ganz allein aber mitten unter Tausenden von Fussvolk zu Pferde zu sitzen ist, z. B. beim Scharfschützenfeuer, eine überaus riskante Sache. Es handelt sich hierbei nicht um das Leben eines einzelnen Menschen; jeder Krieger, der in die Schlacht zieht, geht dem Tode entgegen und darf nicht an sich denken; der plötzliche Tod des Anführers bringt aber fast immer die Verwirrung der Abtheilung mit sich, und aus diesem Grunde auch bisweilen einen entschiedenen Misserfolg der ganzen Attake. Dass im Kampf Niemand seiner schonen darf, ist eine Bedingung des Erfolgs; aber eine zweite nicht minder wichtige Bedingung besteht darin, dass die Truppen nach Möglichkeit vor der Verwirrung, wie sie fast immer auf den Tod der Anführer folgt, bewahrt werden. Das von den reitenden Infanterieofficieren Gesagte gilt natürlich auch von anderen höheren Officieren; in

einer Division ist die Verwirrung gefährlicher als in einem Bataillon, schlimmer aber als beides ist die Verwirrung in einem ganzen Corps. Bis zum 18. Jahrhundert, solange man noch an den mittelalterlichen Harnisch glaubte, trugen alle Generale die volle ritterliche Defensivrüstung.

Der Panzer vermag Vieles in der heutigen Kriegsführung umzugestalten; für keinen aber wäre er das, was er für uns wäre; der Panzer wäre der Triumph des Bajonetts und der Lanze, der russischen Schulterkraft, über die schlaue Kunst der Kugel.

Zweite Beilage.

Kürassiere.

Kürassiere existiren in allen grossen europäischen Armeen. Sie sind offenbar ein Ueberrest der alten, in Harnische geschmiedeten, adeligen Reiterei der Ritter. Ihre vorzüglichste Aufgabe besteht darin, dichte Massen der Infanterie und Cavallerie, besonders aber der Infanterie, zu werfen. Zu diesem Zweck tragen sie Harnische, welche sie, wie man annimmt, vor Flintenschüssen schützen; aus demselben Grunde hat man ihnen auch starke Pferde gegeben, welche beim Ansprengen gleich mehrere Reihen Infanteristen umwerfen können. Die Frage wegen der Nützlichkeit der Kürassiere ist in der letzten Zeit streitig geworden. Die Einen sagen, dass die Kürassiere bei der gegenwärtigen Macht des Gewehrfeuers nothwendiger geworden seien als früher, dass die Unfähigkeit der gewöhnlichen leichten Cavallerie nicht nur die Infanterie mit Erfolg anzugreifen, sondern sogar überhaupt mit ihr handgemein zu werden, durch die Erfahrung der letzten Kriege unwiderleglich bewiesen worden sei. Andere dagegen behaupten, dass die Existenz der Kürassiere der ersten Bedingung einer jeden Cavallerie widerspreche — der Schnelligkeit, da dieselben wegen der Schwere der Rosse und der Bewaffnung gerade keine Schnelligkeit zu entwickeln im Stande seien.

Mir scheint dieser Streit viel Aehnlichkeit zu haben mit jenem berühmten Streit der beiden Ritter über den Schild, welcher von der einen Seite vergoldet und von der anderen Seite versilbert war; wenn die Gegner sich die Mühe genommen hätten, für einen Augenblick ihre Plätze oder ihre Gesichtspunkte zu tauschen, so wäre der Grund des Streites weggefallen. Es

unterliegt keinem Zweifel, dass man sich auch ohne Kürassiere behelfen könnte; es unterliegt aber ebenso wenig einem Zweifel, dass wirkliche Kürassiere, in geringer Anzahl, sehr nützlich sein können; aber es giebt heut zu Tage nirgend wirkliche Kürassiere, weder der Eigenschaft der Leute nach, noch nach der Eigenschaft der Pferde, noch endlich der Eigenschaft der Bewaffnung nach.

Es ist klar, dass, wenn eine der kämpfenden Seiten auch nur in der allergeringsten Anzahl eine Cavallerie besässe, von der man so gut wie sicher wäre, dass sie unter allen Umständen die feindliche Infanterie zu brechen im Stande wäre, so würde diese Seite sich eines bedeutenden Vorzugs erfreuen. Es ist jetzt nicht mehr so wie in alten Zeiten, der Sieg ist nicht dessen, dem es gelingt in einer gegebenen Zeit aus den Reihen des Feindes die grösstmöglichste Anzahl Leute auszuscheiden, sondern vielmehr dessen, der zuerst es vermag die Nerven des Gegners zu zerrütten. Die regulaire Linie ist wie ein Damm — es genügt einen Strohhalm durch denselben zu führen, um das Wasser durchfliessen zu lassen, und nach einiger Zeit wird das Wasser den Damm fortreissen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass, wenn die Attake des Regiments Prinz Albert auf dem Grochow'schen Felde im Jahre 1830 unterstützt worden wäre, wir die polnische Armee mitten durchgeschnitten hätten und dieser Tag den Krieg geendigt hätte. Wo nur das Terrain der Cavallerie zu operiren gestattet, da kann man mit wirklichen Kürassieren in einer halben Stunde, wenn man will, die Oberhand über den Feind gewinnen; für einen entschlossenen Oberfeldherrn reicht diese Zeit, während welcher Unentschlossenheit sich der feindlichen Reihen bemächtigt, vollkommen hin, um sich den Sieg zu sichern. Aber was sind denn eigentlich wirkliche Kürassiere?

Es ist ein über allen Zweifel erhabenes Factum, dass ein starkes und muthiges Vollblutpferd, wie z. B. ein englischer Hunter, in vollster Carrière mit Leichtigkeit sechs Menschen, die einer hinter dem anderen stehen — also die Tiefe der Fronte eines Infanterie-Carrés — über den Haufen wirft, in dem Fall aber nur, wenn der Reiter die Zügel nicht anzieht. Die Attake des Lord Ponsonby bei Waterloo ist bekannt. Die Franzosen standen in Colonnen von ganzen Divisionen, also wohl in dichten Massen, ohne leeren Raum in der Mitte, in welche es also ungeheuer schwer war hinein zu dringen. Die englische Cavallerie

aber zäumte ihre Pferde ab, drückte ihnen die Sporen in die Seiten und flog wie eine Kanonenkugel in diese dichten Massen. Aehnliche Attaken kommen freilich nur äusserst selten vor, das Factum selbst aber wird sich unverändert wiederholen, die Cavallerie wird jedes Mal in die Infanterie, ganz abgesehen von jedem Heldenmuth der letzteren, Bresche schlagen, unter folgenden beiden Bedingungen: 1) dass die Pferde stark und von reiner Race sind, d. h. also unerschrocken und dabei vollkommen frisch, nicht vom Marsch ermüdet; und 2) dass ihnen vollkommen freier Lauf gelassen werde, wie im letzten Moment des Wettrennens, dass keine einzige Hand die Zügel anzieht; ein Pferd kann im vollen Lauf nicht plötzlich anhalten, selbst wenn es auch wollte; in der Fronte ist es auch nicht möglich, dass es zur Seite schwenken kann. Diese beiden Bedingungen waren bei der Attake des Lord Ponsonby beobachtet. Die Pferde waren Vollblut und vollkommen frisch, da die Schlacht mitten zwischen den von der englischen Armee eingenommenen Quartieren stattfand; keine einzige Hand hinderte sie im vollsten Lauf, denn sie waren abgezäumt. Gewöhnlich aber pflegen die Cavallerieangriffe auf die Infanterie nur eine Parodie der oben angeführten Attake zu sein. Mittelmässige, durchaus nicht feurige Pferde, welche in der Manège eingeritten sind und der geringsten Bewegung der Finger pariren, zum Ueberfluss auch noch ermattet vom Marsch sind, werden unter Reitern, die mit den Rossen nicht zusammengewachsen sind, in eine kaltblütige Infanterie natürlich nicht hineindringen. Sogar die verzweifelte Attake des Lord Lucan bei Balaklawa ging nur zwischen unseren Linien durch, durchschnitt sie aber nicht. Die Reiterei muss aber, wenn anders eine Cavallerieattake ihre volle Wirkung haben soll, nicht durch die Intervalle, sondern über die Leiber der Infanteristen hinweg bis in die Tiefen der feindlichen Linien hineindringen; diese Linien gerathen dann, wenn sie in ihrem Rücken die Cavallerie sehen, welche sogar von der Fronte nicht aufgehalten werden konnte, unfehlbar in Verwirrung; benutzt man diesen Augenblick, so ist es nicht schwer sie zu werfen. Man kann nicht im Zweifel sein über den Nutzen einer Cavallerie, die solche Schläge zu führen vermag, wenn sie auch nur aus einigen Escadrons besteht; ebenso wenig lässt sich bestreiten, dass zu einem solchen Zweck allein Kürassiere brauchbar sind, feste Reiter auf grossen, starken

und hitzigen Pferden. (In dem Gefecht bei Kürük-Dara brach die Hälfte des nischninowgorodschen Regiments an einem einzigen Carré eines Stutzenbataillons zusammen, noch ehe es mit demselben fertig geworden war, und zwar einzig und allein in Folge dessen, weil die Pferde nicht stark genug dazu waren, um mit der Brust eine dicht zusammengedrängte Schaar mit einem Mal zu werfen.) Eine Kürassierdivision, welche ihre Sache gut zu machen im Stande ist, genügt für eine Armee von einer halben Million, und daher dürfen hierbei keine Kosten gespart werden; entweder man bringt die Kürassiere zu einer solchen Vollkommenheit, oder man hält sie überhaupt gar nicht.

Die erste Bedingung zur Vollkommenheit der Kürassiere besteht also, wir wiederholen es, offenbar darin, dass sie sehr starke und unbedingt Vollblutpferde haben (denn ein Pferd, welches nicht von reiner Race ist, hat nicht genug Entschiedenheit), und dass die Pferde im Augenblick der Attake noch vollkommen frisch seien. Den ersten Punkt dieser Bedingung zu erfüllen ist nicht schwer: die Kreuzung der allergrössten donischen und neurussischen Stuten mit Vollbluthengsten würde diese Race geben; dem zweiten Punkt kann man nur dadurch genügen, dass man die Kürassiere für die Campagne auf Reservepferde setzt und zu jedem Regiment zwei irregulaire Hunderte als Rosseführer hinzucommandirt. Die Ausgabe für solche Reservepferde ist für 16 Escadrons in Kriegszeiten, wo hundert Millionen zur Erreichung des Ziels verausgabt werden, nicht allzu hoch anzuschlagen. Die Schlachtrosse müssen feurig, ungekünstelt, stolz und namentlich dem Manègereiten fremd sein, denn sonst wird man kein Carré mit ihnen sprengen können. Sie müssen darauf eingeübt sein auf jedes Hinderniss, auf Feuer und auf Bajonette, ohne alle Rücksicht loszustürzen; bei solchen Manövern würde es daher, meiner Meinung nach, weit ungefährlicher sein die Leute durch Puppen zu ersetzen.

Die zweite Bedingung, ohne welche man sich weit eher früher als jetzt behelfen konnte, besteht darin, dass die Kürassiere durch ihre Defensivwaffen auch factisch vor den Kugeln geschützt seien, denn sonst werden sie, wenn sie nicht Mann für Mann unter den Paladinen des Alterthums ausgesucht worden, beim Ansprengen doch die Zügel anziehen und der Schok geht verloren. Aus den gezogenen Gewehren wird gegenwärtig schon

aus weiter Ferne das Feuer auf die Cavallerie eröffnet; von einer Kugel wird freilich nicht mit einem Mal ein starkes Pferd umgeworfen, es sei denn dass es ins Gehirn oder ins Herz getroffen worden, und selbst ein verwundetes Ross wird noch bis an die Fronte sprengen können; ein Mensch dagegen wird durch einen jeden Schuss in den Körper, selbst wenn er auch nicht letal ist, ganz bestimmt kampfunfähig. Eine Cavallerie kann schon aus der Ferne durch ein sicheres Gewehrfeuer, welches die Reiter herunternimmt, in Verwirrung gebracht werden. Es müssen daher alle diejenigen Theile des Körpers, welche, wenn sie getroffen werden, den Tod oder solche Wunden verursachen, die zum sofortigen Verlassen der Fronte zwingen, wie Kopf, Brust und Leib, bei den Kürassieren geschützt sein. Dieselben müssen, meiner Meinung nach, vom Kopf bis zu den Füssen in schussfesten Filz gekleidet werden; zum Panzer müssen Arm- und Beinschienen hinzukommen, zum Helm ein Gesichtspanzer; ausserdem muss das Kriegsross von demselben Filz einen Ueberzug über Kopf und Brust bekommen, damit diejenigen Theile, an denen das Pferd, bevor es noch die Fronte erreicht, mit einem Schuss kampfunfähig gemacht werden könnte, geschützt wären. Hat man für den Marsch Reservepferde, so kann weder der 20 Pfund schwere Filzpanzer, noch das Gewicht der Rüstung des Reiters für ein starkes und frisches Kürassierpferd zu schwer sein; der Schok solcher Kürassiere (die natürlich ordentlich ausgewählt und ausgebildet sein müssen) wird dann aber zum grössten Theil entscheidend sein.

Es kann nicht schwer fallen für sechs Escadrons die passenden Leute, durch Anwerbung oder Auswahl unter den natürlichen Reitern oder unter Anderen, welche allen Ansprüchen des Cavalleriedienstes genügen, aus dem ganzen russischen Reich zusammenzubringen. Was von der Cavallerie im Allgemeinen gesagt worden, das kann sich nicht auch auf diese Handvoll Elitemannschaft beziehen.

In Friedenszeiten würden die Kosten der Kürassiere, mit Ausnahme des höheren Preises der Pferde, die Kosten der übrigen Liniencavallerie nicht viel übersteigen.

Kürassiere sind nur dazu da, um eine feindliche Fronte zu brechen; ihre Kräfte sollen nicht unnütz dazu gebraucht werden, um einen Coup auszuführen, um gegen sie gerichtete Flankenan-

griffe abzuwehren u. dgl. m. Zu dergleichen ist die gewöhnliche Liniencavallerie gut genug. Vereinigt man im Kriege unter einem Commando je eine Kürassierdivision mit einer Division Linienreiterei, so erhält man ein Regiment von vier Escadrons, welches in gleicher Weise befähigt ist zur Ausführung eines vernichtenden Schlages, zur Geschwindigkeit und zur Ueberwindung jeglicher Zufälligkeiten. Gleich im Anfang habe ich gesagt, dass ich es nicht für nothwendig halte besondere Kürassierregimenter zu halten; man kann sehr leicht ohne sie auskommen, zumal in dem Fall, wenn die gesammte Liniencavallerie einen leichten Panzer anlegt. Will man aber diese Waffengattung durchaus conserviren, so muss man sie selbstverständlich so organisiren, dass sie ihren Zweck auch erreicht. Echte Kürassiere, in nicht zu grosser Anzahl, in erforderlicher Weise bewaffnet und mit Pferden montirt, werden die Unkosten immerhin werth sein.

Dritte Beilage.

Scharfschützen (Plastuny).

Während der kaukasischen Kriege begann bei uns eine besondere Art Infanterie, die im Kriege unersetzlich war, unter dem Namen „Plastuny“ (Scharfschützen) zu entstehen. Unserer Neigung zur Uniformität gemäss hat diese Art Scharfschützen keine selbständige Entwickelung erfahren. Sie tauchten zuerst an der Küste des schwarzen Meeres auf, wo die Nothwendigkeit die Niederungen und die Wälder vor den Schaaren der Bergvölker zu vertheidigen sie ins Leben rief. Der Feldmarschall Fürst Barjatinski, der damals noch Regimentscommandeur war, hatte ein ganz richtiges Verständniss für die Bedeutung dieser Art Leute und errichtete daher sofort ein solches Scharfschützen-Commando bei seinem Regiment. Seitdem haben solche Commandos sich im Kaukasus zu verbreiten angefangen und an einigen Orten sogar die Stärke halber Bataillone erreicht; sie waren jedoch nicht systematisch organisirt, sondern wurden nach Beendigung des Krieges in ihre Regimenter zurückgesandt und ihre Spur ist verweht, mit alleiniger Ausnahme des aus 80 Mann bestehenden Kabardaer Commandos. Der Name „Plastuny“ hat sich für die Infanteriecompagnien, welche bei den Kosakenregimentern des Kubanschen Heeres existiren, conservirt, aber auch weiter nichts als der Name blos. Diese Scharfschützen waren Jäger, welche, auf den kleinen Krieg abgerichtet, sich lautlos an Thier und Mensch heranschlichen und solche Hinterhalte legten, dass selbst die Bergvölker sie nicht erspähen konnten; zu zweien, zu dreien stahlen sie sich durch den Feind selbst wo er am dichtesten stand, holten aus den feindlichen Pikets Einzelne heraus u. s. w. Die Scharfschützen vom schwarzen Meer haben sich bei Sebastopol,

obgleich ihrer dort nur wenige waren, genug ausgezeichnet. Die Aufgabe solcher Scharfschützen in einem europäischen Kriege (wenn sie noch existiren würden) wäre die irregulaire Reiterei bei sehr coupirtem Terrain, auf dem sie nicht gut operiren kann, zu ersetzen. Man denke sich z. B. den italienischen Krieg von 1859 und den letzten böhmischen Krieg und man stelle sich vor, welcher unvergleichliche Vortheil sich auf der Seite ergeben hätte, welche einige solche Scharfschützen-Bataillone zur Disposition gehabt hätte. Diese beiden letzten Campagnen charakterisiren sich nämlich durch beständige Impromptus in Folge dessen, dass beide Seiten niemals Etwas von einander wussten; wäre von den Augen der einen der beiden die Binde gefallen, sie hätte eine unbegrenzte Herrschaft auf dem Kriegsschauplatz ausüben können. Das coupirte Terrain Italiens, sowie des Berggürtels, welcher Böhmen umgiebt, paralysirte die Recognoscirungen der Cavallerie (und was will endlich auch die Recognoscirung einer regulairen Cavallerie bedeuten?); einige Bataillone solcher Schützen wären die Augen gewesen, mit denen man im Dunkeln hätte sehen können. Unsere Kosaken, besonders aber die kaukasische Reiterei, könnten uns diesen Vorzug gewähren, jedoch nur nicht im Gebirge oder in von Kanälen durchzogenen und überschwemmten Ebenen, wie die oberitalienischen; wenn wir in solchen ungünstigen Gegenden die irregulaire Reiterei durch die erwähnten Scharfschützen, die Plastuny, ersetzen könnten, wir wären im Kriege wie ein Mensch, der seinen Gegner im Dunkeln mit einer Blendlaterne beschleicht. Die Entwickelung dieser Schützen war natürlich mehr eine persönliche als eine der Waffengattung eigenthümliche; wären aber diese Abtheilungen conservirt worden, so wären auch das Beispiel und die Unterweisungen der Alten und Erprobten, die Tradition und der Geist derselben, in erheblichem Grade als ein Sauerteig auf die Neuhinzukommenden übergegangen; entsprechende Ausbildung, häufige Jagden in den Wäldern, theilweise Delegationen nach Turkestan, wo gegenwärtig noch Schüsse fallen, hätten sie in der Uebung erhalten. Wie schwer es auch sein mag, solche Schützen müssen auf jeden Fall wieder geschaffen werden. Es ist nicht gerade des Schiessens wegen, dass wir diese Forderung stellen, denn man kann auch aus Rekruten gebildeten Soldaten gut zu schiessen beibringen; nicht beibringen kann man ihnen aber lautlos anzurücken, ungesehen vorüberzuschleichen und die

mannigfaltigen Schlauheiten des Jägers sich anzueignen; ebenso wenig kann man ihnen beibringen sich eines jeden Fusspfads, den sie einmal gegangen, zu erinnern, ohne Kahn über einen Fluss zu setzen, drei Tage in einer Höhle zu sitzen und regungslos auszuspähen, dann plötzlich über den Feind herzufallen u. s. w., worin eben die Natur dieser Scharfschützen bestand. Wenn man diese Leute in entsprechender Weise ausbildet, überall z. B., wo es nur irgend möglich ist, kaiserliche Schiessjagden aus ihnen formirt, so könnte man sie auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit bringen. Solange es noch nicht zu spät geworden, könnte man noch im Kaukasus die übrig gebliebenen Ueberreste dieser Scharfschützen unter den Soldaten, den Kosaken vom schwarzen Meere und den ehemaligen Tscherkessenflüchtlingen heraus finden und aus denselben neue Cadres für diese Truppengattung bilden. Dabei muss bemerkt werden, dass die besten solcher Scharfschützen, welche als Kundschafter und Boten in Feindesland dienten, niemals besonders zahlreich gewesen sind; und man bedarf ihrer auch gar nicht in grosser Anzahl. Wenn nur einige Compagnien echter Plastunys formirt werden, so würde das vollkommen genügen. Das natürliche Material für zehn solcher Compagnien würde bei uns unter den kaukasischen und sibirischen Jägern immer aufzutreiben sein; nothwendig ist es nur, dass ihnen für den Anfang erfahrene Officiere, welche schon im Kaukasus solche Scharfschützen commandirt haben, gegeben werden. Eine solche Scharfschützen-Compagnie würde freilich zwei- oder auch dreimal soviel kosten wie eine gewöhnliche Compagnie, weil tüchtige Jäger nicht für einen geringen Sold in den Dienst treten würden; dafür würde aber auch der Vortheil solcher Compagnien ein zehnfacher sein.

Vierte Beilage.

Die Bewaffnung und Bekleidung.

In unserer Bewaffnung, in der Adjustirung derselben und in der Equipirung der Truppen ist noch Vieles, was einer Vervollkommnung bedarf.

Ueber die Handfeuerwaffe genügt es zwei Bemerkungen zu machen. Man kann sich darin wohl auf die Specialisten und auf die Militaircomités verlassen, dass unser neues schnellschiessendes Gewehr zu den besten gehören wird. Die Flinte ist aber nicht nur eine Feuerwaffe, sondern auch eine kalte Waffe; in dieser Hinsicht verlangt sie ebenfalls, dass einige Bedingungen beobachtet werden, die den angeborenen Gebräuchen Derjenigen, für welche sie bestimmt ist, Rechnung tragen. Im Handgemenge pflegt der russische Soldat mehr mit dem Hahn des Gewehrs den Feind auf den Kopf zu schlagen, als mit dem Bajonett zu stechen; nur die erste Reihe empfängt den Feind mit dem Bajonett, die übrigen wenden zum grössten Theil das Gewehr sofort um. Dieser Gewohnheit des russischen Soldaten muss, wenn es irgend möglich ist, bei der Construction des Gewehrs Rechnung getragen werden; ausserdem muss bemerkt werden, dass der Kolben oder der Hahn, als kalte Waffe, bei der Einführung des Panzers eine positive Bedeutung erhalten würden. Einen Panzer, welcher eine Kugel abhält, kann man mit dem Bajonett nicht durchdringen (obgleich meiner Beobachtung nach eine scharfe Waffe, wie das Stilet, leichter als eine Kugel hineindringt); während ein starker Schlag auf den Kopf mit einer schweren Waffe den Menschen, trotz aller Panzer, zu Boden wirft.

Die zweite Bemerkung bezieht sich auf die Cavalleriepistole. Ob dieselbe bei anderen Völkern praktisch ist, weiss ich nicht;

für den russischen Soldaten taugt sie aber jedenfalls nichts. Das Pistolenschiessen ist eine äusserst subtile Sache; selbst von den Kosaken verstehen nur diejenigen mit der Pistole umzugehen, für welche sie eine angeborene nationale Waffe ist; und selbst auch diese gebrauchen die Pistole nicht anders als zum Schiessen à bout portant und sie ist sogar ohne Visir bei ihnen. Bei den donischen Kosaken ist die Pistole ganz ausser Gebrauch gekommen. In der Hand des gewöhnlichen Soldaten ist die Pistole aber, nach der Bemerkung sämmtlicher Kriegsofficiere, blos eine Art astronomischen Instruments. Die für den Cavalleristen praktische Schusswaffe ist, je nachdem er designirt ist zum Absitzen oder nicht, im ersteren Fall das gezogene Rohr, im letzteren der Karabiner; in keinem Fall jedoch die gegenwärtige Dragonerflinte, welche schwer und plump ist.

Die kalte Stichwaffe ist immer gut, nur muss sie aus gutem Stahl geschmiedet sein. Sämmtliche europäischen Hiebwaffen taugen aber alle ohne Ausnahme nichts. In Europa wird vortrefflicher Stahl hergestellt; der Qualität des Metalls nach ist die dortige Waffe, demnächst aber auch die unsrige befriedigend; die Europäer haben aber keine Idee weder von der Form, welche der Klinge zu geben ist, damit sie ordentlich schneiden könne, noch von der Fassung derselben, damit sie bequem und mit richtigem Schwerpunkt in der Hand liege, noch von dem Schleifen der Klinge. Eine leichte Klinge taugt nichts in der Hand des Europäers, denn man muss es verstehen mit ihr umzugehen; damit die Klinge aber ein genügendes Gewicht bekomme, geben ihr die europäischen Waffenschmiede eine Form, welche sie zum Gebrauch untauglich macht: sie schmieden sie dick und schmal, wodurch sie einem Stock ähnlich wird und wohl einen Striemen zurücklässt, aber nicht ins Fleisch schneidet. Es ist jedoch gerade das Gegentheil erforderlich: die Klinge muss durch ihre gehörige Breite ihr Gewicht erhalten, dabei aber zugleich möglichst dünn ausgeschmiedet werden und nur gerade so dick sein, dass sie sich beim Hieb nicht biegt. Dann taugt auch die europäische Art die Klingen zu schleifen nichts. Bei uns wird die Schneide auf dem Rad geschliffen und erhält die Gestalt eines sphärischen Dreieks mit concaven Seiten, wodurch die Schneide selbst immer stumpf zu sein pflegt. Für die Eigenschaft einer Schneide ist es durchaus nicht gerade erforderlich, dass sie ein sehr scharfes

Dreieck darstelle, sondern vielmehr, dass sie aus dem geraden Durchschnitt zweier Flächen ohne Abrundung bestehe. Ein abgebrochenes Stück Glas, dessen Kante einen rechten Winkel bildet, schneidet vortrefflich ins Fleisch, weil hier zwei Flächen gerade auf einander treffen und die Kante dadurch sehr scharf wird. Die beste Art ist die beiden Seiten unter einem Winkel von 30 bis 35 Grad gerade zu schleifen. Und zwar muss das bereits in der Gewehrfabrik geschehen, denn eine Schneide, welche, wie es bei uns geschieht, so stumpf aus der Fabrik geliefert wird, dass man auf ihr reiten könnte, kann nicht durch die eigenen Hülfsmittel des Regiments geschliffen werden; es kostet ohnehin nicht wenig Mühe selbst die fertige Schärfe der Schneide in der Fronte immer zu conserviren. Der Griff unserer kalten Waffe ist, ganz abgesehen von der um ihn herumgeschlungenen ledernen Degentroddel, zum Hieb höchst unpraktisch; der Knoten dieser Troddel ist zu dick, um ihn bequem zu umfassen, und der Säbel muss daher nur mit zwei oder drei Fingern gehalten werden, so dass ein kräftiger Hieb gar nicht geführt werden kann. Der allerbequemste Griff ist der des grusinischen Säbels, welcher mit Leder bezogen, ein wenig oval, an der Klinge breiter und nach oben zu etwas schmäler und gekrümmt ist. Die Degentroddel, eine dünne Lederschnur mit einer Schlinge, muss durch den Knauf des Griffs durchgezogen werden, um nicht für die Finger hinderlich zu sein. Die Scheide muss entschieden von Leder sein, wenn anders überhaupt eine Schneide vorhalten soll; Stahlscheiden sind eine Irrationalität, welche nur bei einer beständig stumpfen Waffe möglich ist. Der Säbel muss, damit er weder herumschlenkert noch incommodirt, bei dem Berittenen am Gürtel, bei dem Infanteristen über der Schulter hängen (die Art, wie die Infanterieofficiere gegenwärtig den Säbel am Gürtel tragen, ist äusserst unpraktisch deshalb, weil man bei jedem Schritt seine Last empfindet, was durchaus nicht der Fall sein muss). Der unter Berücksichtigung der vorerwähnten Bedingungen construirte Säbel würde dann freilich eine wirkliche Waffe sein. Im Allgemeinen würde es aber weit besser sein alle Säbel durch breite Pallasche zu ersetzen, denn der Säbel taugt nichts für die Hände der Europäer oder selbst der donischen Kosaken; man muss mit ihm umzugehen wissen, und er ist daher nur in den Händen solcher Leute an seinem Platz, die ihn zugleich mit der Tradition empfangen, wie die Bergvölker und

die Linienkosaken des Kaukasus. Die Krümmung des europäischen Säbels ist nichts weiter als eine falsche und unmotivirte Nachahmung; bei der eigentlichen, praktischen Krümmung muss der Hieb gewandt geführt werden, mit dem unteren Ende, damit dann das gebogene Ende seine Sache mache; diese Kunst kann jedoch nicht Soldaten und selbst nicht donischen Kosaken, den Männern der Pike und nicht des Säbels, gelehrt werden. Unser Cavallerist braucht eine Waffe, mit der er wie mit einem Beil einhauen kann, und die beste Schneide ist daher in den Händen der Russen ohne Zweifel ein breiter aber dünner Pallasch, 17 Werschok etwa lang und gegen $^7/_8$ Werschok breit*), von gehörigem Gewicht und mit einem grusinischen Griff. Mit einem solchen Pallasch kann man furchtbare Streiche führen und ausserdem verlangt derselbe gar keine besondere Gewandtheit in der Handhabung. Manchem werden diese Bemerkungen kleinlich erscheinen, die Tragweite solcher Kleinlichkeiten kann aber sehr bedeutend sein; erfährt der Cavallerist gleich beim ersten Scharmützel, dass der Gegner ihn mit einem Schlage sofort niedermacht, während er selbst ihm nur blaue Flecke beibringen kann, — mit welcher Courage wird er da zum zweiten Mal zur Attake gehen? Noch gegenwärtig giebt es bei uns Cavalleristen, welche vollkommen davon überzeugt sind, dass die hauptsächlichste, ja sogar die ausschliessliche Waffe des Reiters sein Pferd sei, welches den Gegner niederrennt; sie vergessen aber dabei, dass das Ross nicht von selbst läuft, dass es der Reiter ist, der dasselbe antreibt und zwar nur in dem Mass antreibt, in welchem er persönlich auf sich selbst vertraut. Wie könnte man überhaupt in einem solchen Fall, wie es der Krieg ist, irgend wobei Etwas versäumen, was die Wahrscheinlichkeit des Erfolges zu vergrössern geeignet wäre!

Unter unseren Cavalleristen giebt es viele Gegner der Pike; kriegstüchtige erfahrene Officiere sind jedoch zumeist anderer Ansicht. Die regulaire Fronte ist mit der Pike weit stärker als mit dem Schwert. Solange im nischninowgorodschen Dragonerregiment ein Lanciereseadron existirte, wurde diesem vor allen übrigen im Gefecht der Vorzug gegeben, und dieser Vorzug trat

---

*) 17 Werschok = $29^3/_4$ Zoll engl. oder 0,755 Meter und $^7/_8$ Werschok = $1^{17}/_{32}$ Zoll engl. oder 0,388 Decimeter.

Anm. d. Uebers.

in der That sehr bemerkbar hervor, obgleich in diesem Regiment alle Escadrons in sittlicher Hinsicht gleich vorzüglich waren. Schon deshalb muss der Pike der Vorzug gegeben werden, weil dem Reiter bei derselben durchaus nicht das Schwert entzogen wird, sondern derselbe vielmehr beide Waffen bei der Hand hat. Zu allen Zeiten bis in die letzten Jahrhunderte ist die Cavallerie, wenn sie als geschlossene Mauer auftrat, mit der Lanze bewaffnet gewesen; die Abwesenheit der Lanze bezeichnet überall die Einzelreiter, die Flankeurs, welche nicht in der Fronte operiren, wie die Mamluken, die Spahis, die Tscherkessen und andere. Man darf nicht vergessen, dass der Einzelreiter ausser dem Säbel immer noch eine Schusswaffe bei sich hatte: im Alterthum den Bogen, später das kurze gezogene Rohr oder den Karabiner; eine aus solchen Reitern bestehende Cavallerie unternahm niemals vom Fleck aus eine Attake, sondern bereitete sie durch für den Feind erschöpfende Einzelkämpfe erst vor; für sie wäre die Lanze nur eine Last und würde auch, wenn man keine Mauerfronte will, dem Zweck nicht entsprechen. Wo immer nur die natürliche Reiterei als Fronte auftrat, da hat sie sich auch immer mit der Lanze bewaffnet. Die Lanze der natürlichen Cavallerie hat übrigens keine Aehnlichkeit mit unserer in der Fronte üblichen Pike, denn die erstere ist weit länger, beinahe fünf Arschin lang.*) In jeder Sammlung alter Waffen kann man sehen, von welcher Länge die Lanze der Ritter gewesen; der donische wie der arabische Spiess ist von derselben Dimension. Bei der Formirung einer regulairen Cavallerie aus donischen Kosaken darf die Lanze natürlich nicht in Frage gestellt werden, denn sie ist ihre angestammte Waffe, gerade diejenige Waffe, durch welche sie stark sind. Der donischen Pike muss ihre gegenwärtige Gestalt gelassen, derselben aber eine etwas längere nadelförmige Spitze vom besten Bajonettstahl gegeben und dabei verlangt werden, dass sie dauerhaft am Schaft befestigt und nicht blos mit irgend einem Nägelchen angeschlagen sei.

Unser Faschinenmesser ist ebenfalls eine sehr schwache Waffe. In der Infanterie ist es für die Leute nur eine unnütze Last. Man frage nur Jeden, der einmal Soldat gewesen, ob das

*) D. i. gegen 12 Fuss engl. oder 3,555 Meter.

Anm. d. Uebers.

Faschinenmesser ihm irgend welchen Nutzen bringen kann. Es giebt indess ganze Klassen von Militairs, denen man keine andere Waffe ausser dem Faschinenmesser geben kann, wie die Fussartillerie und die nicht in der Fronte stehenden Militairs. Diese Leute, besonders die Artilleristen, müssen immerhin bewaffnet sein, nicht sowohl um einen Angriff zurückzuschlagen, sondern um sich selbst persönlich im Nothfall zu vertheidigen. Es giebt eine wunderbare kalte Waffe, die das Faschinenmesser an Grösse nicht übertrifft, wir meinen den grossen zweischneidigen lesghischen Dolch. Diese Waffe ist so furchtbar, dass der Angriff der Lesghier viel von seiner Kraft verloren hat, seit sie dieselbe, unter dem Einfluss der von der Tschetschnja ausgegangenen Sitte, gegen die Schaschka (den kaukasischen Säbel) vertauscht haben; am Anfang der Herrschaft des Müridismus haben sie, wie Augenzeugen berichten, mit ihren langen Dolchen so furchtbar eingehauen, dass es schwer gewesen ihnen zu widerstehen; wohin die Hiebe auch fielen, auf den Arm, auf die Flinte, auf den Kopf, Alles wurde durchgeschlagen. Unter der Aufsicht kaukasischer Meister können solche Dolche in jeder Gewehrfabrik angefertigt und durch sie die Faschinenmesser ersetzt werden.

Die Vereinigung verschiedener Waffen in ein und derselben Hand kommt nur hinsichtlich der Cavallerie in Frage. Die Infanterie braucht nichts weiter ausser dem Gewehr mit dem Bajonett, die Artillerie und die Nichtcombattanten brauchen nichts ausser dem Faschinenmesser (resp. lesghischen Dolch). Die Cavallerie kann jedoch, obgleich sie vorwiegend mit der kalten Waffe operirt, dennoch nicht ganz ohne Schusswaffe gelassen werden, wenn sie anders nicht jede Selbständigkeit einbüssen soll. Obgleich die Vereinigung der Lanze mit dem kurzen gezogenen Rohr, welches den Bogen der Alten ersetzt, allen Traditionen widerspricht (womit man es übrigens nicht leicht nehmen darf), so zwingt doch nichts desto weniger der gegenwärtige Stand der Militairwissenschaften eine solche Combination zuzulassen. Dreissig Jahre schon tragen die donischen Kosaken die Lanze, den Säbel und das gezogene Schiessgewehr und sind durch dieses Arsenal doch nicht überlastet: sie haben sich eben an ihre Bewaffnung gewöhnt und beim Militair ist die Gewohnheit die Hauptsache. Erforderlich ist es blos, dass die Feuerwaffe so leicht als möglich sei und, wie bei den Linienkosaken, so an der Schulter getragen

werde, dass man sie selbst beim Reiten nicht fühlt. Eine abgesessene Cavallerie wird nicht zum Choc gegen eine Colonne bestimmt, sondern zum Gewehrkampf; der einzelne Schütze ist aber mit dem gezogenen Rohr und mit dem Pallasch hinlänglich bewaffnet. Wissen wir es doch ganz genau, wie furchtbar die Schützen der Tschetschenzen waren, da sie das Bajonett mit der Schaschka vertauschten.

Wir sprechen von den donischen Kosaken wie von einer regulairen Cavallerie, welche systematisch in ihrem Fach ausgebildet wird. Die anderen natürlichen Kosaken verstehen aber nur diejenigen Waffen zu handhaben, mit denen sie geboren sind. Man muss beständig die ihnen geläufigen Begriffe im Auge behalten und darf ihnen ja nicht Etwas aufbürden, woran sie nicht gewöhnt sind. Das kurze gezogene Rohr ist jedem Kosaken nothwendig, ohne dasselbe ist er gar kein Krieger; dann aber theilen sich unsere irregulairen Regimenter in zwei Kategorien, in Säbel- und in Lanzenträger. Jeder von beiden ist dadurch, dass er seine Waffe zu handhaben weiss, stark und muss daher bei derselben auch belassen werden. Alle Lanzenträger unter unseren Kosaken sehen in dem Säbel nur eine ganz unnütze raffinirte Erfindung, nennen ihn blos Troddel (d. h. Degentroddel) und fühlen sich durch ihn belästigt. Nichts ist schädlicher, als den Reiter mit unnützen Waffen, die er nicht zu benutzen versteht, zu umhängen; solche Waffen machen ihn blos confus. Die Lanze und das gezogene Rohr sind die angeborene Waffe aller unserer irregulairen ausserkaukasischen Truppen. Die ihnen durch das Reglement gegebene Schaschka vertauscht man lieber gegen den Dolch; dieser belastet nicht und der Kosak würde durch ihn auch ausserhalb der Fronte bewaffnet sein, würde Etwas haben, womit er, zu Fuss und zu Ross, wenn es nöthig ist, sich vertheidigen könnte. Dadurch dass er immer gleich wissen würde, wornach er zu greifen hat, würde er das entschiedene Gefühl der Behendigkeit haben.

Die richtige Adjustirung der Waffen und der Ammunitionsgegenstände, die grösstmöglichste Leichtigkeit derselben und eine Kleidung, die dem Klima und den Gewohnheiten der Leute, aus denen die Armee gebildet wird, vollkommen entspricht, sind Dinge von hervorragender Wichtigkeit.

Ein daran gewöhnter Mensch kann eine nicht unbedeutende

Last mit sich tragen, jedoch nur unter der Voraussetzung, dass dieselbe vollkommen gleichmässig vertheilt ist und dass die sie unterstützenden Riemen ihn nirgend weder schneiden noch hindern. Ein Infanterist kann, sobald er nur an irgend einer Stelle wund gerieben ist, seine Bürde nicht mehr tragen und muss den folgenden Tag aus der Fronte heraus. Bei der Equipirung des Soldaten muss man vor Allem ausschliesslich im Auge haben, ihm jede mögliche Bequemlichkeit zu bieten und nur in dem Fall an seiner Montur Verzierungen zu lassen, wenn dieselben völlig harmlos sind und nicht auf Kosten von irgend etwas Wesentlichem hinzugefügt werden. Es giebt keine Armee, in welcher dieser Grundsatz nicht in der Theorie angenommen wäre, gleichzeitig giebt es aber auch keine Armee, in der er in der Praxis vollkommen durchgeführt wäre. Ein Mensch von mittlerer Kraft kann ohne Ermüdung eine Last von mehr als zwei Pud*), Alles mitgerechnet: Kleider, Fussbekleidung, Ranzen, Patrontasche, Gewehr und Proviant, nicht davontragen, wie bequem auch die Adjustirung sein mag. In dieser Bürde ist das ganze Haus des Soldaten enthalten, Alles, worüber er nach den allerschwersten Mühen zur Erholung und zum Schutz seines Körpers gegen die feindlichen Einflüsse der Elemente zu disponiren vermag. Mit Ausnahme des Gewehrs, des Proviants, der schweren Fussbekleidung des Soldaten (der, welche er an hat, und der, die er als Reserve haben muss), des Ranzenkörpers und der Riemenhalter ist in den wenigen übrigen Pfunden Alles enthalten, wessen der Mensch beim fortwährenden Herumwandern unterm freien Himmel physisch unumgänglich bedarf, wie Wäsche, Sommerkleidung, irgend ein warmes Kleid um nicht zu erfrieren, ein Mantel, der dazu nöthig ist um sich nicht auf die nackte Erde legen zu müssen und sich in ihn in stürmischer Nacht zu hüllen, irgend ein einigermassen weicher Gegenstand, um ihn beim Nachtlager unter den Kopf zu legen. Bleibt da wohl bei dem Soldatengepäck auch nur für ein Loth Raum übrig für irgend welche Allotria, zu irgend willkührlicher Verwendung? Kann man da wohl den Soldaten noch mit irgend welchen unnützen Anhängseln belasten? Kann man ihn da noch z. B. in Kriegszeiten einen überflüssigen Anzug für den Fall einer

---

*) 2 Pud russ. = 80 Pfund russ. = ca. 65½ Zollver.-Pfund = 32,76 Kilogramm. Anm. d. Uebers.

Parade mit sich schleppen lassen u. s. w.? Und endlich, kann man da wohl den Befehlshaber noch in irgend einer Beziehung für einen Militair überhaupt halten, welcher das Alles vergessend die Truppen vom Gesichtspunkt der äusseren Schönheit, d. h. also blos zur Befriedigung der eigenen Augen, ansieht?

Das ganze Calcul hinsichtlich der Kräfte der Armee, der Stärke der Mannschaft, die man auf das Schlachtfeld stellen kann, und der Schnelligkeit, mit der man sie dahin führen kann, ja fast das ganze Geheimniss des Krieges beruht, nächst den persönlichen Eigenschaften des Feldherrn nämlich, auf der richtigen Schätzung der Bedürfnisse und der Kräfte des Menschen. Wer nur je einen Feldzug mitgemacht, der weiss es aus eigener Erfahrung, von welcher Bedeutung es ist, ebenso für die Ausdauer auf dem Marsch, wie für die Tapferkeit im Gefecht, wenn man zur rechten Zeit ausschlafen kann, wenn man nicht über die Massen von Kälte zu leiden braucht oder gar zu arg durch die Hitze ermattet wird, wenn man nicht wund gerieben wird, sondern seine Glieder unter der Ammunition frei bewegen kann; von einem muthigen Menschen kann man Alles verlangen, auf kurze Zeit selbst die allerunglaublichsten Anstrengungen und Entbehrungen; von einem vor der Zeit erschöpften aber nur das, was die Herrschaft des Geistes über den Körper zu leisten vermag. In diesem letzteren Fall käme es darauf an die militairischen Combinationen auf die vorgängige Lösung psychologischer Fragen zu basiren. Vermöchte man aufzuzählen, wie viele Tausende in jedem Kriege die Hospitäler angefüllt, wie viele Verzögerungen die Kriegsoperationen erlitten haben, wie gross die Quantität derjenigen Soldaten gewesen, welche ohne Zweifel den Sieg gesichert hätten und nur in Folge der Sorge um die äussere Schönheit und Regelmässigkeit, in Folge müssiger Einfälle, die sich in Friedenszeiten in den Organismus der Truppen eingeschlichen, auf dem Schlachtfelde gefehlt haben, — man hätte Niemand mehr zu überzeugen nöthig, denn die nackten Zahlen würden überzeugend genug reden. Man kann es ohne Bedenken aussprechen, dass eine jede Sache, ausser den Waffen, die der Soldat, wenn er sich im Bivouac einrichtet, zu seiner Bequemlichkeit nicht gebrauchen kann, sondern, nachdem er sie den ganzen Tag über getragen, bei Seite legen muss, dem Heer im Laufe der Campagne einige Procente seiner Stärke kostet. Die Breite der Riemen, eine unnütze Last des Ranzens,

ein Tschako mit Blechbeschlägen oder eine Mütze, welche nicht zu gleicher Zeit als Kopfkissen dienen kann, allerlei sonstige unnütze Anhängsel, das an der Seite schlenkernde Faschinenmesser, die Anzahl der zum Ersticken zugeknöpften Knöpfe, die ordnungsmässige Frontehaltung auf dem Marsch, die Planirung der Bivouacs, das Verbot, dass der Soldat nicht irgend ein Säckchen, welches die Uniformität stören würde, am Gürtel tragen darf, alles Das und alles dem Aehnliche übersetzt sich endlich in Procente des Abgangs und der Entkräftung. Es unterliegt keinem Zweifel, dass diejenige Armee, deren Oberleitung ganz zuerst sich entschieden davon lossagt, sich durch solche Kindereien bestimmen zu lassen, sofort einen bedeutenden Vorzug vor den übrigen gewinnen würde.

Die Militairuniform war anfänglich überall die gewöhnliche Volkstracht, welche regimentsweise gleichförmig gemacht wurde. In Europa hat sie bis auf den heutigen Tag zum Theil diesen Charakter behalten; mit Ausnahme der Kopfbekleidung, die oft phantastische Formen annimmt, trägt jeder Arbeiter, wenn er sich des Sonntags ausputzt, einen Rock von demselben Schnitt wie der Soldat, nur ist er nicht so bunt; zwischen der Kleidung des einen und des anderen ist kein wesentlicher Unterschied. Die Volkstracht ist das Resultat tausendjähriger Erfahrung, der Reflex der klimatischen und aller übrigen localen Bedingungen. Ein aus der ganzen Welt zusammenberufenes Collegium von Medicinern wird niemals eine so bequeme und in einem so hohen Grade allen hygieinischen Bedingungen genügende Kleidung für eine gegebene Gegend erfinden, als wie sie von der Erfahrung der aufeinanderfolgenden Generationen allmälig zugeschnitten wird. Nur die höheren Klassen, welche vor den äusseren Einflüssen durch den Comfort geschützt sind, können ungestraft mit ihrem Costüm freies Spiel treiben; handelt es sich jedoch um den grossen Haufen, so kann die Vertauschung der Volkstracht mit einer fremdländischen, unter anderen Bedingungen hervorgegangenen Tracht nicht ohne schädlichen Einfluss auf die Gesundheit und demnächst auch auf die Tapferkeit der Leute bleiben. Ueberdies wird ja auch die Gewohnheit nicht umsonst die zweite Natur genannt. Für den gemeinen Mann repräsentirt das Anlegen eines fremdländischen Gewandes gewissermassen ein Aufgeben der eigenen Nationalität; oftmals wird sein sittliches Gefühl dadurch auf-

gebracht und regelmässig eine gewisse Stumpfheit hervorgerufen, ein bisweilen lange Zeit andauerndes Nichtverstehen alles Dessen, was mit ihm vorgeht. Man kann es sich gar nicht vorstellen, in welchem Grade durch dieses Wechseln des Rocks die Entwickelung des Rekruten bei uns aufgehalten wird. In ganz Europa ist die Militairuniform, mit Ausnahme der Farbe und des Besatzes, beinahe dieselbe; dafür sind aber auch die klimatischen Bedingungen dort überall fast dieselben und die Nationalcostüme der hauptsächlichsten europäischen Völker weichen, namentlich in den Städten, nur sehr wenig von einander ab. Das Klima Russlands unterscheidet sich dagegen wesentlich von dem mitteleuropäischen, und die russische Nationaltracht, die acht Monate im Jahre ein Pelz und immer weit, bequem und einfach, von dunkeler Farbe und ohne allen Flitterstaat ist, repräsentirt den vollkommensten Ausdruck der localen Bedingungen. Der Anzug der Russen für den Sommer, Winter und die dazwischen liegenden Zeiten, der Schafpelz unter dem Sipun (der nationale weite Bauerkittel), der Schafpelz allein, der Sipun allein und endlich das Hemd allein, je nach den Jahreszeiten, kann, wenn man die hygieinischen Bedingungen obenan stellt, durch nichts Anderes ersetzt werden.

Das Einführen der ausschliesslich aus Tuch angefertigten europäischen Militairkleidung, wie Waffenrock und Mantel, in die russische Armee war also offenbar ein Widerspruch gegen alle localen Bedingungen. Wenn die Strelitzen und die übrigen russischen Truppen der Vorzeit ihre Kleidung von der Natur erhalten hätten, so würde sie der Vorschlag, im Winter ohne Schafpelz nur im Tuchmantel zu gehen, meine ich, gerade ebenso verwundert haben, wie etwa die Proposition, im Sommer ganz nackt einen Marsch zu executiren. Wir können nicht umhin hierbei auf einen eigenthümlichen Zug in unserer Kriegsgeschichte hinzuweisen. Bis zu Peter dem Grossen haben die russischen Armeen zu ihren Operationen immer den Winter vorgezogen; sie fanden, dass die vortheilhafteste Zeit zum Einfall in feindliches Land die kalte Zeit sei, welche sie weit besser als der Feind zu ertragen wussten. Die vorpetrinische Epoche ist reich an Winterfeldzügen; dafür waren aber auch die russischen Truppen damals auf russisch angezogen. Nach Peter fangen die Wintercampagnen an höchst selten zu werden, denn zur Ausführung derselben hätte das Heer jedesmal von Neuem equipirt werden müssen. Die Nothwendigkeit

hat die kaukasischen Truppen gezwungen sich im Winter in Pelze zu kleiden, jedoch nicht auf Kosten des Staats, sondern auf eigene Rechnung, für den geringen Lohn, den der Soldat durch seine Privatarbeit zu erwerben vermag; damit zugleich wurde es aber auch nur möglich, während des schneidendsten Frostes Campagnen auszuführen, ohne welche der Kaukasus bis jetzt noch nicht unterworfen wäre. Und ebenso könnten wir in Europa, besonders im östlichen, mit ungeheurem Vortheil Winterfeldzüge ausführen; dazu ist es aber nöthig, dass der Russe beständig und nicht blos zufällig auf russisch angezogen sei.

Der kurze Schafpelz, sog. Halbpelz, macht während sieben bis acht Monaten im Jahre die Kleidung des Russen aus, ist also gewissermassen seine Hauptkleidung; nach ihm werden auch die übrigen Theile des Costüms angepasst. Der Kaftan (der nationale knopflose Rock des Russen) ist ein Kleid der Reichen, ohne das sich der grösste Theil des Volks behilft, indem er es durch den Sipun ersetzt, welcher wie der Kaftan bei kühlem Wetter und wie ein Mantel im Winter über dem Schafpelz getragen wird; daher ist denn unsere Volkskleidung immer weit und faltig und wird nicht geknöpft, sondern nur durch einen Gürtel gehalten; es ist, als wenn sich die weite Ausdehnung des russischen Landes in der offenen Weite des russischen Rocks abspiegelte. Kleidet man die Leute in den kurzen Schafpelz, so müssen demselben auch die übrigen Theile der Kleidung, dem Klima und den Gewohnheiten des Menschen entsprechend, angepasst werden und man hätte sogar für die äussere Schönheit dabei gevortheilt. Im Costüm spricht sich, ebenso wie die übrigen localen Bedingungen, auch das ästhetische Gefühl der Race aus; es entspricht mehr dem Typus und vervollständigt ihn besser als ein fremdländisches Costüm. Der dünne, in die Höhe gereckte und schmalwangige französische Soldat macht sich sehr gut im Käppi, Waffenrock und Stiefeletten; der vierschrötige Russe mit seinem breiten Gesicht erscheint dagegen in einem solchen Costüm ebenso missgestaltet, wie er in seiner weiten Volkstracht hübsch aussieht.

Man kann es sich, ohne es gesehen zu haben, gar nicht vorstellen, wie sehr das Anlegen der deutschen Kleider, der erste Eindruck, den der Rekrut im Dienst empfängt, den Menschen betäubt und ganz confus macht; wie schwer wird ihm allein schon die Knöpfe, die in der russischen Tracht unbekannt sind, knöpfen

zu lernen. Entrissen der Familie, bereits zu Hause eingeschüchtert durch allerlei Fabelhaftes, das ihm von dem ihm bevorstehenden Schicksal erzählt worden, verwirrt durch das Hinzuthun der Verwandten, die ihn nach alter Gewohnheit wie einen Todten beweinen, weiss der Rekrut ohnehin nicht, mit welchem Fuss er zuerst in die ihm unbekannte Welt treten soll; da wird ihm nun gleich der Bart geschoren und ein ausländisches Kleid angezogen, in welchem ihn selbst sein alter Hofhund nicht sogleich erkennt. Dem Rekruten erscheint es anfangs, als wenn er nicht nur seiner localen Heimath, sondern auch seiner Gesammtheimath, seinem Vaterlande entrückt würde; ihm scheint es, als wenn man ihn in irgend eine ganz fremde Welt einführt, in der er weder denken noch fühlen kann, wie er es gewohnt ist, in der er alle seine Begriffe auf die verkehrte Seite umzuwenden haben werde. Dieser Zustand dauert keine ganz kurze Zeit, bis er sich umgeschaut und begriffen hat, dass in der neuen Sphäre nur die Ausstattung fremdländisch, der Geist aber russisch und dass er noch immer zu Hause ist. Dieser verworrene Seelenzustand verzögert ungemein seine Entwickelung, was in Friedenszeiten nicht von so grosser Wichtigkeit ist, dagegen aber wohl in Kriegszeiten, wenn der Rekrut direct aus dem Dorf auf den Marsch gehen und kämpfen soll. Der im Jahre 1855 einberufenen Volksmiliz (Opoltschenie) wurde der peinliche Eindruck in eine ausländische Form umgeknetet zu werden erspart: russische Bauern nahmen die Flinte und machten sich auf den Marsch, wie sie waren, eben als Russen; in diesem Umstand wurzelte der Hauptgrund ihrer raschen Entwickelung und ihres vortrefflichen Geistes. Bei der für uns nothwendig gewordenen Abkürzung der activen Dienstzeit darf man dieses Moment nicht aus dem Auge verlieren. Als der Soldat noch 25 Jahre diente, als das Heer noch ein Staat im Staate war, gab es vielleicht einen Grund dasselbe auch selbst äusserlich abzusondern, gab es wenigstens eine Veranlassung solcher Meinung zu sein; bei einer Volksarmee mit kurzer Dienstzeit dagegen, wie wir sie jetzt brauchen, giebt es dazu weder einen Grund, noch eine Veranlassung. Der Rekrut muss so wenig als möglich verwirrt werden, er muss sich sofort in einen Soldaten verwandeln und sich in einer relativ kurzen Zeit vollständig entwickeln; das künstliche, geschraubte Umwandeln des Rekruten zum Soldaten ist gegenwärtig nicht mehr am Platz, und daher muss

jeder Umstand, der den Menschen am Anfang nur irgendwie verwirrt, sorgfältig beseitigt werden. Der Bauerbursche muss aus seinem Rekrutenbezirk zu dem aus diesem Bezirk hervorgegangenen Regiment in den Dienst gehen wie zum Besuch von Verwandten und wieder nach Hause zurückkehren als derselbe, wie man ihn gekannt hat, nur entwickelter, nicht aber in irgend einer Hinsicht entstellt oder gar ganz umgewandelt. Nur dann allein wird sich das Volksheer in seiner ganzen Fülle entwickeln und zwar ohne allen Zwang, und Russland wird, wenn es nöthig ist, ebenso viele freiwillig und gern in den Dienst tretende Soldaten haben, wie viel es waffenfähige Leute zählt. Das Aeussere gilt in solchen Dingen nicht wenig. Es hat eine Zeit gegeben, wo das deutsche Kleid bei uns sowohl in der Gesellschaft, wie im Heer seine Bedeutung hatte: es war das äussere Aushängeschild der Frage, ob Russland ein moskowitisches Zarthum oder ein russisches Reich sein soll? Diese Frage ist jetzt erledigt. Wir können wieder Russen sein, selbst hinsichlich der Kleidung der Truppen den wesentlichen klimatischen Bedingungen entsprechend, ohne darum eine Rückkehr zum alten Glauben befürchten zu müssen.

Die Equipirung des Soldaten muss sich von der Volkstracht, welche die Erfahrung von Jahrhunderten geschaffen hat, nicht scharf unterscheiden, wenn sie anders den localen Erfordernissen entsprechen soll; sonst wird sie weder sittlich noch materiell den Bedürfnissen des Menschen, für den sie angefertigt wird, genügen. Gut ist diejenige Equipirung, welche zweien Bedingungen entspricht: erstens, wenn sie alles Nothwendige und nichts Ueberflüssiges, selbst nicht für ein halbes Loth, enthält, weil sie gleichzeitig das Leben des Menschen vor den Elementen beschützt und von demselben selbst getragen wird; zweitens, wenn sie den Gewohnheiten des Menschen entspricht. Der Unterhalt des Soldaten entspricht überall der Lebensweise des gemeinen Mannes von mittleren Verhältnissen, der weder reich noch arm ist. Die Kleidung eines solchen gemeinen Mannes besteht, ausser der Wäsche, in einem kurzen Schafpelz, in dem Sipun, in einem Gürtel, in Winter- und Sommerhosen, in Fausthandschuhen und in einer Mütze mit Ohrenklappen. Mehr braucht auch der Soldat nicht. An dieser Kleidung können alle erforderlichen Abzeichen und Besätze, je nach der Truppengattung und nach den Regimentern angebracht werden. Der kurze Schafpelz, der acht

Monate im Jahr getragen wird, bildet den Hauptbestandtheil der Kleidung. Ausser in den Sommermonaten müsste der Soldat auch in der Fronte den Pelz tragen; hierzu könnte er mit den erforderlichen Abzeichen besetzt werden. Einige Compagnien von den Kabardaern hatten sich einmal gegerbte kurze Schafpelze, die compagnieweise verschieden verziert waren, anfertigen lassen; es lässt sich gar nicht beschreiben, wie sie in diesen Schafpelzen männlich schön aussahen; ein militairisches Auge konnte sich in der That an ihnen ergötzen. Der Sipun könnte je nach den Waffengattungen farbig, natürlich nicht grell, sein und lang wie ein Mantel, jedoch mit aufzuknöpfendem Schoss, um bei kühlem Wetter, nicht aber beim Frost, den Kaftan zu ersetzen; ein Gürtel und weite Beinkleider in den Stiefeln vollenden das Costüm. Die hohen kaukasischen Stiefel sind nicht unpraktisch, sie sind nur gar zu schwer. Durch eine Pfütze kann man mit jedem Stiefel gehen, und wenn ein Bach zu durchwaten ist, so ziehen die Soldaten ihre hohen Stiefel doch immer ebenso aus wie die niedrigen; dabei giebt es übrigens mit den ersteren noch weit mehr Plackerei. Anstatt besonderer Fechthemden wäre es weit besser der Armee überhaupt nur farbige Wäsche aus bunter Glanzleinwand von der Farbe des Sipun und des Besatzes an dem Schafpelz zu geben. Der Soldat ist auf dem Marsch nicht im Stande häufig die Wäsche zu wechseln und weisse Wäsche übt, wenn sie schmutzig ist, auf jeden Menschen, selbst auf den rohen, einen unangenehmen Einfluss; wenn der Soldat sich auf eigene Rechnung Hemden anschafft, so lässt er sich immer farbige machen. Eine Fronte in bunten Hemden, die je nach den Regimentern glatt oder gestreift sein könnten, würde sich im Sommer sehr hübsch machen. Das Käppi taugt nichts, erstens weil es das russische Gesicht entschieden verunstaltet, und zweitens, und das ist weit wichtiger, weil eine jede Sache bei dem spärlichen Besitz des Soldaten nach Möglichkeit auch zu seiner Bequemlichkeit dienen muss; beim Nachtlager muss er sich seine Mütze unters Ohr legen können, und sie muss daher weich sein und geknüllt werden können. Die beste Mütze für unseren Soldaten wäre eine niedrige bis zur Schläfe hinunter reichende Filzmütze mit einer Krempe, die man herauf und herunterbiegen kann, wie sie unter dem Namen der swenigorodschen Mütze in einigen nördlichen Gouvernements vom Volk getragen wird. Diese

Mütze sitzt fest auf dem Kopf und schützt, wenn die Krempe heruntergelassen ist, die Augen des Schützen vor den Sonnenstrahlen; sie wird nicht durchnässt, sie kann als Kopfkissen dienen, sie ist leicht und ungemein hübsch und umrahmt kühn das russische Gesicht; als Abzeichen könnte man ja irgend eine Schnur an derselben anbringen. Wird sie bei den Panzerträgern während des Gefechts durch das Defensivcapuchon ersetzt, so kann sie einfach in die Tasche gesteckt werden. Der Baschlik ist eine vorzügliche Neuerung, welche natürlich beibehalten werden muss. In einem so kalten Lande wie das unsrige ist, müssen für den Winter Fausthandschuhe oder andere warme Handschuhe geliefert werden. Hierin wäre die ganze Ausstattung des Soldaten enthalten, die ebenso praktisch und dem Klima, wie den Gewohnheiten des gemeinen Mannes entsprechend, als hübsch und billig sein würde, jedenfalls nicht theuerer als die gegenwärtige, weil der kurze Schafpelz den Waffenrock unnütz macht, den man dann gar nicht nöthig hat; bei kühlem Wetter, nur nicht bei strenger Kälte, würden die Leute den Sipun tragen, dessen Schoss bis über die Knie hinaufgeknöpft wäre. Abgesehen von der Oekonomie dürfte der Soldat bei dieser Kleidung nicht noch ausserdem mit dem Waffenrock belastet werden, weil er ihn nur zum Zweck irgend einer Parade im Ranzen zu tragen hätte; bei der Bürde des Soldaten ist jedoch jedes überflüssige, nicht geradezu nothwendige Loth positiv nur vom Uebel.

Der Ranzen muss so leicht als möglich sein; für die Schultern des Menschen ist auch schon das, was in denselben hineingethan wird, ganz genug. Beinahe das beste Material zum Ranzen dürfte die gewalkte, wasserdichte Leinwand, doppelt genommen, sein, welche vor einigen Jahren, wenn wir nicht irren, von einem Herrn Maslow auf der Moskauer Ausstellung exponirt war; diese Leinwand ist leicht und dauerhaft. Man hat gegenwärtig mit der erforderlichen Aufmerksamkeit darauf Bedacht gehabt, wie dem Soldaten auf die bequemste Art seine Bürde zu adjustiren sei; in dieser Hinsicht kann man jedoch noch immer eine allgemeine Bemerkung machen, mit welcher alle erfahrenen Officiere übereinstimmen werden. Es ist nicht möglich eine gleichartige, uniforme Adjustirung des Infanteriegepäcks ausfindig zu machen, welche wirklich bequem wäre, so dass dasselbe immer auf Riemen, oder auf Stahlhaken oder gleichviel anderswie getragen werde. Einen

Menschen, der einen langen Marsch ausführt, ermüdet nicht sowohl diese oder jene Art der Gepäckadjustirung, als vielmehr die gleichförmige Lage der Last, welche beständig auf ein und dieselben Theile des Körpers drückt; nicht irgend eine verbesserte Adjustirung kann ihm Erleichterung schaffen, sondern die Möglichkeit der Last eine abwechselnd verschiedene Lage zu geben, die Möglichkeit sie bald auf der einen Schulter, bald auf der anderen, bald auf beiden zugleich, ja selbst auf der Brust zu tragen, indem er abwechselnd diejenigen Theile des Körpers, welche als Stützpunkt gedient haben, der Reihe nach sich erholen lässt. Die kaukasischen Soldaten haben, solange sie anstatt des Ranzens einen Sack hatten, den sie in jeder beliebigen Lage trugen, ihre (bisweilen geradezu fabelhaften) Märsche weit leichter ausgeführt; über den seitdem eingeführten Ranzen hat der ganze Kaukasus einstimmig geklagt, weil er beschwerlich sei. Viele werden vielleicht finden, dass ein verschiedenartiges Ranzentragen die äussere Schönheit der Fronte beeinträchtigen würde. Eine solche Art des Tragens ist aber für den Marsch erforderlich, und nicht für die Revue, wo die Leute sich adjustiren mögen, wie man es haben will; bequemes Riemenzeug, das niemals durchreibt, muss nicht breit, aber weich und möglichst leicht sein; ebenso auch das Riemenzeug des Pferdegeschirrs. Wir haben bei uns zu Hause zu jedem Riemenzeug ein unvergleichliches Material in den kabardaer Riemen, welche dauerhaft, leicht und weich wie Seide sind. Wenn ich nicht irre, so hat man auch schon einmal ausländische Meister nach Russland verschrieben, um dieses Leder zu bearbeiten, und ich weiss nicht, weshalb die Sache wieder ins Stocken gerathen ist. Die kabardaer Riemen übertreffen, wenn sie gut bearbeitet sind, sowohl die Stahlhaken, als auch jedes europäische Riemenzeug und Pferdegeschirr.

Ein gut ausgerüsteter russischer Soldat ist ebenso der erste Fussgänger, wie der erste Soldat im Handgemenge. Er ist nicht leicht genug um, wie der Franzose, stundenlang laufen zu können, aber stärker und ausdauernder und wird den letzteren bei langen Märschen immer ausstechen. Unser Soldat muss nur seinen angeborenen Eigenschaften und Gewohnheiten gemäss ebenso vollkommen ausgerüstet sein: Alles Nothwendige und nicht für ein Loth Ueberflüssiges, Alles für die Sache und nichts zum Luxus.

Anhang.

Eine wichtige militairische Bemerkung, im Fall sie sich nicht als fruchtlos ergiebt.

(Ein in der russischen „St. Petersburger Börsenzeitung“ Nr. 2 vom 2. (14.) Januar 1870 veröffentlichter Artikel des Generals Rostislaw Fadejew.)

Die Mehrzahl der Leser erinnert sich vermuthlich des Schicksals, welches die der russischen Regierung vor dem Krimkrieg gemachte Proposition Minié's (des bekannten Erfinders der praktischen gezogenen Gewehre) erfahren. Die Proposition wurde nicht angenommen und Minié verkaufte in Folge dessen seine Erfindung an die Franzosen, in deren Händen sie eines der Hauptmittel zum Siege über uns wurde. Gegenwärtig droht die alte Geschichte von den Miniégewehren sich in einer neuen, noch weit gefährlicheren Gestalt zu wiederholen.

Die Leipziger Zeitschrift „Deutsche Blätter“ hat kürzlich in ihrer Nr. 45 (vom 4. November 1869) folgende Nachricht gebracht:

„Der Panzer der Zukunft. — Ein Italiener, Namens Muratori, hat dem Kaiser Napoleon das Geheimniss einer von ihm erfundenen Composition verkauft, welche den Träger hieb- und stichfest macht und darum die ganze Lebensarbeit Dreyse's, Snider's, Chassepot's u. s. w. in die Rumpelkammer wirft. Der neue Panzer besteht aus Filz und ist für jeden Schuss undurchdringlich. Das Material ist Wolle, welche mit verschiedenen anderen Ingredienzen in flüssigen Zustand gebracht und von mächtigen Maschinen geknetet, alsdann erhitzt und schliesslich abgekühlt wird, bis es zu einer Art Macadam sich verhärtet (?). Man weiss kaum, soll man sagen: schade, dass das viele Geld für Chassepots, Zündnadeln, Breechloaders und andere Schiess,- Hau- und Stichgewehre ausgegeben worden, oder soll man sich freuen,

20*

dass es der Wissenschaft gelungen, alle diese Zerstörungswerkzeuge wirkungslos und überflüssig zu machen."*)

Diese Nachricht ist unklar und nicht genau, in der Hauptsache jedoch richtig. Die vor drei Jahren von mir angeregte Frage wegen eines Panzers, der eine bedeutende militairische Vervollkommnung wäre, ist in Europa, wie ich auch nicht anders erwartet habe, keineswegs ad acta gelegt worden. Da ich mich bereits lange mit dieser Idee beschäftigt und jede Verwirklichung derselben aufmerksam verfolgt habe, so bin ich im Stande ziemlich genaue Angaben über den Panzer, welcher die Aufmerksamkeit vieler ausländischen Regierungen auf sich zu lenken beginnt, mitzutheilen.

Soviel mir bekannt, wird der Panzer nicht aus einer Wollenmasse verfertigt, welche mit anderen Ingredienzen in flüssigen Zustand gebracht und von Pressen zusammengedrückt wird, sondern einfach aus Wolle, welche vermittelst überaus dichter und starker Kämme auf eine bestimmte Art zusammengeköpert wird; so ist wenigstens der beste von diesen Panzern, der von dem Grafen Litta Biumi erfunden worden, angefertigt. Der von Muratori erfundene und zuerst in Mailand hergestellte Panzer wurde der Regierung vorgestellt und einer Militaircommission, anfangs in Mailand und später in Florenz, zur Prüfung übergeben; zugleich erhielt Muratori von der Regierung eine Unterstützung von 25,000 Franken. Die Versuche der italienischen Commission währten geraume Zeit. Ihr war die Frage gestellt worden, ob der neue Panzer sofort für die ganze Armee angenommen werden könne? — Eine offenbar falsche Fragestellung, denn keine

---

*) Der Verfasser hat den Eingang dieser Notiz aus den „Deutschen Blättern" etwas verändert und den Schlusssatz weggelassen. Im Originaltext heisst es nämlich zuerst: „Ein Italiener, Namens Muratori, soll, nach einem österreichischen Blatte, dem Kaiser Napoleon das Geheimniss einer von ihm erfundenen Composition verkauft haben" u. s. w. Und zum Schluss: „Doch Spass bei Seite, die Erfahrung lehrt uns, dass bis jetzt noch kein Palliativ gegen Schuss und Hieb erfunden ist. Wenn man selbst dem Eindringen des Eisens und der Kugel widerstehen könnte, würden die durch den Stoss verursachten Erschütterungen im Innern viel schmerzhafter und tödlicher wirken, als eine Verwundung mit blanker Waffe und scharfem Schuss."

Anm. d. Uebers.

einzige Erfindung kann, besonders gleich anfangs, noch ehe sie sich durch positive Versuche bewährt hat, ohne weiteres angenommen werden. Man hat mir gesagt, dass, wenn die Einführung des Panzers für einen kleinen Theil der Armee, etwa für irgend welche Elitetruppen beabsichtigt worden wäre, die Commission, selbst bei der offenbaren Unvollkommenheit des Muratori'schen Panzers, nicht gezögert hätte zustimmend zu antworten: denn selbst bei aller Unvollkommenheit wäre er doch immerhin ein bedeutender Vorzug gewesen. Die Commission trug aber, wie nicht anders zu erwarten stand, Bedenken den Panzer mit einem Mal für die ganze Armee einzuführen und die Frage ist somit bis auf den heutigen Tag in Italien unentschieden geblieben. Der Schluss, zu dem ich in meinem Buch „Die Streitkräfte Russlands“ gekommen bin, stimmt, obgleich er weit früher ausgesprochen worden, vollkommen überein mit dem Gutachten der italienischen Commission. Ich habe geschrieben:*)

„Mit der Zeit kann vielleicht ein grosser Theil der Armee mit dem Panzer bekleidet sein; mittlerweile werden aber erst blos Elitetruppen gepanzert sein können. Ausser der Garde haben wir keine anderen Elitetruppen. . . . . . Es lässt sich wohl annehmen, dass die Anwendung des Panzers, wenn er einmal eingeführt worden, immer weitere Ausdehnung erfahren werde; in diesem Fall würde man dann bei jedem Infanterieregiment eine gepanzerte Compagnie formiren und diese Compagnien je nach Bedürfniss mit einander vereinigen können. Doch das bleibt der Zukunft vorbehalten.“

Nach dem unbestimmten Bescheid der italienischen Commission wurde Muratori von der englischen Regierung eingeladen und beschäftigte sich in London mit der Herstellung seiner Panzer für Menschen (sowie solcher in grösseren Dimensionen als Schiffspanzer). Im Anfang des Jahres 1869 wandte sich die französische Militairverwaltung, welche jeder Neuerung gegenüber, die die Wahrscheinlichkeit des Sieges vergrössern könnte, so aufmerksam ist, ebenfalls an Muratori; dieser konnte aber, gebunden durch seinen Vertrag mit dem englischen Ministerium, die Einladung nicht annehmen, in Folge dessen die französische Regierung einen

---

*) Seite 273 dieser Uebersetzung.

Anm. d. Uebers.

anderen Erfinder, Namens Bernieri, welcher wahrscheinlich blos eine von Muratori vorgeschobene Person ist, berief; wenigstens sind die von beiden hergestellten Panzer, soviel mir bekannt ist, vollkommen gleich. Die Nachricht von dieser letzteren Vereinbarung mit Bernieri ist also wahrscheinlich an das leipziger Blatt gelangt.

In der ersten Beilage zu meiner Schrift „Die Streitkräfte Russlands" habe ich den von mir bereits vor langer Zeit versuchten schussfesten Filzpanzer genau beschrieben und der Folgen Erwähnung gethan, welche diese Erfindung früher oder später in der Kriegswissenschaft werde haben müssen. Dieser Panzer war leicht genug, namentlich im Vergleich zum Stahlkürass, und in der That schussfest, indem er nicht blos vor Wunden, sondern sogar vor Contusionen schützte. In meiner Gegenwart ist auf Thiere und darauf auch auf Menschen, welche mit diesem Panzer bekleidet waren, ohne irgend welchen Nachtheil für sie geschossen worden; ich habe sogar an mir selbst Versuche angestellt; der Anprall einer Pistolenkugel war wie ein starker Stoss mit dem Zeigefinger auf dem Körper fühlbar, — mehr nicht. Ueberzeugt von der Wirksamkeit des Panzers konnte ich weder an der Wichtigkeit der Erfindung für den Krieg, noch an dem vernichtenden Uebergewicht, welches er derjenigen Seite, die ihn zuerst anlegen würde, verleihen dürfte, zweifeln. Für Jeden, der auch nur ein Mal im Leben ein ernstliches Gefecht gesehen, kann das keinem Zweifel mehr unterliegen. In meiner Schrift habe ich gesagt*):

„Jetzt, da der Panzer schon einmal zur Sprache gebracht und es zweifellos ist, dass ein genügend leichter schussfester Panzer hergestellt werden kann, kann man dessen ganz sicher sein, dass, wenn nicht heute, so doch morgen gewiss auf einem der europäischen Schlachtfelder plötzlich von irgend einer Seite gepanzerte Regimenter auftauchen werden; für die entgegenstehende Seite wird ein solches Gefecht dann den Ausgang von Königgrätz haben und vielleicht einen noch viel schlimmeren, denn die durch die Unverwundbarkeit des Feindes hervorgerufene Panique würde natürlich viel stärker sein als der Schreck über die

---

*) Seite 269 dieser Uebersetzung.

Anm. d. Uebers.

Geschwindigkeit seines Feuers. Es ist viel besser in diesem Fall die in Erstaunen setzende Seite zu sein als die in Erstaunen gesetzte."

Der „Wojenny Sbornik"*) (Januar 1868) antwortete mir mit dem Rath, die Taktik des Herrn Dragomirow**) genauer durchzulesen, um mich über die Bedingungen zum Erfolg einer Attake, die angeblich durch den Panzer verzögert werde, zu informiren. Ein solcher Rath schmeckte in so hohem Grade nach der Schulbank, über welche der Mann nicht hinaus gekommen, gleichviel ob er sie längst oder unlängst verlassen, dass es offenbar fruchtlos erschien die Conversation mit dem ehrenwerthen Recensenten fortzusetzen.

Nachdem ich erst selbst überzeugende Versuche angestellt hatte, verfolgte mich der Gedanke an den Panzer unablässig. Den entschiedenen Umschwung, welcher von der Einführung des Panzers im Kriege zu erwarten stand, sowie den erschütternden Eindruck, welcher durch das erste unverwundbare Regiment, das auf dem Schlachtfelde erscheinen würde, hervorgebracht werden würde, und die Wichtigkeit dieser Erfindung gerade für uns, wegen der Grundeigenschaften unserer Armee, sah ich deutlich voraus. Der irländische Panzer, mit dem ich in den vierziger Jahren Versuche angestellt hatte und der zu seiner Zeit nicht genug bemerkt worden, war indess bereits vergessen und es erwies sich als unmöglich ein Exemplar desselben zu beschaffen. Plötzlich erschien im Jahre 1866 in den Zeitungen die Nachricht von dem neuen Panzer Muratori's. Dieser Panzer wog, wie die Zeitungen berichteten, sieben Mal weniger als eine Eisenplatte, welche dieselbe Widerstandskraft einer Kugel entgegensetzte. Da ich die neue Erfindung noch nicht kannte, aus Erfahrung aber wohl wusste, dass sie allerdings möglich sei, so bat ich damals einen bekannten Officier, der gerade nach Italien reiste, wenn es irgend möglich wäre mir einen solchen Panzer zu verschaffen. Die Person, an

*) „Militairische Revue", ein vom Kriegsministerium herausgegebenes Journal. Vergl. Anm. auf S. 216. Anm. d. Uebers.

**) Bekannt durch sein Werk: „Abriss des österreichisch-preussischen Krieges im Jahre 1866 von M. Dragomirow, Oberst im Kaiserl. Russ. Generalstabe und Professor an der Nikolaus-Militair-Akademie." Vom Verfasser autorisirte deutsche Uebersetzung. Berlin, Verlag von H. Bach, 1868. Anm. d. Uebers.



welche ich mich gewandt hatte, interessirte sich selbst für die Sache und es gelang ihr meine Bitte zu erfüllen, sie bekam jedoch einen Panzer von einer neuen Erfindung des Grafen Litta Biumi, von der ich bis dahin noch nichts gehört hatte. Dieser Panzer (welcher, wie man sagt, den Muratori's übertraf, obgleich er weit hinter dem früheren irländischen zurückstand) ist ein Brustharnisch von Filz, wiegt 5 Pfund, ist zum Schutz gegen Pistolenkugeln gemacht und hält auf jede Distance die Kugel des stärksten Colt-schen Revolvers, auch ohne dass eine Contusion verursacht wird, sowie den Hieb einer jeden kalten Waffe auf; dem gezogenen Infanteriegewehr gegenüber hält er jedoch nicht Stand. Ist aber erst einmal ein Gewebe erfunden, welches vor einem starken Revolverschuss schützt, ohne dass eine Contusion verursacht wird, so kann doch offenbar ebenso gut ohne Zweifel auch ein Gewebe hergestellt werden, welches vor einem Flintenschuss schützt; der Unterschied besteht dabei doch lediglich in der Dicke und in dem Gewicht, deren Feststellung weiteren Versuchen vorbehalten bleibt. Der Brustharnisch Litta Biumi's ist, wie ich gehört habe, bei uns auch der Regierung vorgestellt worden und es war sogar, wie man sagt, von dem gelehrten Comité derjenigen Person, welche in dem Besitz dieses Panzers war, die Weisung zugegangen, dass sie bereit sein möge denselben auf Verlangen vorzuweisen; — das war am Anfang 1869 geschehen, — einen weiteren Fortgang hat die Sache jedoch nicht gehabt. Gegenwärtig wäre es aber wohl nicht mehr an der Zeit mit dem Panzer, dessen hier erwähnt worden, Versuche anzustellen, da in der Herstellung der Panzer im Laufe des Jahres 1869 bedeutende Fortschritte gemacht worden sind.

Man hat mir über die neuen Vervollkommnungen des Panzers Litta Biumi's Mittheilungen gemacht. Der Erfinder selbst schreibt:

„Nach vielen öffentlich angestellten Versuchen bin ich im Stande Panzer nach einem neuen System zu liefern, welche die Kugeln der heutigen Hinterladungsgewehre mit dem grössten Erfolg abhalten, was der Panzer Muratori's nicht in einem solchen Grade erreicht hat, welcher aus diesem Grunde auch noch von keiner einzigen Regierung allendlich angenommen worden ist. Ich fertige zwei Arten von Panzern an: die einen sind leicht, wiegen nur $1/2$ Kilogramm ($1 1/4$ Pfund) und schützen gegen jede verborgene Waffe, Pistolen, Revolver u. dergl., sowie ohne Ausnahme

gegen eine jede kalte Waffe, wie Bajonette, Lanzen, Säbel, Messer. Man kann einen solchen leichten Panzer in einem Nu anlegen und ihn, ohne dass er im mindesten die Bewegungen behindert, unter den Kleidern tragen. Die bewaffnete Polizei würde z. B. durch ihn vor einem jeden Verbrecherattentat vollkommen geschützt sein. Die andere Art sind schwerere und compactere Panzer von einem Gewicht von $1\frac{1}{2}$ Kilogramm ($3\frac{3}{4}$ Pfund) und halten in einer Distance von 200 Meter (280 Schritt) die Kugel der gewöhnlichen Infanterieflinte auf, ohne dass an dem Punkt, auf welchen die Kugel trifft, auch nur die mindeste Contusion verursacht wird. Der Panzer von diesem Gewicht besteht für den Infanteristen aus zwei Theilen und bedeckt die Brust und den Leib des Soldaten. Die Panzer sind durch ihre Composition vor Motten sicher und wasserdicht, so dass sie so lange man will in den Magazinen liegen können.“

Es muss bemerkt werden, dass ein Panzer, der in keiner näheren Distance als 280 Schritt eine Flintenkugel abhält, noch nicht ganz befriedigend ist, weil gerade auf dieser Distance das allervernichtendste Feuer anfängt. Aber abgesehen davon, dass der Panzer aus einem Material, welches sich mehr als Wolle dazu eignet, hergestellt werden und dem entsprechend auch eine grössere Widerstandsfähigkeit haben müsste, worauf ich weiter unten zurückkommen werde, könnte selbst bei einem wollenen Panzer das Gewicht von $3\frac{1}{2}$ Pfund bedeutend vermehrt werden, ohne den Soldaten damit allzu sehr zu überlasten; es dürfte vielleicht alle Hoffnung vorhanden sein, einen bequem zu tragenden, vollkommen schussfesten Panzer, der nicht mehr als 10 Pfund und möglicher Weise auch sogar noch weniger wiegt, herzustellen.

Graf Litta Biumi fügt hinzu, dass er, nachdem er seinen Panzer nach Russland geschickt und erfahren habe, dass derselbe der Militairobrigkeit vorgelegt worden, fast ein Jahr auf Antwort gewartet und während dieser Zeit Propositionen von anderen Seiten abgelehnt habe, dass er aber endlich genöthigt sein werde dieselben anzunehmen.

Ausser den drei genannten Erfindern beschäftigt sich auch noch ein Russe, ein verabschiedeter Marineofficier, mit der Anfertigung solcher Panzer. Vor einem Jahr etwa hat er vor einer hochgestellten Person die allerbefriedigendsten Versuche angestellt, seine Erfindung jedoch nich officiell vorgelegt.

Meinerseits sage ich wie Graf Litta: nul n'est tenu à l'impossible. Indess, da ich zum letzten Mal auf den Panzer zu sprechen gekommen bin, so muss ich hier auch die Gründe anführen, welche mich veranlasst haben, die Idee desselben so lange und beharrlich mit mir herum zu tragen.

Die zerstörende Wirkung der neuen Feuerwaffe muss unvermeidlich ebenso in der Armee ein Gegenmittel hervorrufen, wie sie es bereits bei der Flotte gethan hat.

In wie weit der Mensch überhaupt einer Ueberzeugung fähig ist, so sehr bin ich davon überzeugt, erstens dass ein schussfester Panzer möglich ist, weil ich selbst in einem solchen der Kugel gegenüber gestanden habe, und zweitens, dass diejenige Armee, welche zuerst eine Reserve von gepanzerten Truppen aufs Schlachtfeld führt, jeden Gegner vernichten würde.

Den letzten Schluss gründe ich ebenso sehr auf den materiellen, wie auf den moralischen Einfluss, den ein schussfester Panzer im Kriege hervorbringen muss. Es ist offenbar, dass ein an den edelsten Theilen unverwundbarer Mensch sowohl im Feuer wie im Handgemenge einen bedrohlichen Vorzug vor einem Verwundbaren hat. Noch wichtiger ist aber der moralische Einfluss. Ich weiss es aus der Kriegsgeschichte und habe es factisch viele Mal gesehen, dass ein jeder am Feinde anerkannte Vorzug auf den Anderen sofort als ein entsprechendes Misstrauen gegen sich selbst reflectirt, welches dann leicht in eine Panique übergeht; dass bei der Attake sämmtliche Bedingungen des Erfolges, wie die Schnelligkeit des Vordringens, der Vortheil der Position u. s. w. beinahe gänzlich verschwinden vor der Hauptsache, vor der momentanen Stimmung auf dieser oder jener Seite, vor dem Grade, in welchem diese Stimmung das Gefühl der Selbsterhaltung in den Leuten übertönt. Auf wessen Seite sich in dieser Hinsicht ein Ueberschuss ergiebt, auf dessen Seite ist auch der Sieg. Der Ueberschuss von Selbstvertrauen wird aber offenbar immer auf der Seite der Gepanzerten sein. Da aber die Stärke der russischen Infanterie ausschliesslich in der Festigkeit der Massen, im directen Andringen und im Kampf von Mann gegen Mann besteht, weil wir in dieser Hinsicht die europäischen Armeen ebenso übertreffen, wie wir im Uebrigen ihnen nachstehen, und da gegenwärtig, seit der Einführung des schnellschiessenden gezogenen Gewehrs, die Aufgabe darin besteht, an den Feind heranzukommen, so scheint

es mir fraglos, dass der Panzer gegenwärtig nöthiger ist, als er es früher war, und zwar für uns nöthiger, als für irgend einen Anderen, dass es für die russische Armee sogar vortheilhaft wäre, wenn er von der ganzen Welt acceptirt werden würde. Ich kann es als keine ernstliche Einwendung ansehen, wenn man sich auf die relativ geringe Last des Panzers beruft, da derselbe viele tausend Jahre von allen Heeren getragen und erst vor zwei Jahrhunderten nur deshalb abgelegt worden ist, weil der alte eiserne Panzer nicht vor der Kugel schützte.

Existirt in der That ein Panzer, durch den keine Flintenkugel durchgeht und welcher auch selbst 15 Pfund wiegen mag (wenn wir die Bedeckung der Brust, des Leibes und des Kopfes rechnen), sollte man da wirklich umhin können, dieses Mittel nicht ernstlich ins Auge zu fassen?

Wie ich mich überzeugt habe, gehen aber auch selbst in dieser Hinsicht die Meinungen auseinander. Alle activen Militairs, die sich daran gewöhnt haben den Soldaten als ein lebendes Wesen anzusehen, welches ununterbrochenen Bewegungen des Geistes ausgesetzt ist, erkennen die immense Bedeutung des Panzers bei der gegenwärtigen Waffe, vorausgesetzt dass ein solcher Panzer überhaupt möglich ist, ohne Widerrede an; fast alle Friedenstaktiker dagegen und sogenannte gelehrte Militairs, welche den Kampf als ein Kriegsspiel und den Soldaten als einen Mechanismus ansehen, der unbedingt bis zu dem ihm durch die getroffene Disposition bestimmten Punkt vorrückt, leugnen diese Bedeutung. Alle ihre Gründe reduciren sich auf den Rath, welchen mir einst die „Militairische Revue“ gegeben hat, nämlich die Taktik des Herrn Dragomirow nachzulesen und daraus zu erfahren, dass die Hauptbedingung zum Erfolg der Attake in der Geschwindigkeit besteht, welche durch das Gewicht des Panzers aufgehalten wird. Ich habe es für überflüssig gehalten dem ehrenwerthen Journal damals zu antworten, dass alle europäischen Truppen mit dem Tornister, der mehr als 40 Pfund wiegt, und der bei uns in diesem Fall gewöhnlich abgeworfen wird, zum Angriff schreiten; dass bei einem Vorrücken von einigen hundert Schritt zehn Pfund mehr für einen Menschen ohne Ranzen, oder auch selbst für einen mit dem Ranzen, keinen Einfluss auf die Geschwindigkeit haben können, und dass alle missglückten Attaken gegen Gewehrfeuer, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, einzig und

allein nur wegen der Furcht erschossen zu werden, aber nie aus irgend einer anderen Ursache missglückten.

Der Umschwung in der Taktik in Folge des schnellschiessenden Gewehrs ist offenbar und verlangt neue Mittel im Kriege. Die Kartätsche, welche noch unlängst als das Hauptmittel zur Vertheidigung einer Position diente, gilt heute nur wenig neben den gezogenen Geschützen. Die Vertheidigung besteht gegenwärtig hauptsächlich im Gewehrfeuer; dieses Feuer ist aber weit furchtbarer als das frühere Gewehrfeuer mit dem Kartätschenfeuer zusammen. Bei der heutigen Gefechtsweise kann die ganze feuernde Linie liegend schiessen, und ein gedecktes Terrain beschiesst, wie mit unsichtbaren Kräften, ganz von selbst; man kommt in die Lage gegen einen Bleiregen vorzugehen, ohne die Möglichkeit zu haben durch das eigene Feuer den unsichtbaren Gegner vorher zu derangiren. Diese neue Gefechtsweise macht gegenwärtig Alle stutzen und man sinnt auf die allerriskantesten Mittel dieselbe zu paralysiren. So werden z. B. in der französischen Armee die Truppen bereits seit zwei Jahren darin geübt in der Nacht anzugreifen; dem unbezwingbaren Feuer wird die Dunkelheit opponirt. Natürlich kann es nichts Riskanteres als dieses Mittel geben. Mit grossen Massen operiren ohne einander zu sehen heisst Paar oder Unpaar spielen und, selbst wenn der Gegner geworfen ist, die Möglichkeit entbehren, sich den Sieg sofort zu Nutzen zu machen; gleichzeitig ist jedoch dieses Mittel, wenn man Glück hat, das einzige wirksame. In jedem Fall ist es aber nur möglich bei einer Armee wie die französische, welche sich besonders durch die Selbständigkeit eines jeden Truppentheils bis in die geringsten Unterabtheilungen, durch die Gewohnheit ohne speciellen Befehl zu handeln und durch den Unternehmungsgeist der Officiere auszeichnet. Unter solchen Bedingungen kann man freilich selbst im Finsteren kämpfen. Jeder weiss, dass diese Eigenschaften in unserer Armee nur wenig entwickelt sind. Wir haben wohl bei Sebastopol Nachts gefochten, um den Vorzug des feindlichen Feuers auszugleichen, aber das geschah auf einem völlig bekannten Terrain; nächtliche Scharmützel sind übrigens bei Belagerungen etwas nicht Ungewöhnliches. In der Feldschlacht taugt aber für uns das Mittel der Franzosen nichts.

Der Gebrauch des schnellschiessenden Gewehrs verlangt eine Verdünnung der Fronte und eine Theilung derselben in kleine

Abtheilungen. Diese mittlerweile unvermeidliche Folge gereicht wiederum uns zum Nachtheil und ist gegen unsere nationale Natur.

Ich muss mir eine Abschweifung erlauben, welche unerlässlich ist, um die Sache klar zu machen, und vor Allem Folgendes auszusprechen wagen: Bei uns allein in der ganzen Welt (und zwar nicht in der Armee, sondern in der Militairverwaltung) ist die Wahrheit noch nicht anerkannt, dass eine jede Armee, in Folge des besonderen historischen Charakters einer jeden Nationalität, ihren eigenthümlichen, durchaus nicht willkührlichen Organismus hat. Dieser Organismus im weitesten Sinn entzieht sich der Ausbildung, welche die demselben nicht eigenthümlichen Eigenschaften nur bis zu einem gewissen Grade entwickeln, sie aber nicht zum vollkommenen Ausdruck bringen kann; nur die angeborenen Eigenschaften gelangen zur vollständigen Entfaltung. In Folge dieses unwandelbaren Gesetzes sucht eine jede der guten europäischen Armeen, zum Theil bewusst, zum Theil auch nur halbbewusst, aber in jedem Fall sehr richtig, gerade ihre vorzüglichste Eigenthümlichkeit besonders intensiv zu entwickeln. Diese Eigenthümlichkeit lässt sich bei einer jeden grossen europäischen Armee ganz ohne anzustossen bezeichnen, — so augenfällig tritt sie hervor.

Die Franzosen sind stark durch ihre Lebendigkeit, was, ins Militairische übersetzt, Unternehmungsgeist heisst. Ein jeder Sergeant, im Allgemeinen gesprochen, der mit einem halben Zuge detachirt worden, benimmt sich gerade ebenso wie ein Obercommandirender, und handelt für seinen eigenen Kopf, ohne Befehle abzuwarten, wie er es für das Beste hält. Darin besteht der Hauptvorzug der Franzosen: kein einziger günstiger Zufall entgeht ihnen unbenutzt; und da der ganze Krieg aus lauter zahllosen einzelnen Zufällen besteht, so ist es sehr erklärlich, welche Chancen sich auf derjenigen Seite ergeben, welche die Mehrzahl dieser Zufälle zu ihrem Vortheil auszubeuten weiss. Die Franzosen manövriren, d. h. schicken sich in die Localität und in den Feind ebenso natürlich, wie das Wasser über die Neigung des Bodens fliesst. . . . Die französischen Militairs sind, vom höchsten bis zum letzten, in einem so hohen Grade von dieser Nationaleigenschaft durchdrungen, dass sie es auch gar nicht einmal begreifen, wie es anders sein könnte. Die Heftigkeit bei der Attake, der

französische Elan ist nichts weiter als dieselbe Eigenschaft, nur unter einem anderen Namen; die Franzosen sind heftig, weil sie unternehmend sind. Für sie ist es ganz natürlich an nächtliche Angriffe zu denken und die Nacht sich als Panzer zu nehmen. Die dünne und vieltheilige Fronte setzt sie ebenfalls nicht in Verlegenheit; es ist sehr vortheilhaft mit kleinen Abtheilungen zu operiren, wenn man sich auf eine jede derselben verlassen kann. In jedem Fall ist in dem durch die schnellschiessenden Gewehre in der Taktik verursachten Umschwung gar nichts enthalten, was nicht mit den angeborenen Eigenschaften der französischen Armee zu vereinigen, was dieselbe nicht im Stande wäre zu ihrem Vortheil zu verwenden.

Dasselbe, wenn auch in anderer Weise, muss ebenfalls von den deutschen, d. h. preussischen Truppen gesagt werden: sie sind hauptsächlich stark durch ihr Feuer und durch ihren correcten Mechanismus. Der preussische Soldat hat wenig persönlichen Unternehmungsgeist, ziemlich viel Hartnäckigkeit und sehr viel Geduld und Accuratesse, welche geeignet sind ihn in Dingen der täglichen Beschäftigung zur Vollkommenheit zu bringen. Diese Eigenschaften erreichen in den preussischen Officieren ihren höchsten Grad. Die preussischen Officiere widmen ihre ganze Zeit dem Dienst und denken nur an ihn. Einige von ihnen haben mir versichert, indem sie ihr Wort durch die That bewiesen, dass sie es sich zu gewissen Zeiten ganz abgewöhnten zu Mittag zu speisen, weil es ihnen unmöglich sei sich auf so lange Zeit von dem Unterricht ihrer nur so kurze Zeit dienenden Soldaten loszumachen, und nur mit Unterbrechungen gespeist haben. Da nun die Deutschen hauptsächlich ein Schützenvolk sind, welches das Schiessen aus Liebhaberei betreibt, und da sie allein ganze Gebiete und ganze Stände von geborenen Schützen haben, so ist es sehr natürlich, dass die angeborene Neigung bei einer solchen sorgfältig pedantischen Ausbildung reiche Frucht trägt. Die historische Kraft des preussischen Heeres hat immer in einem schnellen und sicheren Feuer bestanden, welches die Gefechte unter Friedrich dem Grossen ebenso entschieden hat wie unter Wilhelm I. Nicht umsonst ist von dem Ersteren das Wort ausgesprochen worden: „eine Schaar Zielender überwindet eine Schaar Tapferer.“ Für ein solches Heer ist eine jede Vervollkommnung der Flinte, selbst wenn sie auch von Allen gleichmässig angenommen wird,

besonders vortheilhaft, denn sie verleiht seinen Kräften verhältnissmässig einen weit grösseren Zuwachs als den Kräften der anderen Heere. Daher hat denn auch die Initiative der Neuerungen auf diesem Gebiet immer Preussen angehört, vom eisernen Ladestock an bis zum Zündnadelgewehr.

Die russischen Truppen haben sich auch bisweilen in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit entwickelt, wie z. B. im Kaukasus unter dem Einfluss eines langen Kriegsdienstes bei der verschiedensten Umgebung, welche einem jeden Regiment Gelegenheit gab seinen besonderen Charakter herauszubilden. Es hat im Kaukasus Regimenter gegeben, welche äusserlich dem französischen Typus sehr ähnlich waren; hierin sprach sich aber nur der Einfluss eines 25jährigen Kriegsdienstes auf einem exclusiven Felde, nicht aber der Volkscharakter aus. Ganz im Allgemeinen genommen ist die russische Armee aber immer noch sehr weit entfernt von den Eigenschaften sowohl des französischen wie des preussischen Heeres. Von der einen Seite ist das unbedingte Erfüllen der Befehle bei uns tief eingewurzelt, aber kein Unternehmungsgeist; unsere Entschlossenheit tritt beim Erfüllen des Willens des Befehlshabers zu Tage, nicht aber, wenn es gilt aus eigenem Antrieb Etwas anzufangen: von zehn unteren Anführern werden neun ihre Abtheilung ruhig niederschiessen lassen und ohne einen höheren Befehl nicht einen Schritt machen; die einzelnen Theile sind bei uns nicht an Selbständigkeit gewöhnt; unsere Compagnien, unsere Bataillone, unsere Regimenter und sogar noch höher hinauf müssen geschoben werden, — von selbst schieben sie sich nicht in der Mehrzahl der Fälle. Unsere Armee ist in einer starken Hand eine furchtbare Waffe, aber eine besondere Initiative hat sie nicht; Ausnahmen sind nicht Regeln. Die Geschichte und die eigenen Erlebnisse eines jeden erfahrenen Militairs lassen keinen Zweifel daran zu. In diesem Zuge spricht sich der Charakter des russischen Volks aus, welches nicht kriegerisch, aber überaus kühn ist, und daraus ergiebt sich auch ganz natürlich das Wesen des Heeres, welches nicht unternehmend ist, aber unerschrocken und fähig seinem Befehlshaber blindlings in den Tod zu folgen, selten aber nur sich von selbst in die Umstände zu schicken weiss. Bei uns kann man sich nicht auf das Ermessen der einzelnen Officiere und der abgesonderten Theile verlassen, dass sie eine jede sich bietende Deckung oder ein complicirtes Terrain, einen jeden

günstigen Zufall den Feind zu durchbrechen oder ihn zu umgehen benutzen, wodurch allein nur, sei es am Tage oder in der Nacht, der vernichtenden Gewalt des heutigen Feuers die Spitze geboten werden kann. Von der anderen Seite können wir uns mit unseren westlichen Nachbaren in Allem, was technische Vollendung, Präcision und unermüdliche Sorgfalt erheischt, schwerlich vergleichen. Die tägliche Erfahrung schon könnte, wie es scheint, einen jeden Optimisten vom Gegentheil überzeugen. Ausser dass wir in technischer Beziehung immer nachhinken, sind für die Armee, wenn sie im Gewehrfeuer vollkommen sein soll, persönliche Eigenschaften erforderlich, die wir entschieden nicht besitzen. Der gemeine Russe ist kein Einzelstreiter, sondern wird nur in der Genossenschaft vom Selbstvertrauen beseelt; unser Rekrut nimmt die Flinte zumeist als ein ihm gänzlich fremdes Ding in die Hand; er gewinnt nur selten eine besondere Vorliebe für die Details, die zur Vollkommenheit in der Technik unerlässlich sind. Aus seiner Natur kann man die Schützeneigenschaften nicht e n t w i c k e l n, sondern man muss sie ihm von Aussen e i n i m p f e n, was dann ein ganz anderes Ding ist. Grosse aufrichtige Pünktlichkeit in der Erfüllung der kleinen Dienstobliegenheiten kommt nur selten bei uns vor; die Officiere der russischen Armee werden sich nicht aus Eifer für die Ausbildung ihrer Leute das Mittagsessen abgewöhnen; selbst die höheren Commandeure werden bei uns noch nicht so bald anfangen als die Haupteigenschaft eines Truppentheils die Kunst im Schiessen anzusehen. Das ist gar nichts Neues. Unsere Armee hat immer, was das Manövriren und das Gewehrfeuer anbelangt, den europäischen Heeren nachgestanden und es wird auch wahrscheinlich so bleiben, worüber man sich übrigens nicht weiter zu grämen brauchte, wenn nur das Verhältniss immer das gleiche bleibt und nicht ungünstiger wird.

Das russische Herr ist nicht unternehmend und in seinen Manövern gewandt, wie das französische, auch nicht durch sein Gewehrfeuer stark, wie das preussische oder englische, und ist dennoch von Allen, die sich mit ihm zu messen hatten, als der furchtbarste Gegner angesehen worden. Selbst die gegen uns gewonnenen Schlachten waren die allerlängsten, blutigsten und am wenigsten entschiedenen Schlachten der Welt; man kann positiv sagen, dass wir wohl bisweilen den feindlichen Anführern gegenüber, aber niemals den feindlichen Soldaten gegenüber Schlachten

verloren haben. In welcher Eigenthümlichkeit besteht nun der Vorzug der Russen? Das weiss Europa und ein jeder erfahrene russische Officier, obgleich man wohl Grund hat zu fürchten dass unsere Militairadministration sich dessen nicht so genau bewusst ist. Er besteht in dem zähen Zusammenhalten der einzelnen Truppentheile, des Bataillons oder der Compagnie, in dem Geist, welcher den Russen veranlasst seine Persönlichkeit der Gemeinde, der Genossenschaft unterzuordnen und immer nur vereint zu handeln nach dem Sprichwort: „unter Mitmenschen ist selbst der Tod schön." Ein jedes europäische Bataillon zerstreut sich, wenn es einmal geworfen ist, so dass es dann nicht mehr leicht ist die Leute zusammenzubringen; unser Bataillon dagegen läuft, selbst bei dem furchtbarsten Misserfolg, fast niemals auseinander, sondern die Leute drängen sich an einander und weichen in fester Masse. Das heisst, dass der russische Soldat im Allgemeinen kein Einzelstreiter ist, sondern der Mann der geschlossenen Schlachtordnung. Es ist sehr begreiflich, wie sich in der Hand eines festen und entschlossenen Befehlshabers eine solche Eigenschaft zu einer unüberwindlichen Kraft gestalten kann. Jede Energie ist machtlos, wenn die Abtheilung zersprengt ist; so lange sie aber geschlossen bleibt, kann ein glückliches Wort ihr den Muth wiedergeben. Steht ein Befehlshaber, der niemals den Kopf hängen lässt, an der Spitze einer solchen Armee, so ist es unmöglich sie aus dem Felde zu schlagen, und man müsste sie wie ein materielles Hinderniss herausschneiden, was nicht leicht zu machen ist. Es ist ebenfalls erklärlich, dass ein Heer, welches immer geschlossen bleibt, in welchem Alle, mit Ausnahme der Gebliebenen und der Schwerverwundeten, bis zum letzten Augenblick in den Reihen bleiben, den Kampf endlos in die Länge ziehen kann, dass ein solches Heer sich in der That als eine unbezwingbare Waffe herausstellt, welche niemals den Calcul des Anführers, wenn anders dieser des Heeres nur werth ist, trügt. Erklärlich ist es endlich, welchen Eindruck ein solches Heer auf den allergehärtetsten Gegner ausübt. Nach einem ganzen Tag voll verzweifelter Anstrengungen, kunstgerechter Attaken und glänzender Manöver, selbst wenn er im glücklichen Fall die erste, die zweite, die dritte Position genommen und selbst ermattet und aufgelöst ist, sieht er doch noch immer geschlossene Massen und eine Fronte vor sich, welche zu neuer Gegenwehr bereit sind. Diese Eigenschaft der

Unverwüstlichkeit der russischen Infanterie hat in den letzten Augenblicken der Schlacht bei Borodino Napoleon die Worte entlockt: „Ich werde meine Garden nicht um niedergemacht zu werder vorschicken, ich darf nicht meine letzten Hülfsmittel riskiren." Die Fortsetzung des unbeendigten Satzes im Sinn des Eroberers ist offenbar: warum? wir würden noch einige Tausend Feinde erschlagen, aber die Uebrigbleibenden werden doch immer noch ebenso stehen, wie sie jetzt stehen. Die französischen Soldaten, die alten wie die neuen, haben es oft wiederholt und wiederholen es noch jetzt: die Stärke der russischen Armee besteht nur in der Faust, aber diese Stärke ist furchtbar. Früher schon hat Friedrich der Grosse dasselbe gesagt: „Es ist leichter den russischen Soldaten zu erschlagen, als ihn zu besiegen", d. h. man kann sie schlagen, soviel man will, sie stehen doch immer als geschlossene Masse und unzerschlagen. Hadschi-Murat, der bekannte Parteigänger der Bergvölker, hat diese Wahrheit in seiner Weise ausgedrückt, indem er sagte: „Der russische Soldat ist ein sonderbarer Mensch! Einzeln taugt er nichts dem Lesghier gegenüber, sammelt sich aber ein Haufen von ihnen, so ist es rein unmöglich mit ihnen fertig zu werden!" Alle unsere Gegner haben, seit der Einführung der regulairen Truppen bei uns, diese selbe Bemerkung auf die verschiedenste Weise wiederholt. Ausser der persönlichen Bravour, welche den russischen Soldaten, ohne sich selbst zu schützen, drein schlagen lässt, ist die Stärke im Bajonettkampf die Hauptfolge unserer innersten Anlage in Gemeinschaft zu handeln und uns an einander zu drängen; je weniger eine Colonne zerrissen zu werden vermag und je inniger geschlossen sie anrückt, um so stärker ist ihr Anprall im Kampf von Mann gegen Mann. Im Vorpostendienst, welcher die Eigenschaften des Einzelstreiters erheischt, sind wir nicht stark, wodurch unseren Gegnern am Anfang einer jeden Campagne immer grosse Hoffnungen eingeflösst wurden; sowie es aber zum offenen Kampf kam, prallten alle Anstrengungen des Feindes an den russischen Colonnen erfolglos ab, wie die Fluth des Wassers an einem Felsen. Schmidt hat in seiner Geschichte des polnischen Aufstandes diese anfängliche Selbsttäuschung des Feindes und die dann darauf folgende Enttäuschung desselben sehr klar dargestellt. Einem ernstlichen europäischen Feind gegenüber haben wir immer nur und zwar nicht vorzugsweise, sondern ausschliesslich durch diese Eigenschaft

die Oberhand gewonnen; hierin liegt die Stärke der russischen Armee, sowohl in früherer Zeit, wie in der Zukunft. Suworow, welcher unsere Armee zu einer Vollkommenheit, wie sie die Welt nie grösser gesehen, gebracht hat, hat gerade auf diese Eigenthümlichkeit die Ausbildung des russischen Heeres und seine Taktik gegründet (oder, richtiger gesagt, vollendet, denn es war auch vorher schon so gewesen). In dem italienischen Kriege stellte er, wo es nur zu manövriren galt, sowie auch als Vorhut die Oesterreicher hin, seine eigenen Soldaten aber führte er dahin, wo der Feind im offenen Kampf ohne alle Winkelzüge geschlagen und der Ort vom Feinde gereinigt werden musste, wiederholte zehn Mal hinter einander die Attake und brachte es immer dazu den Feind zu zersprengen, während ihm selbst doch immer noch, wenn auch nur eine Handvoll Leute blieb, aber eine Handvoll, die fest stand und im Stande war den Kampf wieder aufzunehmen. Von fast 40,000 Mann russischer Truppen waren am Ende des Krieges nur 12,000 übrig geblieben, mit diesem Rest konnte sich aber dann auch Niemand mehr im Felde messen.

Natürlich darf man es mit den anderen Seiten der Sache nicht zu leicht nehmen, sondern man muss sich bestreben die russischen Soldaten als Manövrirer und Schützen auf eine möglichst hohe Stufe zu bringen; vor Allem aber muss man die charakteristischen Momente, in denen unsere Kraft beruht, klar erkennen. Das Militairsystem wird sonst in seiner Art zu einem Nihilismus, welcher Seifenblasen für Phantasiesoldaten schafft. Niemals werden wir durch den Unternehmungsgeist unserer einzelnen Truppentheile und durch die Gewandtheit im Manövriren, wie die Franzosen, noch durch unser vernichtendes Feuer und die vollendete Technik, wie die Preussen und Engländer, europäischen Armeen furchtbar erscheinen; wir haben schon genug damit zu thun diese Eigenschaften uns wenigstens äusserlich anzueignen, um dem Vorzug der Gegner in dieser Hinsicht auch nur gleich zu kommen; siegen können wir jedoch nur durch die Eigenschaft, durch welche wir bisher gesiegt haben — durch die Widerstandsfähigkeit der Masse und durch die Schulterkraft im Handgemenge. Unsere Armee würde zweifellos unter das allgemeine Niveau herabsinken, wenn der Einfluss des neuen Gewehrs und der durch dasselbe bedingten neuen Taktik für unsere nationalen Eigen-

schaften ungünstig wäre. Das künstlich Eingeimpfte kann nie das Angeborene ersetzen.

Dieser Einflusss ist indess in der That kein günstiger. Bei der allgemeinen Bewaffnung mit schnellschiessenden Gewehren findet eine jede der grossen europäischen Armeen daran doch immer Etwas, was einer ihrer Haupteigenschaften vortrefflich zu Statten kommt, und gewinnt dadurch in irgend einer Hinsicht wenigstens vor den übrigen. Nur wir allein verlieren dabei ohne alle Entschädigung. Die vernichtende Gewalt des gegenwärtigen Gewehrfeuers und die daraus resultirende Nothwendigkeit die Fronte zu verdünnen und zu zerstückeln, stehen im radicalen Widerspruch zu unserer Hauptstärke, welche in der Gebundenheit und Widerstandsfähigkeit der Masse besteht. Giebt es überhaupt eine Möglichkeit ein Mittel zu finden, welches dem russischen Heer seinen principiellen Vorzug sichert, so muss dieses Mittel gefunden werden.

Dieses Mittel ist in dem Panzer beinahe schon gefunden und bedarf blos einer geringen Vervollkommnung. Natürlich ist nicht davon die Rede die ganze Armee sogleich in den Panzer zu kleiden. Bei der gewöhnlichen Distance zwischen den sich gegenüberstehenden feindlichen Linien zerstört das Gewehrfeuer, ausser in den entscheidenden Momenten des directen Angriffs, nicht sofort die Colonne und auf dem Schlachtfelde finden sich immer genug natürliche Deckungen; der Panzer ist daher nur für die Têten erforderlich, im Augenblick des Vorstosses oder der directen Abwehr. Die gepanzerten Truppen repräsentiren in diesem Fall die scharfen Spitzen, hinter denen der Stock, die nicht gepanzerten Truppen, von selbst in die Masse des Feindes eindringt. Den zuerst angreifenden Truppen aber, welche das Schicksal der Attake entscheiden, würde der Panzer die erste Bedingung unserer Stärke, die Geschlossenheit nämlich, conserviren. Zu diesem Zweck dürfte es, meiner Meinung nach, sobald nur der Panzer in einer befriedigenden Gestalt zu Stande gebracht worden, vorläufig, bis die Erfahrung das Weitere gelehrt hat, genügen, ebenso viele gepanzerte Bataillone zu montiren, als wir Divisionen haben; es versteht sich von selbst, dass diese Bataillone nicht bei den Divisionen zerstreut, sondern zu Regimentern vereinigt sein müssten, die dann nach Massgabe des Erfordernisses zu vertheilen wären. Diese Regimenter würden als scharfe Spitzen beim Angriff und

als unbezwingbare Reserve in dem letzten Augenblick dienen. Für den ersten Krieg würde es sogar genügen, wenn blos die Gardeinfanterie, mit Ausnahme der Jägerregimenter und Schützenbataillone, mit dem Panzer bekleidet wäre.

Das schnellschiessende Gewehr wird auf die Cavallerie noch weit mehr Einfluss haben als auf die Infanterie. Der Bedeutung der Reiterei ist, wenn sie wie bisher auf der Routine basirt bleibt, die Axt an die Wurzel gelegt; selbst bei der Verfolgung des geschlagenen Feindes würde sie kaum einen besonders grossen Nutzen bringen. Nicht blos ein Bataillon, sondern selbst eine Compagnie schon würde, wenn sie fest geschlossen geblieben und nicht eingeschüchtert ist, jede Reiterei mit einem Bleiregen zurückschlagen.*) Eine regulaire Routinecavallerie repräsentirt heute blos eine nutzlose Belastung des Budgets. Bei dem schnellschiessenden Gewehr kann die Reiterei nur in zweifacher Hinsicht von Bedeutung sein: als Geharnischte in schussfesten Panzern auf Mann und Ross, welche dann in der That geeignet sind die Infanterie zu sprengen (diese Waffengattung kann ihrer complicirten Ausstattung wegen nicht gerade sehr zahlreich sein); und als Linienkosaken, d. h. Schützen zu Ross und zu Fuss, je nach den augenblicklichen Erfordernissen, welche natürlich auch als regulaire Fronte zu operiren verstehen, den Säbel aber blos im bestimmten Fall ziehen, hauptsächlich eine Schützentruppe, die sich mit der Geschwindigkeit einer unermüdlichen Reiterei bewegt. Aus allen unseren Kosaken lassen sich solche Truppen gestalten. In dieser Hinsicht ist der Vortheil offenbar auf unserer Seite, sowohl was die Eigenschaft, als auch was die Billigkeit und die numerische Stärke dieser Waffengattung anbelangt, jedoch immer wieder nur unter der Bedingung, dass die russische Armee auch wirklich

*) Ich rede von dem schnellschiessenden Gewehr auf Grund der allgemeinen, nicht aber auf Grund meiner persönlichen Vorstellung von demselben. Ich für meine Person bin der Ansicht, dass eine Infanterie mit dem schnellschiessenden Gewehr oft schwächer als mit dem alten Gewehr sein wird, und zwar deshalb, weil häufig schon ein einziger unvorsichtiger Schuss genügen würde, um ein unaufhaltsames Feuer zu veranlassen, bei welchem der Befehlshaber keine Herrschaft mehr über die Abtheilung hat, d. h. die erste Bedingung zum Erfolg einbüsst. Ich habe oben den normalen Fall angenommen, in welchem die Abtheilung noch in der Hand des Befehlshabers sich befindet.

russisch sei, basirt auf die factischen Quellen unserer Kraft, nicht aber der Abklatsch verschiedener unanwendbarer Vorbilder und vor Allem kein von Stubengelehrten erfundenes theoretisches Ding, was das Allerschlimmste ist.

Fast halte ich es für unnütz von der magischen Wirkung zu sprechen, welche die zuerst auf dem Schlachtfeld erscheinenden gepanzerten Truppen, Infanterie wie Reiterei, hervorbringen würden. Diese Wirkung würde ebenso vernichtend sein wie das Erscheinen eines Panzerschiffes inmitten hölzerner Fahrzeuge. Die unberittenen Panzerträger, welche, gedeckt vom Geschütz- und Gewehrfeuer ihrer eigenen Linie, die sich allmälig dem Feinde nähert, auf 300 bis 400 Schritt an den Feind heranrücken und in dieser Distance im Laufschritt den Angriff ausführen, würden wie eine Kanonenkugel den Gegner durchbrechen; nach ihnen würden dann von hinten, von rechts und von links die übrigen Bataillone die Position nehmen; eine von einem Punkt durchbrochene Linie wird in weitem Umkreis von dieser Stelle moralisch geschwächt. Dieselbe Wirkung, nur noch weit vernichtender im Fall des Erfolges, würde die Attake gepanzerter Reiter haben. Gleich schon das erste Gefecht würde eine Panique in den Reihen des Feindes hervorbringen und wahrscheinlich in weit höherem Grade auf den Ausgang des Krieges einwirken, als die gezogenen Flinten der Aliirten im Krimkriege und das Zündnadelgewehr im preussisch-österreichischen. Es ist weit vortheilhafter, wie bereits oben gesagt worden, die in Erstaunen setzende, als die in Erstaunen gesetzte Seite zu sein; die Wahl aber zwischen einem von Beiden muss jetzt definitiv getroffen werden. Drei Regierungen werden nicht umsonst Versuche anstellen und die Erfinder des Panzers in ihren Staatsfabriken arbeiten lassen. Wenn der erste Zusammenstoss nicht uns allein künftig auf diese Weise vorbereitet findet, so sollte er wenigstens nicht ausschliesslich nur unsere Gegner mit dieser Erfindung ausgerüstet finden. Uebrigens mag die ganze Welt den Panzer annehmen, was unfehlbar geschehen wird, wenn nur wir nicht zurückbleiben, der Vortheil würde immer auf unserer Seite sein. Erstens würden wir unsere Haupteigenschaften im Kampf, die unauflösliche Gebundenheit der Masse conserviren, und zweitens würde der Kampf im entscheidenden Augenblick die für uns allervortheilhafteste Gestalt, die eines Kampfes von Mann gegen Mann annehmen. In diesem Kampf

sind die russischen Soldaten stärker als alle übrigen; das ist nicht eine Volkssage, wie bei den Franzosen und Engländern (bei den Deutschen existirt nicht einmal eine solche Sage, wegen der Abwesenheit einer jeden Veranlassung dazu), sondern Thatsache, die jeder gewissenhafte Ausländer, welcher im Kampf uns gegenüber steht, anerkennt. In den Scharmützeln bei Sebastopol haben die Franzosen, die sich so sehr ihres Bajonettfechtens rühmen, niemals eingehauen, sondern nur abgewehrt und sind immer gewichen. *) Sogar die gebräuchlichen Kunstgriffe des russischen Soldaten würden uns dabei zum Vortheil gereichen. Bei uns (so wenigstens habe ich es immer im Kaukasus gesehen) greift nur das erste Glied den Feind mit dem Bajonett an; die Hauptwaffe unseres Soldaten ist dann aber nicht mehr das Bajonett, sondern der Kolben, oder richtiger der Hahn, mit welchem er umgewandt einhaut. Das Bajonett ist gegen den Panzer machtlos, ein Schlag aber mit dem Kolben auf den Kopf, selbst wenn er durch einen hiebfesten Helm geschützt ist, wirft doch, wenn er auch nicht verwundet, für den Augenblick selbst einen Riesen zu Boden. Es kommen eben hierbei viele Momente zur Geltung, die gewissermassen zu unserem Vortheil gereichen.

Die Bedeutung des Panzers besteht darin, dass er den Menschen vor der Gefahr plötzlich durch einen Flintenschuss getödtet zu werden schützt, jedoch nur von vorne. Die Leute müssen es wissen, dass sie sofort, wenn sie dem Feinde den Rücken wenden, ihren Vortheil einbüssen. Nur für die edeln Theile des Körpers, deren Verletzung den sofortigen Tod herbeizuführen vermöchte, ist der Schutz erforderlich, also für die Brust, für den Leib bis zu den Weichen und für den Kopf. Wunden sind nicht weiter erheblich. Jeder, der mit unseren Truppen gekämpft hat, weiss, dass der russische Soldat sich nicht vor Wunden fürchtet, und in einem guten Regiment verlässt der Leichtverwundete auch gar nicht die Fronte. Ganz anders ist es aber mit dem offenbaren Tod. Beim Rückzug der Franzosen im Jahre 1812 haben die

*) General Chrulew, der Mann, dem die meisten Daten zur strategischen Beurtheilung der Franzosen zu Gebote stehen, behauptet, dass sie sich nicht einmal gewehrt hätten, sondern vor dem Kampf von Mann gegen Mann geradezu gelaufen wären, so dass die ganze Frage nur darin bestanden hätte unsere Soldaten an sie heranzuführen.

alten Garden Napoleon's, als sie sahen, dass die Verwundeten nicht fortgeschafft wurden und daher also selbst eine leichte Wunde, die den Menschen am Gehen hinderte, gleichbedeutend mit dem Tode war, gezögert ins Feuer zu gehen. Die Anzahl derjenigen, welche in Folge von Fusswunden fallen, wird die Fronte nicht gerade bedeutend schwächen und auf den Geist der Leute keinen Einfluss üben; solche Wunden werden im Gegentheil nur die Heiterkeit der Soldaten erregen.

Wie absichtlich haben sich die Umstände gefügt, um die Frage wegen des Panzers zu erleichtern. Die Kraft einer Kugel aus einem schnellschiessenden Gewehre nach den neuen, in ganz Europa recipirten Mustern, von sehr kleinem Kaliber, ist geringer als früher die Kraft einer Kugel war, in Folge des Gesetzes, dass die Kraft gleich ist der Masse multiplicirt mit dem Quadrat der Geschwindigkeit; d. h. die Kraft eines Pojectils von einem Kaliber von $4\frac{1}{2}$ Linien ergiebt nur $\frac{3}{4}$ der Kraft einer Kugel von 6 Linien bei sonst gleichen Bedingungen. Wenn die Einführung des Panzers von neuem eine Vergrösserung des Kalibers der Flinten und eine Verminderung der Zahl der Patronen, in directem Widerspruch zu dem eigentlichen Sinne der schnellschiessenden Gewehre, verlangen sollte, so würde diese neue Umarbeitung der Gewehre viel Zeit erfordern, während indess der Panzer die Schlachten entscheiden dürfte. Aber auch ausserdem spricht bei dem gegenwärtigen Gang der Dinge die Zukunft für den Panzer und gegen die Flinte. Die Kraft des Schusses bedeutend zu vergrössern ist unmöglich ohne eine Vergrösserung des Kalibers, welches bei der Handfeuerwaffe, bei einer normalen Quantität Patronen, durch ziemlich enge Schranken begrenzt ist, bei dem schnellschiessenden Gewehr aber durch sehr enge, denn wenn der Soldat da nicht einen grossen Vorrath von Patronen bei sich führt, so taugt es gar nichts. Der Panzer ist indess eben erst erfunden worden und weist täglich neue Vervollkommnungen auf. Die wichtigste, bis jetzt noch nicht erprobte Vervollkommnung, auf die man vor Allem seine Aufmerksamkeit richten muss, besteht darin, das Material, aus welchem der gegenwärtige Panzer verfertigt wird, durch ein anderes mehr widerstandsfähiges zu ersetzen. Die anfänglichen Arbeiten Muratori's, Litta Biumi's und Anderer hatten den Schiffspanzer im Auge; sie wollten das Eisen durch ein leichteres und zugleich so viel als möglich billiges Material ersetzen.

Die angestellten Versuche ergaben einen so guten Erfolg, dass die Idee eines Leibpanzers entstand; dabei wurde aber dasselbe Material beibehalten, in Folge dessen der Kürass Litta Biumi's nur 20 Franken kostet. Bei einem Leibpanzer hat aber der Preis eine ganz andere Bedeutung; bei diesem bedarf es keiner Berge von dem Material, welches für Schiffe erforderlich ist, und daher kann man weit wählerischer in der Auswahl desselben sein. Wenn der Leibpanzer sogar 30 Rbl. (100 Frs.) kostete, so würde doch die Montirung der ganzen schweren Gardeinfanterie nicht mehr als eine Million zu stehen kommen, ebensoviel als wie der Panzer für ein grosses Schiff. Ein Material, das bedeutend mehr Widerstandsfähigkeit besitzt als Wolle, liesse sich gewiss finden. Graf Litta und die Anderen beschäftigen sich mit den Versuchen in einem Lande, wo selbst die Tradition von dem Panzer längst abhanden gekommen ist. In Ländern dagegen, wo der Ringpanzer erst unlängst abgelegt worden, wie z. B. im Kaukasus, ist es bekannt, dass er nur mit einer Unterlage von roher Seide, deren Fäden unter allen bekannten die grösste Stärke besitzen, wirksam gewesen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass ein aus Seide angefertigter Panzer einen weit grösseren Widerstand bieten würde, als der aus Wolle. Der gegenwärtige, Brust und Leib bedeckende Panzer der letzten Construction, welcher auf 200 Metres eine Flintenkugel abhält, wiegt, wie gesagt, $3^3/_4$ Pfund. Ein solcher Panzer aus Seide, welcher überhaupt schussfest wäre, würde aller Wahrscheinlichkeit nach 6—8 Pfund wiegen. Ein seidener Panzer würde mit der Arbeit etwa 25 Rubel kosten.

Ein Hinderniss in dem Gewicht eines Panzers von 10 Pfund sehen können nur solche, die sich keine klare Vorstellung von einem Kriege und von einem Feldzug zu machen vermögen. Man braucht nur irgend einen beliebigen Soldaten darnach zu fragen. Ich kann durchaus nicht Etwas als eine Frage ansehen, was durch die Erfahrungen der ganzen Welt im Laufe von Jahrtausenden schon entschieden worden. Sollten etwa zwei Jahrhunderte genügen, um diese Erfahrung vergessen zu machen und die relativ kurze Gewohnheit in eine Routine zu verwandeln, welche auch nicht einmal Erörterungen gestattet? Ausser der an sich offenbaren Möglichkeit giebt es aber auch noch viele Mittel, es dem Panzerträger leichter zu machen. Das Gewicht der gegenwärtigen Soldatenbürde kann nicht nur sehr leicht, sondern muss sogar um

mehr als 10 Pfund vermindert werden. Zu Panzerträgern müssten, falls es wirklich nöthig sein sollte, starke Leute ausgesucht werden, welche das geringe Uebergewicht leichter als die kleineren Infanteristen tragen könnten. Die Gepanzerten wird man natürlich nicht zu Vorposten gebrauchen; sie würden in der Reserve bleiben und es würden weniger Mühen auf ihr Theil kommen. Beim Angriff würden sie den Tornister ablegen, wie das gewöhnlich bei uns geschieht. Endlich braucht der Panzer auch selbstverständlich auf dem Marsch gar nicht angezogen zu werden, sondern man kann ihn an den Tornister anschnallen. Unter diesen Bedingungen würde der Panzerträger nicht mehr als jeder andere Soldat belastet sein. Und selbst wenn ein kräftiger Mann sogar einige Pfunde mehr zu tragen hätte, die für ihn einen Talisman gegen die Kugeln repräsentiren, er würde sich durch sie wahrlich nicht belästigt fühlen. Wenn man gegen den Panzer Einwendungen erheben kann, so könnte das wenigstens bestimmt nicht von diesem Gesichtspunkt aus geschehen.

Wie sollte es einem nicht leid thun, wenn man unsere Garde betrachtet, dass solche Leute durch eine Prise Pulver den kleinen französischen Infanteristen gleich gestellt werden! während der Ueberschuss an physischer Kraft, welche zu einem furchtbaren Vortheil im Kriege werden kann, die Vergrösserung der Bürde um einige Pfund, damit dem Streiter dieser bedeutende Vortheil erhalten bleibe, ohne Schwierigkeit gestattet.

Die Form des Panzers für den vorderen Theil des Körpers vom Hals bis zu den Weichen bietet gar keine Schwierigkeiten; dagegen erheischt der Kopfpanzer eine sorgfältige Adjustirung. Für eine jede Waffengattung, für die Infanterie, die Reiterei, die leichte und die schwere u. s. w., sind verschiedene Arten von Panzern, also auch verschiedene Versuche anzustellen nöthig; bei der leichten Cavallerie z. B. können ganz leichte Panzer, die nur $1 \frac{1}{4}$ Pfund wiegen, aber gegen den Pistolenschuss und gegen jegliche kalte Waffe schützen, eingeführt werden. Ich habe so viele Jahre über den Panzer und über die Anwendung desselben nachgedacht, dass die für diese oder jene Waffengattung am besten passenden Modelle in meinen Gedanken bereits aufgezeichnet sind; es käme nur darauf an sie zu realisiren und je nach dem Ergebniss der Versuche die Auswahl zu treffen. Die Frage von der Defensivbewaffnung ist erst neuerdings aufgeworfen worden; sie

könnte leicht Anwendungen erfahren, an die heut zu Tage noch kein Mensch denkt. Anstatt des Leibpanzers könnte man einen Schild tragen; gerade in dieser Gestalt werden von unserem Marineofficier, dessen ich oben erwähnte, die Panzer angefertigt. Diese letztere Form finde ich übrigens unpraktisch; sie mag ganz gut dem Schwerte der Alten gegenüber gewesen sein, aber nicht bei dem gegenwärtigen Feuergewehr mit dem Bajonett; doch auch sie dürfte in gewissen Fällen mit Nutzen anzuwenden sein. Ebenso sind auch grosse Schilde möglich, welche zum Schutz der Artillerie gegen das Kleingewehrfeuer in die Erde gestossen werden (wobei bemerkt werden muss, dass dadurch die Kartätsche eine neue Bedeutung erhalten würde), und ebenso grosse mobile Schilde für mehrere Menschen, welche von dem ersten Gliede getragen werden. Wenn man nur erst dem Panzer die erforderliche Aufmerksamkeit schenken würde, so viele unerwartete Arten der Anwendung würden mit einem Mal zum Vorschein kommen, dass ein erheblicher Theil der heutigen taktischen Regeln und Begriffe eine totale Umwälzung erleiden würde!

Ich für meine Person bin von der ungeheueren Bedeutung des Panzers für die Gegenwart aufs Tiefste überzeugt. Viele von unseren Militairs, die sich eines wohlverdienten Namens erfreuen und mit denen ich über diesen Gegenstand zu sprechen Gelegenheit hatte, theilen meine Ueberzeugung; ich könnte ihre Aeusserungen hier anführen, wenn die Sache nicht an und für sich schon vernünftig wäre und einer Unterstützung durch Autoritäten noch bedürfte. Man kann sogar sagen, dass alle Militairs die Wichtigkeit des Gegenstandes wohl begreifen, obgleich eben nicht alle an die Existenz eines genugsam leichten und schussfesten Panzers glauben. Man muss denselben vorzeigen, zuvor aber das Verlangen ihn zu sehen wecken, und darin eben besteht, es klingt wunderlich, der schwierigste Theil der Aufgabe, bei uns wenigstens. In Frankreich ist, um etwas Derartiges ins Leben zu rufen, allein der Hinweis auf die blosse Möglichkeit nöthig, in England — die Ansicht einiger Sachkenner, bei uns — das Beispiel des Auslandes. Bis jetzt handelt es sich indess noch gar nicht darum, überhaupt irgend Jemand mit dem Panzer zu bekleiden und dafür bedeutende Summen zu vergeuden; vor der Hand würde der Wunsch genügen, sich dessen zu vergewissern, ob in der That der schussfeste Panzer erfunden worden, von dem die Zeitungen reden und

mit dem in England, Frankreich und Italien Versuche angestellt werden. Erweist sich der Panzer als Schwindel, so werfe man ihn einfach bei Seite; wenn nicht, — so setze man sich nicht der Gefahr aus die Geschichte von den Miniégewehren im Krimkriege zu wiederholen.

In diesem Augenblick bedarf es nur der allereinfachsten und nicht einmal kostspieligen Entscheidung: dem Grafen Litta, dem einzigen nicht contractlich gebundenen Erfinder des besten Panzers, für die Dauer seiner Versuche einige Mittel zu gewähren; seine Arbeit mit der unseres Marineofficirs, dessen ich vorher erwähnte, zu vergleichen und die eine durch die andere zu vervollkommnen; die Dicke und das Gewicht eines Filzpanzers, durch welchen eine Kugel von einem gegebenen Kaliber auf 50 Schritt nicht hindurch geht, auf die allersorgfältigste Weise festzustellen; im Fall ein solcher Panzer (resp. aus Seide) nicht gar zu schwer wird, wofür man im voraus garantiren kann, bei demselben Graf Litta mehrere Panzer nach verschiedenen Modellen, leichte und schwere, zu verschiedenartiger Anwendung zu bestellen; für die Anfertigung des Panzers das am meisten widerstandsfähige Material in Anwendung zu bringen; und darauf mit den angefertigten Panzern in Betreff ihrer Dauerhaftigkeit, ihres Gewichts, ihrer Form und ihrer Adjustirung Versuche anzustellen. Diese ganze einleitende Operation würde annähernd 15000 Rubel, und gewiss nicht mehr, kosten. Sodann, wenn der Panzer den Anforderungen entspricht (wovon ich nach meiner eigenen Erfahrung überzeugt bin), muss das Geheimniss der Herstellung angekauft werden, was doch auch nicht Gott weiss wie viel kosten würde, und müssen Werkmeister ausgebildet werden. Darnach würde man den Krieg ruhig abwarten können und nichts weiter zu thun haben. Graf Litta fertigt auf seinem Zimmer in 2 oder 3 Tagen einen Panzer an; man würde also in kürzester Zeit eine genügende Anzahl solcher Panzer herstellen können.

Zu einem solchen Unternehmen, so einfach es auch sei, sind Menschen erforderlich, oder, besser gesagt, ein Mann, welcher die Macht und die Mittel besitzt und die Verantwortung übernimmt. Durch officielle Administrativmassnahmen, durch gelehrte Comités, Agenten u. s. w. wird nichts erreicht. Das Institut von Frankreich ist gelehrter als jedes Comité und doch darf man nicht vergessen, wie es die Entdeckung Robert Fulton's beurtheilt hat;

unsere Comités haben ihrer Zeit auf die allergelehrteste Weise das gezogene Gewehr Minié's abgelehnt und zu einer anderen Zeit auf eine ebenso gelehrte Weise das Gewehr Karle's aufgenommen. Ein Comité ist für die genaue Bestimmung der Qualität des ihm vorgelegten Objects (was auch schon an die Reihe kommen wird) von Bedeutung, aber nicht für die Entscheidung der Frage über die Anwendbarkeit des fraglichen Objects für die Armee, nicht dazu, um darüber zu entscheiden, worauf und worauf nicht in militairischen Dingen die Aufmerksamkeit zu lenken sei; hierbei hat der persönliche Wille Eines zu entscheiden. Gerade ebenso würde auch die vorliegende Frage aussichtslos im Spinngewebe der Administration stecken bleiben. Richter in dieser Frage können nur Obercommandirende und solche, die es gewesen, sein oder es kann vielmehr auch nur Einer von ihnen es sein, weil auch eine Versammlung von Obercommandirenden gerade ein eben solches Comité ausmachen würde. Als thätiger Agent der in diesem Fall mit dem erforderlichen Zutrauen bekleideten Persönlichkeit würde nur ein Mann erscheinen, der seiner Ueberzeugung nach dabei interessirt wäre; deren giebt es in Russland mehrere, man kann unter ihnen wählen. Man darf nicht vergessen, dass es bis jetzt wegen der Neuheit der Sache noch keinen vollständig befriedigenden Panzer giebt, sondern dass erst ein befriedigender Anfang vorliegt. Ein Panzer, der leicht genug ist und zugleich eine Kugel von einem gegebenen Kaliber auf einer Entfernung von 50 Schritt abhält, ist noch nicht gemacht worden, kann aber nach den bereits bekannten zweifellosen Angaben hergestellt werden, und in England, Frankreich und Italien wird man es entschieden fertig bringen. Jemand, der sich nicht schon vorher um diese Frage gekümmert hat und den sie nicht interessirt, wird in ihr tausend, auch sehr begründete Schwierigkeiten finden und sich nicht weiter mit der Aufgabe dieselben zu beseitigen abquälen; die Comités, welche gelehrt genug dazu sind, um über die Qualität des Objects zu entscheiden, nicht aber über den Grad der Wichtigkeit desselben im Kriege, werden die Entscheidung bestätigen; die Administration wird, nachdem sie für einen Augenblick beunruhigt worden, die Verhandlungen mit Vergnügen ins Archiv reponiren. Das Ende wird sein, dass wir im nächsten Kriege mit blosser Brust gegen gepanzerte Truppen marschieren und uns einer Taktik bedienen werden, welche den

Grundeigenschaften des russischen Heeres widerspricht. Mir aber scheint es, dass es nach dem Krimkriege sehr gefährlich wäre einen neuen Krieg zu beginnen und ihn nicht, was es auch kosten möge, mit einem Siege zu beenden.

Anstatt als Panzer die Nacht zu nehmen oder die Zerstückelung der Fronte in Compagnien und Pelotons und dabei überzeugt zu sein, dass die Anführer derselben heldenmüthig dem Tod ins Antlitz schauen und ruhig die Befehle (welche in der Schlacht niemals zur rechten Zeit ankommen) abwarten werden, ist es — meiner Meinung nach — besser den Panzer selbst als Panzer zu nehmen und nach altem Brauch, mit der Trommel voran, für den Zar und das russische Vaterland vorzugehen.

Wenn ich selbst die Mittel dazu besässe, ich würde nicht zögern dieselben unentgeltlich diesem Zweck zu opfern, — in so hohem Grade erachte ich ihn für uns gerade, für Russland, als wichtig. Ich weiss sehr wohl, dass man Viele, selbst nicht blos Altgläubige, nur durch fertige, vollkommen befriedigende Modelle überzeugen kann; doch darum handelt es sich ja gerade, dass zur Anfertigung solcher Modelle die Mittel erforderlich sind.

Die Kriegsgeschichte ist reich an Beispielen von Erfindungen, die irgend Einem direct in die Hände gespielt, von der Routine verworfen wurden und schliesslich dem Gegner den Sieg verschafften. Sollten wir wirklich die Gewehre Minié's so rasch vergessen haben? Der Filzpanzer ist nicht erst gestern entdeckt worden; vor zwanzig Jahren schon habe ich es selbst gesehen, wie er die Kugel aufhält. Diese Entdeckung klopft an die Thür der neueren Taktik. Wenn nicht heute, so doch gewiss morgen wird Jemand den Panzer vervollkommnen, ihn bei sich einführen und durch ihn zum Siege gelangen. Keinem ist er jedoch in einem solchen Grade nöthig als uns, wegen der Haupteigenthümlichkeit unserer Armee. Ich urtheile so: wenn noch irgend ein Versuch denkbar ist, der noch nicht gemacht worden, der aber logischerweise, falls einige Personen, die nicht dumm und mit der Sache bekannt sind, dafür stehen, von bedeutenden Folgen sein kann, — so muss dieser Versuch angestellt werden, zumal wenn er keine grossen Opfer verlangt: Schaden kann daraus nicht entstehen, der Vortheil kann aber sehr gross sein, um so mehr, wenn Fachautoritäten, deren ich eine ganze Reihe nennen könnte,

und einige Regierungen, welche bereits ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet haben, solche Versuche befürworten.

Es ist bei uns gebräuchlich solche Memoire, wie dieses, geheim der Obrigkeit, — der Militairverwaltung, vorzustellen. Ich bin nicht in der Lage diesen Weg einzuschlagen. Man würde mir wiederum den Rath geben Dragomirow's Taktik zu studiern, die ich auch ohnehin oft genug gelesen habe, anfangs als ein ganz vernünftiges Buch zum eigenen Vergnügen, und dann als Schulpensum, zu welchem ich deshalb verurtheilt wurde, weil ich mit meinen eigenen Worten und nicht mit Phrasen, die aus dem obrigkeitlich concessionirten Lehrbuch auswendig gelernt waren, geredet hatte. Was gedruckt ist, können Alle, die es interessirt, lesen. Ich begreife sehr wohl die Inconvenienz des gedruckten Wortes über einen Gegenstand, welcher, obgleich er bei uns noch nicht zur Sprache gebracht worden, seiner eigenthümlichen Natur nach dennoch dort, wo er zur Sprache gekommen, ein militairisches und zugleich ein Staatsgeheimniss ist. Aber auch in dem, was nicht convenirt, was ungelegen ist, giebt es einen Unterschied. Weit ungelegener ist es über einen solchen Gegenstand ganz zu schweigen, wenn man nicht die Möglichkeit hat halblaut zu reden, als laut zu reden, wenn es auch die ganze Welt höre. Zu meiner Rechtfertigung schliesse ich diesen Artikel mit denselben Worten, mit denen ich bereits einmal einen ebenfalls militairischen Artikel, welcher im vorigen Frühjahr in Ihrer verehrten Zeitung abgedruckt worden, geschlossen habe: „Sollte es denn wirklich nicht besser sein, dass solche Fragen in Friedenszeiten mit Worten, als in Kriegszeiten durch Niederlagen entschieden werden?“

Inhalt.

Beilagen.

Anhang.

Berichtigung.

In der ersten Zeile der Anmerkung auf Seite 47 muss es statt General Tromu: General Trochu heissen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

